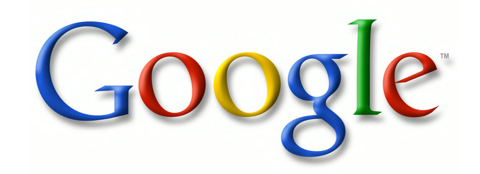




Reisebilder

aus dem

Morgenlande.

Von

Dr. phil. A. Matthes,
Pfarrer und Lehrer an der Klosterschule zu Roßleben.

Der Reinertrag ist zum Bau der evangelischen Kirche
in Bethlehem bestimmt.



Gütersloh.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.
1891.



Reisebilder

aus dem

Morgenlande.

Reisebilder

aus dem

Morgenlande.

Von

Dr. phil. A. Matthes,
Pfarrer und Lehrer an der Klosterschule zu Roßleben.

Der Reinertrag ist zum Bau der evangelischen Kirche
in Bethlehem bestimmt.



Gütersloh.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.
1891.

Ihrer Hochwohlgeboren

der Frau

Hildegard von Wedemeyer

geb. von Uthmann

auf

Hohenwartenberg

zum Zeichen dankbarster Verehrung gewidmet

vom Verfasser.

Vorwort.

Bilder suchte ich zu zeichnen, anspruchslose Federskizzen, in Mußestunden meines früheren Pfarramts.

Ob sie gelungen —?

Nicht außerordentliche Ereignisse sinds, welche die nachstehenden Blätter schildern, sondern Erlebnisse, wie sie jeder Orientreisende machen kann, der nicht zu wissenschaftlichen Zwecken, oder von besondrer Lust an Abenteuern getrieben, ungewohnte Pfade einschlägt.

Ihren Zweck hat diese Darstellung erfüllt, wenn sie in denen, die gleichfalls die geschilderten Lande schauen durften, verwandte Erinnerungen wachruft, bei den Lesern aber, die nicht aus eigner Anschauung jene Stätten und ihre Bewohner kennen, zur Belebung der Teilnahme an denselben zu dienen vermag.

Kloster Roßleben, den 28. Oktober 1891.

Der Verfasser.



Wie bist du doch so schön, o du weite, weite Welt.

Von Jugend an hab ich gern Geographie getrieben. Schon früh ließ mich mein Vater oft in Gedanken reisen, was den Vorteil hatte, daß es ohne besondere Kosten und Fährnisse schnell über weite Länder und Meere hin vorwärts brachte. Freilich, daß ich selbst in Wirklichkeit noch einmal so weit herumkommen würde, ahnte ich damals noch nicht.

Auf dem Gymnasium wars der schwarze Erdteil, der mich immer gewaltig anzog, und auf der Universität mußte ich mich ja, hätte ich auch nicht besondere Neigung dazu gehabt, mit Palästina eingehender beschäftigen. Sehnsüchtig hatte ich von Pästums Basilika aus nach Süden geschaut über das blaue Meer hin; dorthin lag Tunis. Und die erste Frage eines mit meiner Reiselust bekannten Herrn, den ich mit meiner Braut am Tage nach meiner Verlobung besuchte, war: „Wie wirds aber nun mit Ihrer Reise nach Palästina?“

Schöne Träume, wie sollen sie je wahr werden? Und nun doch! plötzlich wurde mir die herrlichste Gelegenheit geboten, das Morgenland sehen zu dürfen. Wie hätte ich sie ausschlagen sollen? Da gabs kein langes Überlegen, die arabische Grammatik, die seit der Universitätszeit her ungestört hatte einstauben dürfen, ward schnell hervorgesucht und einige dürftige Brocken Altarabisch wieder angeschaut. Die Amtsgeschäfte, die sich gerade in jener Zeit häuften, wurden mit frischer Kraft erledigt, und der deutsche

Pastor ließ Haus und Gemeinde, Weib und Kind mitten in der Passionszeit im Stich, nahm in Berlin noch seine zwei ersten und letzten Reitstunden und — „unvorbereitet, wie ich mich im übrigen hatte“ — gings dem fernen Süden zu.

Gewiß, eine specielle Reisevorbereitung in allen Ehren, aber den möchte ich sehen, der auf die Frage: „Entweder in drei Wochen nach dem Orient abreisen oder — zu Hause bleiben“ das letztere wählen wollte. Im Morgenland gilts für jeden, der ein offnes Auge hat, selbst wenn sein Ohr für die Geheimnisse der dortigen Landessprachen taub ist:

„Greift nur hinein ins volle Menschenleben . . .
Und wo ihrs packt, da ist es interessant.“

Sind wir aber für irgendwelche Gebiete durch unsere allgemeine Bildung speciell vorbereitet, so könnens doch keine andern sein, als das alte Wunderland Ägypten, Palästina, das Land unsrer religiösen Sehnsucht, und das klassische Hellas. Ihre Geschichte, wenn wir von der Morgenröte neugriechischen Lebens absehen, gehört der Vergangenheit an, und das Leben und Treiben der Vergangenheit spiegelt sich mit photographischer Treue in dem heutigen Volkstum wieder.

Unsre praktischen Vorübungen fingen bereits auf der Fahrt von Berlin nach Wien an, wo der unmittelbar hinter der Lokomotive laufende Schlafwagen uns das Ungemach einer Seereise lebhaft vor die Seele stellte. Längst wars Nacht, als wir Deutschland verließen und uns in Tetschen der ersten Zollrevision unterwarfen. Nicht mit Unrecht hatte uns unser Aufwärter schon im voraus über sie mit den Worten beruhigt: „Sobald das Gepäck da ist, ists auch schon revidiert.“

Herrlich hatten uns vorher im vollen Mondenlicht die Sandsteinfelsen der sächsischen Schweiz geleuchtet, denen man bei Nacht ihre Verunzierung durch die Steinbrüche garnicht ansah; hoch ragte hernach des Milleschauers schöngeformter Basaltkegel!

Das hättest du auch nicht gedacht, alter Geselle, als ich dich zum erstenmal erblickte, in Teplitz Heilung suchend, daß ich dich noch einmal auf einer Reise nach Jerusalem sehen würde! Doch weiter, hinein in den dichten Märzennebel, der uns am Morgen alle Aussicht nimmt und erst kurz vor Wien uns die fruchtbare Donauebene schauen läßt. Auf langer Brücke fahren wir über die Donau in den Nordwest=Bahnhof der alten Kaiserstadt ein. Ein Fiaker ohne betreßten und benummerten Lackhut befördert uns, ohne daß wir eine Blechmarke vorzuzeigen hätten, nach dem Südbahnhof. Die wenigen Stunden unseres Aufenthalts in Wien verwenden wir natürlich zu einer Fahrt durch die verschiedenen Ringe und zu einer Besichtigung des Stephansdomes. Wien hat einen Dom, aber keinen Platz für denselben, in Berlin fehlt dem großen, schönen Platz nur ein Dom. Dafür giebts in Berlin auch keine „Turmkraxler" und kein doppelköpfiger Reichsadler sucht dort, wie in Wien, die Spitze eines in halber Höhe verunglückten Zwillingsbruders des Turmes zu verschönern.

Unsern nächsten Halt machten wir auf dem Semmering, wohin uns die herrliche Semmeringbahn geführt hatte. Während uns auf den Stationen umsonst von Frauen und Mädchen Sträußchen von getrocknetem Edelweiß, sowie Bouquets frischer Helleborus= und Erikablüten angeboten waren, pflückten wir vor dem hochgelegenen, freundlichen Hotel selbst die aus dem Schnee hervorlugenden ersten Frühlingskinder. Aber plötzlich wurden wir gestört; vom Schneeberg herüber kams schwarz heraufgezogen, und im Umsehen brach das Unwetter los, um dann ebenso schnell zu verschwinden. Malerisch beleuchtete die untergehende Sonne die Schluchten und Schneefelder ringsum. Auf der Station selbst begrüßten wir unsere mit dem Nachtzuge aus Wien nachgesandten Koffer, die uns dort eine Viertelstunde vor Abgang unseres Zuges, angeblich „wegen Zeitmangels", nicht mehr mitgegeben waren und fuhren in die Nacht hinein, ohne nur zu ahnen, daß auch wir, wie eine acht Tage später dort

1*

reisende Gesellschaft, durch Schneefall leicht für einige Zeit in Laibach oder sonst wo hätten unfreiwilligen Aufenthalt haben können. Das erste Morgengrauen sah uns schon auf dem gewaltigen Karstplateau — einer auf den ersten Blick unendlich einförmigen, in Wahrheit, selbst wenns dort keinen Timavus, von den Alten als achtes Weltwunder angestaunt, und kein Adersbach gäbe, äußerst interessanten Hochebene. Nackter, grauweißlicher Kalkfels, auf dem die spärliche Vegetation, meist nur in Gras bestehend, sich zeigt; selten sind kleine Eichenhaine, während oft zwischen dicht gestreuten Kalksteintrümmern alles Pflanzenleben erstorben scheint. Der spärliche Anbau beschränkt sich auf die Dollinen, trichterförmige, durch Unterwaschung des Kalksteins entstandene Senkungen, in die der schwere, rote, sehr fruchtbare Lehm von dem Regen zusammengespült ist. Gegen die Gewalt der schneidend scharfen Bora ist jedes angebaute Fleckchen noch mit Kalksteinmauern umgeben; oft habe ich zwei bis drei solcher konzentrischen Schutzwälle gesehen; sämtliche Wege zwischen den spärlichen Ortschaften und den einzelnen weinumrankten Häusern sind gleichfalls gegen den Sturmwind mit solchen Mauern eingefaßt. Bei dem längeren Aufenthalt in Nabresina ging ich ein wenig auf die Karstebene mit dem puderfeinen Kalkstaub auf den Wegen und ließ mich mit einem fleißigen Landmann in ein kurzes Gespräch über die Bebauungsart ein — die an den Anbau in den tiefgelegenen Oasen der Sahara erinnern soll; sind diese doch nichts als solche künstlich bewässerte und angebaute Senkungen. Von einem in voller Blütenpracht stehenden Mandelbaum brachte ich als ersten sichtbaren Gruß des Südens, es war am 11. März 1887, einen kleinen Zweig ins Coupé. Bald erblickten wir auch nach einer scharfen Wendung die blaue Adria, an der nun die Bahn entlang führte. Der Abhang des Karst nach dem Meere zu zeigte mit seinen Weinpflanzungen, Olivenhainen, Cypressensäulen und seiner Einrahmung durch das von kleinen Fischerboten belebte Meer den größtmöglichen Abstand

gegen die wilden Karstfelsen. In reizendster Umgebung lag ein kleines Schloß auf einem Vorgebirge über dem Meere — Miramare — ein Mastenwald zeigte sich, wir waren in Triest. Im Lloydbureau erfuhren wir, daß sich Ettore mit uns von Europa wenden wollte. Die kurze Zeit bis zu seiner Abfahrt benutzten wir zu einem Spaziergange am Hafen entlang, wo uns fast nur italienische Laute umschwirrten, und wo die meisten Physiognomien, wie Trachten uns den Wunsch der Irredentisten verstehen lehrten; besonders zog uns die schöne Fischhalle mit den verschiedenartigst gestalteten Muscheln, Krabben, Krebsen, Oktopoden und Fischen an; als wir aber ihr schützendes Dach verlassen hatten, währte es nicht lange, bis uns ein Regenguß an Bord des Ettore trieb.

Himmelaufjauchzend, zum Tode betrübt.

Obs wohl je schöneres Wetter gab auf dem seit Horaz' Tagen übelbeleumdeten adriatischen Meere, als am ersten Nachmittag unserer Seereise? Als der Anker gehoben, die Landungsbrücke eingezogen, die Taue, welche das Schiff am Quai festhielten, gelöst waren, begann auch der Regen nachzulassen, und sobald wir den Hafen hinter uns hatten, hellte sich der Himmel auf. Zur Linken begleitete uns die istrische Küste mit ihren schroff abfallenden Kalkfelsen, den weißschimmernden Dörfern, den Städten, in welchen die Basiliken samt danebenstehendem Kampanile, teilweise auf gewaltigen Substruktionen erbaut, am Ufer hoch emporragten.

Zweimal begegneten uns andere Lloydschiffe; dem einen, das von Bombay kam, bewiesen wir zunächst durch Herabziehen der am Flaggenstock wehenden Flagge unsere Reverenz, um dann auch

von ihm herablassend gegrüßt zu werden, während der andere kleine Küstenfahrer uns zuerst salutierte. Einige Male sprangen Thunfische hoch und zeigten uns ihre krummen Rücken, die weißen, schwarzgeränderten Flügel der scharenweise fliegenden Möven leuchteten im Sonnenschein wie Silber.

In der ersten Kajüte reiste bis Brindisi mit uns nur noch eine Dame, Frau Professorin L. Sie fuhr ihrem Mann, einem bekannten Afrikaforscher, der nahezu zwei Jahre auf eine Durchquerung Afrikas verwendet hatte, bis Alexandrien entgegen. Von den Passagieren der zweiten Kajüte freundeten sich zwei schon an jenem ersten Tage mit uns an, die wir den „Sieger über König Theodorus von Abyssinien“ und den „östreichischen Justizminister“ nannten. Ersterer war bei Lord Napiers Expedition als Marketender beteiligt gewesen, hatte die Welt schon bis Südamerika gesehen und ging nun in seiner Eigenschaft als Wiener Kaufmann Geschäfte halber nach Kairo. Auf der stark unter der breiten Stirn einspringenden Nase saß eine goldene Brille, die schmalen Lippen waren ohne jede Farbe. Große Gutmütigkeit, die sich später besonders in allerlei kleinen Hilfeleistungen seinen leidenden Mitpassagieren gegenüber zeigte, war bei ihm mit einer starken Dosis Schlauheit gemischt. Der Justizminister, auch als „Rothaut“ von uns bezeichnet, war eigentlich ein östreichischer Justizbeamter — leider konnten wir nicht ermitteln, welchen Ranges. Glücklicherweise sind wir ihm noch mehrmals begegnet; zuletzt riefen wir ihm unser „Guten Morgen, Herr Justizminister“ noch zu, als er auf dem Dache des russischen Hospizes in Jericho stand, sonst hätten wir ihn vielleicht noch heut in schlimmem Verdacht. Als wir nämlich sahen, wie eins seiner Kleidungsstücke nach dem andern verschwand, der Überzieher zuerst, dann der Kragen, wie die Beinkleider immer weiter durchgescheuert wurden, glaubten wir, er wolle im kahlgeschornen Kopf mit dem struppigen Bart in Ägypten als Fellache auftreten und bereite sich schon auf dem Schiffe für seinen neuen Beruf vor. — Ja, wir waren sehr

vergnügt auf unserm Dampfer während der ganzen ersten vierundzwanzig Stunden, die uns an Lissa, der Ruhmesstätte Tegetthoffs und an der kleinen noch zu Östreich gehörenden Insel Pellicosa vorüber in italienische Gewässer brachten.

Freilich, daß es nicht immer so bleiben könne, zeigten einige uns höchst sonderbar erscheinende Vorrichtungen unseres Hektor aufs deutlichste. Die Lampen hingen im Salon in doppeltem Ringe, an den Wänden waren fortlaufende Griffstangen angebracht, der Tisch und die Polsterbänke auf seinen Seiten waren sorgfältigst verfestigt, dem Tintenfaß von solider Konstruktion, den Leuchtern, Gläsern, Kannen in den Kabinen waren Plätze angewiesen, von denen sie sich höchstens hätten rühren können, wenn das Schiff den Kiel zum Verdeck gemacht hätte. Bald sollten wir jedoch merken, wie praktisch all diese Einrichtungen seien; denn noch hatten wir längst nicht Brindisi erreicht, da begann der Wind etwas zu wehen, und bald spürten wir die Folgen dieser eigentümlichen Schiffsbewegungen. Noch einmal fanden wir Ruhe für ein paar Stunden in der alten Hafenstadt, aus der seit Krassus umsonst durch den prophetischen Feigenverkäufer widerratenen Abfahrt so manche Flotte und so manches Schiff nach dem Morgenlande ausgelaufen war. Im Mondenlicht streiften wir durch die nächtlich stillen Straßen. Aus einer Osteria, an deren Wänden hohe bemalte Amphoren standen, tönte der Lärm fröhlicher Matrosen, einige Palmen zeigten ebenso, wie die platten Dächer mit ihrer Schießschartenbrustwehr den sonnigen, schneefreien Süden. Aber bald mußten wir wieder auf unsern Dampfer zurück, nur um — — —

Warum taucht das Schiff auch fortwährend tief ein in die Wogen, wenn es sich doch im nächsten Augenblick wieder in die Höhe heben will? In dieser Bewegung in die Tiefe liegt etwas Dämonisches, Unwiderstehliches. Der Kopf will nicht mit dem übrigen Körper dem Schiffe folgen, aber umsonst sucht das Auge einen Ruhepunkt; hinter dem Takelwerk, zu dem es soeben noch

hoch emporschaute, erblickt es im nächsten Moment weiß schäumende Wogen. Daß doch auf jedem Schiffe bei seiner Abreise eine Tafel ausgehängt würde mit der Inschrift:

Lasciate ogni speranza voi ch'entrate.

Ob die See auch im Anfang spiegelglatt, der alte Neptun braust daher und regt mit dem Dreizack die Tiefen auf und dann — dann schützt nicht Alter noch Geschlecht, nicht Stand noch Amt, nicht Kajüte noch Deck. — Alles lag krank auf unserm Schiff, so daß der Steward sich solches Anblicks bei den ärgsten Stürmen kaum erinnern konnte; nur der weitgereiste Sieger über König Theodorus blieb verschont und der Rothaut schadete eben weder Feuer noch Wasser. Wir verbrachten jedenfalls diesen Sonntag in bejammernswerter Stimmung; vielleicht noch schlimmer ergings einem riesigen Italiener, dessen gewaltige Stimme wir später zu bewundern Gelegenheit fanden — es waren so unbestimmte, verschwommene Töne und dabei mit einer Kraft hervorgestoßen, als sollten es Kommandos für das ganze Schiff sein.

Von den Zwischendecks-Passagieren fiel uns außer drei kroatischen Frauen, die unter Zurücklassung ihrer Männer und kleinen Kinder als Ammen nach Alexandrien gingen, ein alter Mähre durch die stille Ergebung in sein Geschick auf. Sein Landsmann, der Justizminister, hatte von ihm erkundet, daß er nicht reise, um zu sehen, sondern er wolle durch seine Fahrt nach Jerusalem ein bißchen heilig werden; er gehöre ja zu den Ungebildeten. Zu meiner Schande muß ich gestehen, daß ich darin nicht ohne weiteres einen Mangel an Bildung erkennen konnte. In der Ferne tauchten am Abend dieses Tages die ionischen Inseln auf — aber in unserm Zustand hätten auch die Sirenen, die dem vielgeprüften Dulder gefährlich wurden, umsonst gelockt, geschweige, daß die Nähe von Odysseus Heimatland uns aus unsrer Erschlaffung herausreißen konnte. Am nächsten Morgen sahen wir Kap Matapan vor uns. Diesseits des hochragenden

Taygetos (Pentedaktylion) mit den schroffen Abhängen und schneeigen Gipfeln lag ehemals Messene, jenseits das alte Sparta, vom Gebirge unsern Blicken verborgen. Was hätten jene Höhen erzählen können von den messenischen Kriegen an bis auf die Tage der Mainotenheldenthaten! Aus dem Schaum geboren tauchte Kythera (Cerigo) vor uns auf und verschwand wieder; schon war der halbe Nachmittag verflossen, da erblickten wir Kandia, und sobald wir uns in den Schutz des idäischen Zeus gestellt hatten, konnte uns sein jüngerer Bruder nichts mehr anhaben. Wir kamen auf zwei bis drei Seemeilen an die Insel heran, deren Felsen gerade da nackt und kahl uns entgegenstarrten. Dunkler und dunkler wards, haarscharf zeichneten sich noch die hohen Bergformen vom Himmel ab, endlich schimmerte nur noch der Leuchtturm von Gossi aus dem Nebel heraus — das nächste Land, das in unsern Gesichtskreis kommen sollte, war Afrika.

Aber nun ward Himmel und Wasser, das einzige, was wir am nächsten Tage sahen, herrlich schön. Solch glänzendes Zodiakallicht, wie an jenen beiden Abenden, hatte ich noch nie gesehen, und rein unerklärlich ists, daß so sorgfältige Himmelsbeobachter, wie die Alten gewesen, diese Erscheinung nie erwähnt haben. Und als die Nacht hereinbrach, wie funkelten da gerade die schönsten Sternbilder, Plejaden, Orion, Sirius in leuchtendem Glanze vom tief dunklen Himmel! Das war nicht jenes Aufblitzen und unstete Flackern wie in unsern Winternächten, das war ein stilles, sein selbst gewisses Ruhen im eignen Scheine. Und mit dem Himmel wollte das Meer wetteifern. Die leuchtenden Meerestierchen, von unserm Dampfer rasch dahintengelassen, erschienen als große Mengen leuchtender Punkte, die, von den Wellen getragen, ihren Glanz mit der Sterne Wiederschein verbanden.

In der Nacht zum Mittwoch habe ich nur sehr wenig geschlafen. Man sieht eben nur einmal in seinem Leben zum ersten Male den schwarzen Erdteil, das alte Land des heiligen

Nilstroms, die Stadt Alexanders des Großen. Fast möchte ich auch sagen, was mir Frau Professorin L. am frühen Morgen des Tages, an dem sie ihren Gatten wiederzusehen hoffte, antwortete, als ich mich nach ihrem Ergehen erkundigte: „Ach, ich habe die ganze Nacht kein Auge zugethan, das wäre profan gewesen.“ Auch ich sollte ja meine erste Jugendliebe an diesem Tage schauen.



Afrika.

Die ersten Schritte in Afrika.

Am frühen Morgen war ich auf Deck, einige halb vom Nebel verschleierte Schiffe rechts und links von dem unsrigen ließen einen nahen Hafen vermuten; die grüne Farbe, die das Meer angenommen hatte, anstatt der herrlichen, fast böcklinblauen des offnen Mittelmeerrs, deutete auf die Nähe eines großen Stromes hin. Unruhig schritt ich hin und her, nach allen Seiten hin ausspähend. Sieh da, eine dunkle Masse vor uns, ein Turm, der Nachfolger des alten Pharus, der Leuchtturm von Alexandria. Und lang hingestreckt unter ihm eine schwarze Linie, Afrika.

Und dichter ward der Nebel und höher, immer höher stieg er; Afrika verschwand, der Turm verbarg sich, nichts mehr war vom Lande sichtbar. „Wann kommen wir ans Land?" Auf diese ungeduldige Frage gabs nur die Antwort: „Sobald der Nebel aufgehört hat"! „Aber wann hört er auf?" „Hoffentlich bald, er kann aber auch zwei bis drei Tage anhalten." Ich dachte an vergangne Zeiten. Einst hatte das Licht von Alexandrien aus weithin geleuchtet, an der ersten theologischen Fakultät der Welt hatte der adamantinus Origenes gewirkt. Dann dunkler Nebel des Mohammedanismus. Wann wirds über jenem Erdteil

wieder Licht werden? Nicht eher, als bis die Sonne mit sieghafter Kraft den Nebel zerstreut hat.

Nun, an jenem Tage that sies bald. Nur wenige Stunden hatte unser Schiff still gelegen und nur von Zeit zu Zeit die dumpf heulende Schiffspfeife ertönen lassen, die rechts und links von andern mit uns harrenden Schiffen laute Antwort fand; dann brach ein heller, sonniger, aber auch heißer Tag an, der Nebel zerteilte sich, schon nahte das Lotsenboot, und ein dunkler Araber, den Turban ums Haupt, trat leichten Schrittes aufs Schiff, begrüßte freundlich den Kapitän und lenkte von der Kommandobrücke aus in würdevollem Stolze durch leichte Handbewegungen und halblaute Worte das Schiff in den Hafen der Stadt, die mit weißschimmernden Gebäuden, hochragenden Minarets, gewaltigen Arsenalen und sonstigen Hafenbauten im hellsten Sonnenschein vor uns lag. Palmen, nicht nur solche traurigen Palmensträucher, wie sie in unsern Gewächshäusern vegetieren, sondern ganze Wäldchen hochstämmiger Palmen waren westlich von der Stadt deutlich erkennbar.

Russische, französische, englische Kriegs- und Handelsschiffe, Lloyddampfer, Segelschiffe der verschiedensten Nationen lagen in dem geräumigen alten Hafen, während für Sicherheit und Ordnung durch die von kräftigen schwarzen Gestalten geruderten Boote gesorgt ward, deren rote Flagge die Aufschrift „Police“ trug, und kleine Boote den Verkehr zwischen den Schiffen vermittelten.

Sobald wir an den kyklopenhaften Molen vorbei gekommen, nahen sie sich auch unserm Dampfer. Doch, was ist das? Das Schiff hält, die Schraube arbeitet rückwärts, im gleichen Augenblicke aber klimmts herauf an Stegen und Tauen und Stangen, die bis an den Wasserspiegel reichen, verwegne Gestalten, den Turban ums Haupt, in blauer Jacke und weiten Beinkleidern, barfuß oder in abgeschabten roten ägyptischen Schnabelschuhen, braune bis schwarze Gesichter, vielfach von Pockennarben ganz entstellt, sie schwingen sich über die Schiffsbrüstung, und oben

stürmen sie auf uns los mit wilden Gebärden, drohender Haltung, lautem uns unverständlichen Geschrei — ists ein Piratenüberfall, dem sich unser Schiff im letzten Augenblicke noch umsonst entziehen wollte? Freilich, ein Überfall der Schiffspiraten, der Hafenhaie, deren jeder lüstern ist, uns und unser Gepäck in sein Boot zu locken. Glücklicherweise trugen aber einige dieser wild dreinschauenden Gesellen ihre amtliche Eigenschaft wie weiland Aaron in seinem Hohenpriesterschild, auf der Brust sichtbar, wo wir, in die Jacke eingestickt, Hotel Khedivale, Hotel des Etrangers ꝛc. lesen. Sobald wir uns dem „Hotel Abbat" anvertraut haben, ist unser Gepäck im Umsehen aus der Kajüte heraufgeschafft, in wessen Hand, gleichviel, im Augenblick ists im Boot, wir finden kaum Zeit, uns von der Frau Professorin zu verabschieden, die, vor Aufregung aufs tiefste erschüttert, umsonst auf ihren Mann gewartet, aber wenigstens in diesem Augenblick die Nachricht seines baldigen Eintreffens in Alexandria empfangen hat, einige kräftige imschi oder ruh heißen die Zudringlichsten uns Platz machen, wir steigen ins Boot und fahren an großen Dampfern und alten, halbwracken, kleinen Segelschiffen vorüber, Boote, von braunen und schwarzen Gestalten gerudert, kommen uns entgegen, andre haben mit uns den gleichen Weg, am Quai harrt sehnsüchtig die Menge der Gepäckträger; an der Zollstätte legen wir an, springen heraus, das Herz klopft, der Kopf schwindelt — wir sind in Afrika.

Die Gepäckrevision geht zuvorkommend und schnell vor sich, als Legitimation dient die abgegebene Visitenkarte, ein Eselfuhrwerk nimmt unsre Koffer, der Hotelomnibus uns selbst auf und vorüber an gewaltigen Holzstößen knorrigen Nilakazienholzes gehts in die Stadt hinein. In den Erdgeschossen ein kleiner Laden am andern, die Schuster arbeiten auf der Straße, in manchem Laden steht auch eine Nähmaschine, hier sitzt Fruchthändler an Fruchthändler, dort hockt vor jedem Laden mit einigen kleinen Stücken fliegenumschwärmten Fleisches ein Fleischer, und

schaut im stolzen Bewußtsein seiner Hoheit und im Vertrauen auf Allah, der ihm Kunden zusenden wird, ruhig auf die Vorübergehenden. Diese aber sind in steter Bewegung, ein farbenreiches Bild darbietend.

Weiße, rote, blaue Turbane, nur wenige in der Farbe des Propheten, rote Tarbusche mit langen schwarzen Troddeln, weiße enganliegende Schweißkappen die Kopfbedeckung der Männer. Über das faltige bis auf die Füße reichende Unterkleid, das ein breiter leinener Gürtel um die Hüften zusammenhält, haben manche den weitärmligen lang herabwallenden Kaftan angelegt, andre tragen zu der mit vielen Knöpfen besetzten Weste und den bauschigen Hosen, um die auch ein Gürtelshawl geschlungen ist, eine kurze Jacke, die Ärmsten oder die schwer Arbeitenden sind nur mit einem um die Hüften geschürzten Hemde bekleidet. Die braunen Füße stecken in gelben Pantoffeln oder roten Schnabelschuhen. Die Frauen sind von großen schwarzen oder blauen Übergewändern, die sie auch über den Kopf gezogen haben, ganz verhüllt. Ein schwarzes Schleiertuch deckt das Gesicht mit Ausnahme der Augen und wird durch einen gelben Stab, welcher an der den Kopf deckenden Kappe befestigt ist und von der Stirn über die Nase herabgeht, vom Gesicht ein wenig fern gehalten. Durch einen möglichst beschleunigten Trab oder Galopp suchen sich die Esel vor ihren Peinigern, den Eseljungen zu retten, welche, selbst kein anderes Tempo, als scharfen Trab, kennend, ihre Schutzbefohlenen, sobald sie dieselben erreichen, durch einen wohlgezielten Hieb oder Stich in schnellere Gangart versetzen.

Bettler, vielfach auf einem Auge blind, ägyptische Soldaten, Beamte und Geschäftsleute in der Stambuline, dem schwarzen Gehrock mit niedrigem Stehkragen, den Tarbusch auf dem Kopfe, dazwischen auch einige völlig europäisch Gekleidete, alles drängt unter Lärmen und Schreien vorwärts auf den engen Straßen, deren Häuser in den obern Stockwerken übergebaut vielfach holzvergitterte Harimsfenster zeigen. Dazu in einem kleinen öffent-

lichen Garten und auf den großen freien Plätzen schlanke Palmen, Tamariskenbäume, schönblühende Abutilons und andere Malvenarten, Nilakazien mit ihrem breiten Schattendach, dunkle Cypressen, Rosen in vollster Pracht und auf einem großen Platze fast dem Hotel Abbat gegenüber das gewaltige Erzstandbild Mehemed Alis — soweit ists in einer mohammedanischen Stadt durch den europäischen Einfluß schon gekommen — das ist der erste Eindruck, den wir von Alexandrien empfangen. Trotz der in den hohen luftigen Zimmern des Hotel Abbat herrschenden wohlthuenden Kühle läßt es uns nicht lange ruhen, sondern bald wandern wir wieder bei brennender Sonnenhitze in der Stadt umher, die am Mehemed Ali-Platz ein völlig europäisches Aussehen zeigt. Dann fährt uns ein Wagen am deutschen Hospital vorüber, im Schatten einer prächtigen Allee, am großen Mahmûdiye-Kanal entlang. Wir schauen neben dem Wege in die herrlichsten Gärten hinein, von denen die Palais ägyptischer Prinzen und Paschas umgeben sind, während vom andern Kanalufer her aus der Fellachen elenden Lehmhütten, die kaum ein Ricinusbaum ein wenig beschattet, die bitterste Armut uns entgegenstarrt. Der Wagen hält, und wir treten in den großen Ginnênet en Nuzra ein, den „reizenden Garten.“ Welche Pflanzenpracht und Üppigkeit umfängt uns da! Die Wege zum Teil mit großblumigen Irideen eingefaßt, beschattet von mächtigem Bambusgesträuch, Blaugummibäumen, großen und kleinen Akazienarten und Nadelhölzern. Gruppen von Pisangpflanzen, an denen die Fruchttrauben mit den großen grünen Bananen schwer herabhängen, Abutilons, in den verschiedensten Farben von dunkelrot bis schneeweiß blühend, Rosen mit prachtvollstem Duft und hundert andre Arten bilden das Unterholz. Wie wohlthuend die Kühle hier — nur eins vermissen wir an diesem ersten von uns betretenen und an allen andern orientalischen Gärten — es giebt unter den Strahlen der afrikanischen Sonne keinen Rasen. Alle möglichen Versuche, Ersatz zu schaffen, beobachten wir wohl, Echeverien, Immergrün, Sedum, Epheu, aber

nichts will uns unsre saftig grünen Rasenplätze ersetzen. Der Garten des Griechen Antoniades, der uns dann aufnimmt, zeigt schöne Terrainbewegung, genießt bessere Pflege und bietet auch mehr freie Plätze, als wir sie in den engbepflanzten, vicekoniglichen Anlagen gefunden haben. Insonderheit fällt uns hier eine Schlingpflanze auf, deren frische, leuchtend violett purpurne Triebe ganze Wände völlig bedecken, so daß die kleinen gelben Blüten gar nicht sichtbar sind. Diese Üppigkeit und Pracht der Schlingpflanzen aller Arten läßt sich überhaupt nicht beschreiben; wie gänzlich vermögen sie doch den Charakter eines Gartens zu verändern! Auf der Rückfahrt begegnen uns geschlossene Wagen mit weiß verschleierten Harimsschönen; andern, in denen vornehme europäische Damen sitzen, läuft ein reichgekleideter, dunkelbrauner Sais voraus mit prachtvoll benähter oder gestickter, schwarzer, ärmelloser Sammetjacke, den weichen Tarbusch mit der schweren über die Schulter lang herabhängenden Seidenquaste auf dem schwarzen Wollhaar; die geschlitzten, flatternden Hemdärmel lassen die dunklen Arme frei, die weiten, weißen, von buntfarbiger Gürtelbinde gehaltenen Pumphosen reichen nur bis zum Knie; in der Hand trägt er einen langen Stab, dem im scharfen Trabe daherrollenden Wagen den Weg zu bereiten; weiterhin treffen wir an einem wüsten Platze auch ein richtiges Beduinenzelt. Hier ist nicht, wie bei den im Orient gebräuchlichen Zelten europäischer Reisender, um einen in der Mitte des Zeltes stehenden Zeltstock der Zeltstoff befestigt, der dann in zweifacher Abschrägung auf die Erde hinabreicht, sondern braungestreiftes Kameelshaargewebe ist über mehrere auf Stützen ruhende Stangen wagerecht ausgebreitet, die Enden natürlich durch Zeltpflöcke auf dem Erdboden festgespannt. Die vordere zurückgeschlagene Zeltwand läßt uns einen kurzen Blick in das Innere thun, in welches soeben eine kleine, unverschleierte Beduinenfrau mit blau tättowierter Stirn und eben solchem Kinn in blauem Gewande eintritt. Um wie viel besser hats aber doch dieses arme Wesen, als die in die Harims eingesperrten vornehmen

ägyptischen Damen, die, wenn ihnen nicht einmal das besondere Vergnügen einer Ausfahrt im geschlossenen Wagen zu teil wird, nur hinter dem oft sehr kunstreich gearbeiteten, oft aber auch nur durch schräg über einander genagelte dünne Stäbchen gebildeten Gitterwerk der Fenster auf das Straßengetriebe Ausschau halten dürfen. Freilich auch sie sind Evatöchter und wahrscheinlich plagt sie die Neugierde ebenso, wie — wollt sagen so sehr, daß vielleicht nicht nur des frischen Luftzuges wegen ihre Gebieter vielfach die nach der Straße zu eine Treppe hoch gelegenen Harimszimmer schräg über den Unterstock vorspringen lassen. Auf diese Weise können die Damen hinter den Muschrabiyen, den Fenstergittern, beide Seiten der Straße überblicken, ohne selbst gesehen zu werden; ob aber diese Einrichtung praktischer oder unpraktischer als die in unsern Kleinstädten üblichen Spione ist, wage ich nicht zu entscheiden.

Am nächsten Morgen noch schnell ein Blick auf die „eine hohe Säule", die von der verschwundenen Pracht des alten Alexandria zeugt. Die andern letzten Reste der alten Stadt, die Nadeln der Kleopatra, gehen ja als Geschenke zweier ägyptischer Landesväter an die Engländer und Amerikaner in London und New-York schneller Verwitterung entgegen. Wie die elende Fellachenlehmhütte, an deren Seite nur ein stachliger Kaktus sich erhebt, zu den stattlichen, völlig europäischen Gebäuden der Straße paßt, durch welche wir fahren, so jenseit des Thores die mohammedanische Begräbnisstätte zu der herrlichen roten Granitsäule, die ein Eparch Pompejus zu Ehren Diokletians dort errichtet hatte.

Ein abstoßender Anblick, ein mohammedanischer Totenacker in Ägypten. Anstatt grünen Rasens gelber Wüstensand, anstatt schöngepflegter, blumenbesetzter Grabhügel steinerne Katafalke aus Kalkstein, Marmor oder mit weißem Gipsüberzug versehen auf einem eben solchen zuweilen noch abgestuften Untersatz in den verschiedensten Stadien des Verfalls, anstatt der Trauerbäume und

Sträucher hier in Alexandrien einige regellos verstreute Bäume und stachlige Aloes, in Kairo hernach ein reines Nichts — anstatt der Kreuze auf jedem Grabe zwei aufgerichtete, viereckige Pfeiler mit einem aufgemalten grell grünen Blumenstock oder zwei nach oben sich verdickende Säulen, deren eine bei den männlichen Verstorbenen einen Tarbusch, oder einen Turban trägt. Wie großartige Grabanlagen neben derartigen — fast möcht ich sagen, Armenfriedhöfen — sich auch noch aus mohammedanischer Zeit in Ägypten finden, das sollten wir erst an den Chalifen- und Mamlukengräbern der alten Hauptstadt Ägyptens erfahren, die unser nächstes Reiseziel war.

Vom Reisen in Ägypten.

Die englische Uniform, die auch in unserm Zuge vertreten war, erinnerte uns an den gewaltigen Sieger von Abukir, einem Dorfe, dessen gleichnamiger Sumpfsee, mit hohem Schilf eingefaßt, uns zur Linken liegen blieb, während die weiten Wasser- und Sumpfflächen des Maryut-Sees zur Rechten sich in unabsehbare Fernen dehnten. Dann führt die Bahn meist an Nilkanälen entlang, aus denen, wo die Felder nicht tiefer als der Kanal oder doch in gleichem Niveau mit ihm liegen, Schöpfräder oder Schöpfeimer das befruchtende Nilwasser in die Bewässerungsrinnen schütten. Die ersteren, die Sâkiyen, von Eseln, Büffeln oder Kamelen in Bewegung gesetzt, bestehen der Hauptsache nach aus zwei konischen, ineinander greifenden, aus festem Holze gearbeiteten Rädern; um das vertikale läuft ein Seil, oft nur von Stroh, an welches die einzelnen Schöpfgefäße gebunden sind; der Schöpfeimer, der Schadûf, hingegen, ein geflochtener flacher Stroheimer, wird an Stricken von zwei Männern geschwenkt und im Schwingen durch die bald lockrer gelassenen, bald straffer angezo-

genen Seile gefüllt und geleert, oder er hängt an einem zweiarmigen Hebel und wird durch einen Fellachen leer heruntergezogen, um gefüllt durch den am andern Hebelarm befestigten Stein in die Höhe gehoben und dann ausgeschüttet zu werden. Das junge Rohr an den Kanälen ist fast schon so hoch, wie das vorjährige, einzelne Felder werden soeben mit dem primitiven ägyptischen Pfluge, vor den die wundersamsten Paare gespannt sind, umgepflügt oder eigentlich nur aufgerissen, im Winde wogen die an unsern Mais erinnernden Zuckerrohrfelder, Gerste und Weizen stehen in Ähren, üppigsten Wuchs zeigt der Bersim-Klee (trifolium alexandrinum), dichtes hohes Gesträuch bilden die Baumwollpflanzungen, hoch erheben sich die Blätterbüschel schlanker Palmen, zierlich wiegen sich die herniederhängenden Zweige der Tamarisken, hier erblicken wir einen Hain von Orangen und Limonenbäumen mit leuchtend rot und gelb aus dunklem Laube herausschimmernden Früchten, dort breiten gewaltige Nilakazien ihr Schattendach weithin aus; mitten auf einem grünen Felde sind einige Beduinenzelte aufgeschlagen, deren Besitzer nun ernten, oder wenigstens ihre Kamele, Esel und Ziegen weiden lassen, wo sie nicht gesäet haben; vor uns ein Dorf, wie wir wohl nach einigen schmutzig braunen Frauen und halbnackt auf der Erde sich wälzenden Kindern vermuten dürfen — ohne diese würden wir freilich die Lehmhaufen, über denen vielfach schornsteinähnliche Taubenschläge aufragen, und die, oft von keinem Baum beschattet, meist von keinem Minaret überragt in der Ebene vor uns auftauchen, kaum für menschliche Niederlassungen halten; auf den Kanaldämmen dazu regster Verkehr, einzelne oder mehrere ziehen ihre Straße zu Fuß, zu Esel, zu Roß, in letzterem Falle oft von ihren Dienern zu Esel gefolgt, lange Karawanen von Lastkamelen, eins mit dem andern durch einen Strick verbunden, und alle durch einen Esel geführt, ein höchst ergötzlicher Anblick! Und zu alle dem afrikanische Hitze, überall eindringender Staub, und wir dem Verschmachten nahe. Gegen den Durst freilich gabs in Benha herrliche Apfelsinen;

da merkte ich, daß diese Frucht nicht nur ein Genußmittel ist, sondern wirklich zur Nahrung dient, aber der Staub! Für den alten Pharao Merenptah bildete er einst in Verbindung mit dem Chamsin erst die neunte, für uns die erste ägyptische Plage — später haben wir nur noch eine Ahnung davon bekommen, was es mit der vierten auf sich habe — alle Farbenunterschiede verschwanden, und schließlich hatten wir und mit uns die andern Insassen der Wagen fast die Farbe der Fellachenhütten angenommen und warteten, grau in grau, sehnsüchtig auf das Ende der Fahrt. Endlich rückten die gelbgrauen Bergketten der libyschen und der arabischen Wüste näher zusammen, scharf die Fruchtebene begrenzend, ein Wald von Minarets tauchte aus dem saftigsten Grün der Alleen und Gärten vor uns auf, der Zug hielt in Ägyptens Hauptstadt Masr el Kâhira. Während Alexandrien noch heut sich wenigstens durch seinen Namen als eine europäische Gründung kennzeichnet und einst eine gänzlich christliche Stadt gewesen war, standen wir in Kairo zum ersten Male auf völlig afrikanischem und völlig mohammedanischem Boden, wie denn schon der alte Beiname der Stadt Moizzijja an ihren Gründer, den Fatimiden Moizz erinnerte. So sollten wir denn auch hier das orientalische Leben in ganz anderem Maße noch als in Alexandrien kennen lernen.

Nachdem wir mit Hilfe eines Hotelkommissars uns einen Wagen gesichert hatten, konnten wir durch die breiten Straßen des europäischen Ismailîye-Viertels dahinrollend, in Ruhe dem bunten Treiben zuschauen, das allerdings seine Eigentümlichkeiten noch unendlich mannigfaltiger zeigte, sobald wir die große Verkehrsader des alten Kairo, die enge Muski, erreicht hatten. Unser Hotel du Nil, lag an einer so engen Seitengasse, daß wir auf der Muski anhalten mußten, wodurch dort, bis unser Gepäck abgeladen war, die Passage ziemlich gesperrt wurde. In der Gasse aber fanden wir ein Bild, das uns völlig nach Berlin zurückversetzte. Es wurde nämlich „der Jas“ repariert und zu diesem

Behufe in der ganzen Gasse so energisch „jebuddelt“, daß sie nur noch aus einem großen Loch in der Mitte und zwei hohen Erdwällen, die auf beiden Seiten an den Häusern anlagen, bestand; trotz alles Balancierens gelang es uns nicht, die Mitte völlig zu vermeiden, aber wir kamen doch ohne Arm- oder Beinbruch im Hotel du Nil an, wo wir in dem herrlichen Garten wenigstens eine für afrikanische Verhältnisse erträgliche Temperatur fanden; doch waren auch in dem luftigen Zeitungskiosk immerhin noch 24° R. Aus den zu ebener Erde liegenden Zimmern könnten wir die Aussicht auf den herrlichen Garten genießen, aber die zwei halben Mumiensärge und die andern im Garten aufgestellten Antiquitäten vermögen uns ebenso wenig zu fesseln, wie die Bananen mit lang herabhängenden Blättern und Fruchttrauben, die eben im Aufblühen begriffenen Rosen, die Schlingpflanzen, welche an den Pfeilern der Holzveranda emporgeleitet, graziös vom zweiten Stock aus herniedernicken, stachlige Aloes oder der Feigenkaktus, dessen Blätter nach den teilweise stark verwachsenen Schriftzügen zu urteilen, schon geraume Zeit als eine Art von Fremdenbuch dienten, und die vielen andern tropischen Gewächse im Garten, wir sind bald wieder unterwegs.

Die Muski entlang gehts bis zum Esbekiye-Platz, wo abgesondert von den fränkischen Wagen auch die eingebornen kairener Droschken, vierbeinig, von einem Eseljungen gelenkt, in Gestalt von Eseln allerlei Art halten. Klein und groß, ungeschoren und geschoren, oft mit hübschen Mustern, weiße, fast so schön wie die Paschaesel, eselsgraue und schwarze, so stehen sie da, während ihre nimmermüden Gefährten, die Eseljungen, welche in Kairo die Stelle der Berliner Schusterbuben versehen, in eifrigem Gespräch die Köpfe zusammenstecken. Solch Esel sieht, ja sieht — wenn ich nicht fürchten müßte, von logisch nicht geschulten Köpfen durch eine Umkehrung des Satzes in meiner ehrlich erworbenen Würde als Dr. phil. selbst verspottet zu werden, würde ich sagen, solch Esel sieht wie ein Philosoph aus. Ein Stoiker kann die Lebens-

regel: Aequam memento rebus in arduis servare mentem*) nicht besser schon durch sein Äußeres zur Darstellung bringen, als solch armes Tier, dessen Ohren, wie auch ihre Stellung sein mag, ihren Träger stets mit dem Nimbus eines tiefen, halb weltverachtenden Ernstes umgeben.

Doch ehe wir unsere Gedanken hierüber zum Abschluß gebracht haben, hat ein Hammâr in uns schon eselbedürftige Fremde erkannt, und im nächsten Augenblick stürzt die tobende Rotte, Esel und Eseljüngen auf uns ein. Hätten wir zwanzig Esel gebraucht, wir hätten noch nicht alle Wünsche befriedigen können, die an uns gestellt wurden, aber so wars eine reine Unmöglichkeit. Ich war in Gefahr zerrissen zu werden; der faßte an einen Arm, ein anderer zog seinen Esel zwischen uns, hier wurde ich am Rockzipfel festgehalten, dort ward ein kleiner Eseljunge zurückgestoßen, es drängt und schiebt von rückwärts und vorwärts, dazu ein Halloh: „Gut Esel, sehr gut Isel, Bismarck-Esel“ und ähnliche Rufe.

Ich wählte einen, den ich unter diesen erschwerenden Umständen mit vollendeter Grazie bestieg, die Steigbügel wurden in Ordnung gebracht und, da mein Reisegefährte schon wartete, gab ich im klassischsten Arabisch, das mir zu Gebote stand, als Ziel unseres Eselrittes ein: Lil ispidale namsaul zum Besten. Aber die Geister wollten nicht nach meinem Willen leben; umsonst verbrauchte ich alle arabisch-hebräisch-deutschen Gutturaltöne; fragend, gestikulierend, durcheinanderschreiend schauten uns die Eseljungen an, bis endlich mein Reisegefährte dazwischen rief: „Zum deutschen Diakonissenhause“, worauf ein Eseljunge mit „Ach so“ antwortete und seinen Kameraden sofort unsere Wünsche kund gab. Ja, man muß nur deutsch reden mit den kairener Eseljungen, das verstehen sie. Sobald aber den Eseln die erste Andeutung

*) Horaz Oden II 3 „Laß nicht, . . . hüllt sich der Himmel schwarz, den Mut gleich sinken.“ (Nordenflycht.)



gemacht war, gings vorwärts, nicht in dem hier zu Lande bekannten Schneckentempo, nein, zuerst Trab, dann Galopp, und wehe dem Esel, den sein in schnellster Gangart hinter ihm laufender Quälgeist einholte; unbarmherzig waltete er seines Amtes.

So flogen wir dahin, auf der breiten mit weitschattenden Nilakazien besetzten Straße fröhlich um uns schauend, während die durch ua oder guarda Gewarnten schleunigst vor unsern Eseln zur Seite wichen. Im Diakonissenhause durften wir uns an diesem Tage und noch mehrmals an der echt deutschen herzlichen Liebenswürdigkeit seiner Oberin freuen, die Haupt und Seele des jungen Hauses war; sie hatte speciell die wohleingerichtete Apotheke unter sich, deren Medikamente vielfach in leichteren Fällen auch außerhalb des Hauses gebraucht werden; schwer Erkrankte hingegen finden in den hohen sauberen Krankenzimmern, die wir bei einem andern Besuch durchwandern durften, eine Pflege, wie sie die Eingebornen gar nicht kennen und auch dort ansässige Europäer gewiß nur in den seltensten Fällen im eignen Heim genießen könnten.

Als unsere Eseljungen angewiesen waren, uns bei dem deutschen Geistlichen abzuliefern und wir der nicht weit entfernten Pfarrwohnung zusteuerten, hörte ich plötzlich meinen Namen rufen. Es war der von Berlin her mir wohlbekannte Pastor B., der soeben ins Diakonissenhaus wollte. Wir ritten noch einmal mit ihm zurück und schauten unterwegs einer regelrechten arabischen Prügelei zu, die größtenteils nur mit Worten geführt wurde, während beim Übergange zu Thätlichkeiten sofort einige Sekundanten beschwichtigend einschritten. Dann gings ins deutsche Pfarrhaus und in den deutschen Pfarrgarten, in welchem — fast um meinen Neid zu erregen — Rosen und Veilchen um die Wette dufteten, die Pelargonien in Blütenpracht standen, überschattet von Bambusrohr, Bananen, Dattelpalmen, Platanen und Eukalyptusbäumen.

Sechs Jahrtausende.

Der Morgen des nächsten Tages sah uns zeitig gerüstet. Etwas Mundvorrat stand für uns bereit in einem leicht geflochtenen Korbe, wie solche in Ägypten für alle möglichen Zwecke, sogar zum Wegschaffen von Steinschutt und Erde gebraucht werden. Der eine Eseljunge nahm den Korb in die Hand, ohne deshalb sein Tempo auch nur im mindesten zu verlangsamen, und wir sprengten, kühn gemacht durch die Erfahrungen des vorangehenden Tages durch die breiten Straßen des Ismailîye-Viertels.

Lange Züge von Kamelen im Gänsemarsch schreitend und große Eselherden bringen als Mundvorrat für das vierfüßige Kairo Bündel saftigen Bersimklees, oder auch als Brennmaterial Baumwollgesträuch, sowie torfähnliche, geformte Fladen zur Stadt. Fellachen im weißen faltigen Gewande, die weiße Kappe oder den roten Tarbusch auf dem rasierten Kopf leiten ihre Tiere; auf dem Exerzierplatz vor der Kaserne zu unserer Rechten übt türkisches Militär, unmittelbar darauf gelangen wir an eine großartige Gitterbrücke, auf der zwei Erzlöwen sitzen, die Wacht am Nil, und durch das Gitterwerk, was schimmert dort aus der Ferne zu uns herüber, in der klaren Luft sich scharf vom Horizonte abhebend! ein Ruf der Freude und des Staunens zugleich: die Pyramiden von Gîse, unser Ziel an diesem Vormittag.

Ein herrlicher Weg dorthin. Zuerst nilaufwärts, rechts lagen die Paläste Hasan und Husên, die aber nicht nach den gleichnamigen besonders bei den Persern hochberühmten Enkeln des Propheten, Söhnen Alis, sondern nach zwei ägyptischen Prinzen ihren Namen tragen, sowie das von einem gewaltigen Park umgebene Schloß Gîse. Auf dieses durften wir nur, am Thore vorüberreitend, einen Blick thun, während sonst von dem Parke galt, was dort eine junge deutsche Dame als Unterschrift unter die charakteristische Zeichnung eines vicekönighlichen Gartens

setzte — eine hohe Mauer, nur von den Wedeln einer Palme und zwei Baumkronen überragt —:

Daß diesen Garten wunderprächtig
Die Mauer deckt, ist niederträchtig.

An der Südmauer des Gartens, die wir, vom Nil uns abwendend, passierten, waren Knaben damit beschäftigt, aus dem Kamelsmist Briquettes zu fabrizieren, die dann in die Prallsonne zum Trocknen gelegt wurden, um am nächsten Morgen nach Kairo zu wandern. Der Weg führte über die oberägyptische Eisenbahn, und nun hatten wir einen schnurgeraden, von Lebbachbäumen überschatteten Damm vor uns, auf dem uns unsere Esel schnell vorwärts trugen. Auf beiden Seiten saftig grüne Felder, zur Linken mehrere Nilschlammdörfer, dicht am Wege ein langgestreckter halb voll Wasser stehender Kanal, aus dem tiefer liegende Felder direkt, höhere durch Schadûfs bewässert wurden, vor uns dehnt sich die Wüste, ein gelblich weißer welliger Streifen, an seinem ganzen Rande mit Pyramidengruppen besetzt — wir zählten einmal elf große Pyramiden bis nach Daschur hinunter, die dort schon jahrtausendelang schweigend den Eingang in die schweigende Wüste bewachen.

Immer mächtiger zeigte sich die gewaltige Größe der Pyramiden von Gîse. Ein zweistöckiges vicekönigliches Haus vor der Cheopspyramide sah wie ein Kinderspielzeug aus. Die Umrisse der großen Pyramide erschienen nun nicht mehr glatt, sondern zeigten deutlichst die durch Herabreißen des Mantels entstandenen Stufen.

Am Ende des Kulturlandes, wo der Übergang zur Wüste so plötzlich stattfindet, daß man mit einem Fuß noch auf fruchtbarem Lande, mit dem andern auf dürrem Wüstensande stehen kann, bogen wir vom Wege ab und ritten direkt auf die Pyramiden zu, erklommen, unsere Esel führend, den steilen, von tiefem Sande überlagerten Rand der Felshöhe, auf der diese uralten

Grabdenkmäler stehen und befanden uns am Fuße des riesigsten Bauwerkes der Welt.

Die Pyramidenführer drängten sich um uns, aber als sie sahen, daß wir uns ruhig im Schatten niedersetzten, um uns für die kommende Anstrengung zu stärken, ließen sie uns in Ruhe, vollends als ihr Schech erschien, dem sie ehrfurchtsvoll die Hände küßten, verstummten sie vollständig. Sie sind überhaupt besser, als ihr Ruf; ihr Trinkgeldhunger ist nicht stärker, als bei andern Orientalen, und wie werden sie doch von Europäern verwöhnt! Jedenfalls ziehe ich sie den Vesuvführern weit vor. Und doch gelten mir auch diese nicht in dem Maße für den Abschaum der Menschheit, wie dem Herrn, der gemeinsam mit mir ihre Bekanntschaft gemacht hatte, und der von da ab hin und wieder einen Italiener mit der Anrede: „Sie alter Vesuvführer" als dem Ausdruck seiner vollendetsten Verachtung beehrte. Welch prächtige Gestalt war besonders der eine meiner beiden Beduinen, Abdallah, der Sohn eines Tripolitaners! Mit Muskeln wie Stahl ausgerüstet erbot er sich in seiner leichten Kleidung, die außer der Kappe nur aus einem faltigen Hemde bestand, in zwölf Minuten von der Spitze der Cheops-Pyramide herunter auf die der Chefren-Pyramide zu klimmen, ein Anerbieten, das wir indes dankbar ablehnten. Englisch, französisch und italienisch sprach er ganz leidlich, deutsch natürlich gar nicht; denn, sagte er, die Deutschen sprechen ja doch alle diese Sprachen. Sobald wir unsere Führer gewählt und mit Opernglas, Überzieher und dergleichen belastet hatten, fiel es keinem der andern Beduinen ein, uns noch mit Zudringlichkeit zu belästigen. So gings denn die gegen einen Meter hohen Stufen aufwärts. Jeder der beiden Beduinen hielt eine unserer Hände mit eisernem Griff umklammert, um so dem Schutzbefohlenen mit raschem Ruck auf die nächst höhere Stufe zu helfen, die sie selbst schon vorher leichtfüßig erklommen hatten. Mehrmals machten wir aber unterwegs halt, wo sich dann unsere Beduinen durch kräftige Massage um unser Wohlbefinden verdient

machten. Während dessen hatte ich Gelegenheit, das Material der Pyramiden mir genau anzusehen. Billionen von Nummuliten, d. i. Münzensteinen, oft nicht so groß wie ein Stecknadelkopf, hatten mit andern Versteinerungen der Tertiärzeit den Nummulitenkalkstein gebildet, aus dem jenseit des Nil auf dem Mokattam die Blöcke für den Pyramidenbau gehauen waren. Wie treffend der Name Münzensteine gewählt ist, geht daraus hervor, daß auch die Araber sie als fluss (Münzen) bezeichneten. Und nun, wir hatten schon die Höhe des Wiener Stephansturmes erreicht, ein letztes Ausruhen, ein letztes Steigen, und fünf Jahrtausende lagen zu unsern Füßen.

Welch eine Aussicht! Dort vor dem den Horizont begrenzenden Mokattam-Gebirge liegt Kairo, überragt von den beiden wunderbar schlanken Minarets der Alabaster-Moschee. Nach Norden zu breitet sich eine unabsehbar weite Ebene aus, ein tiefgrüner Teppich mit grauen Flecken besprengt, nach Süden hinunter dehnt sich, einem langen Bande gleich, auf dem sich der Wasserstreifen des Nils und das dunkle Grün einiger Palmenwälder deutlichst abheben, zwischen der arabischen und libyschen Wüste das Geschenk des Nils. Wohin aber das befruchtende Nilwasser nicht mehr dringt, da erstreckt sich diesseits der Fruchtebene, die Hälfte des Horizonts einnehmend, die libysche Wüste, auch noch nach der Rohlfsschen Expedition abgesehen von den Rändern der unbekannteste Teil ganz Nordafrikas. Nicht ein Sandmeer, wie ich mir in meiner Jugend die Wüste vorgestellt hatte — ein solches von unbekannter Ausdehnung beginnt erst westlich von den zu Ägypten gehörigen Uah-Oasen — hier ists ein Gebirgsplateau mit nackten Felsblöcken, zwischen denen die Vertiefungen mit gelbem Flugsande ausgefüllt sind. Djebel d. i. Gebirge nannte es Abdallah. An ihrem Rande zeichnen sich in der Ferne die Pyramidengruppen von Abukir, Sakkara mit der merkwürdigen Stufenpyramide und Dahschûr aufs deutlichste in der klaren Wüstenluft ab. Im Vordergrund ruht im Sande der Pyramiden-

wächter, der Sphinx, und von ihm erhebt sich der Blick über die kleinen Pyramiden und Gebäudetrümmer, sowie über die von mohammedanischer Roheit arg beschädigte Pyramide des Mykerinos, zu der in nächster Nähe aufragenden Pyramide des Chefren, deren glänzend polierte Bekleidung in ihren obersten Teilen noch erhalten ist.

In staunender Betrachtung stehen wir da, plötzlich ein kräftig aufmunternder Schlag eines neben uns stehenden Herrn auf die Schulter eines Arabers und der fröhliche Zuruf: „Pyramidales Land, alter Freund“, worauf der Angeredete verständnisinnig mit „Kulossal“ antwortete. Den Abstieg machten wir auf der gleichen Seite, auf der wir hinaufgeklommen waren.

Durch tiefen Sand watend, tragen uns dann unsere Esel zwischen der Ostseite der großen und einigen kleinen Pyramiden, deren umhergestreute schwarze Basalt-Blöcke seltsam gegen den hellen Wüstensand abstechen, zum Sphinx hin, jenem wieder und wieder vom Sande verschütteten und ausgegrabenen Riesen, der, aus dem Wüstengestein ausgehauen, nur zum geringsten Teil gemauert, bis heute noch auf den Ödipus wartet, der das Rätsel seines Daseins löst. Die einzelnen Sandsteinschichten seines Leibes heben sich deutlich voneinander ab, zwischen seinen gewaltigen Pratzen ist der Raum vom Sande frei gehalten, und so können wir seine ganze Höhe von 20 Meter anstaunen. Das Gesicht zeigt uns das ewig gleiche Lächeln einer beauté passée; die Mamluken — was hätten sie nicht verwüstet — haben seine Nase als Scheibe für ihre Schießübungen benutzt. Neben ihm liegen Reste von Tempelbauten, in deren Inneres wir aber ebenso wenig hinabsteigen, wie hinunter zu den Füßen des Sphinx-kolosses. Denn die Sonne steigt höher und höher, der Wind bläst heiß von der Wüste her, feinen Staub uns ins Gesicht wirbelnd, wir kehren nach Kairo zurück, wo wir am Nachmittag bei den den Spitzen der deutschen Kolonie abgestatteten Besuchen wegen unsers Pyramidenrittes hoch bewundert werden, denn „es

war ja heut morgen Chamsin". Uns wars mit dem Chamsin ebenso traurig ergangen, wie jenem deutschen Rittersmann sonder Furcht und Tadel, der den großen Löwen für eine gelbe Katze angesehen hatte.

Noch einmal stand ich auf der großen Pyramide, viel weniger ermüdet, als bei der ersten Besteigung und zwar in Begleitung einer Dame, die sich durch die Behauptung, solch Wagnis sei zu anstrengend, nicht hatte abschrecken lassen. Die sinkende Sonne zeigte das ganze weite Rundbild in völlig veränderter Beleuchtung, besonders die Wüste erschien, von keinem Staubwirbel verschleiert, noch ergreifender, als das erste Mal. Dann stattete ich mit einem Araber noch dem Innern der Pyramide einen Besuch ab, wobei ich aber nur bis zur großen Halle, nicht zu der am äußersten Ende des Ganges liegenden Königskammer gelangte. Der platte Fußboden von feinem Sande bedeckt, machte den Abstieg auf dem zuerst ziemlich steil hinunterführenden engen Gange schwierig, hernach wird der Weg an der Stelle, wo er, einen großen Granitblock umgehend, aufwärts zu steigen anfängt, geradezu unangenehm, schließlich aber ganz bequem. Erst bei Mondschein kamen wir damals wieder in Kairo an.

An einem andern Morgen fuhren wir zeitig durch die im Morgenlicht schimmernden Garten- und Villenstraßen Kairos nach der ziemlich weit jenseits des Nil gelegenen Station der oberägyptischen Eisenbahn Bulak ed Dakrûr. Wir langten dort zu gleicher Zeit mit der Oberin des deutschen Diakonissenhauses und einer andern Diakonisse, die von deutschem Vater, einem Missionar, und abyssinischer Mutter abstammend, in Jerusalem erzogen, völlig im Morgenlande heimisch war, an. Bald hernach trafen auch Pastor B., sowie ein liebenswürdiges älteres Mitglied der deutschen Kolonie, ein Elsässer, samt seiner Frau und mehreren andern Teilnehmern dieses Ausflugs auf der Station ein; den Neulingen ward nun alle Sorge für Mitschaffen der Esel und Eseljungen durch jenen Herrn freundlichst abgenommen, so daß uns nur der

reine Genuß blieb. Zwischen Fruchtfeldern und Palmenwäldern hin führte uns die Bahn, bald zur Linken die Aussicht auf den Nil, bald zur Rechten die auf eine der Pyramidengruppen bietend, mit einigem Aufenthalt nach Bedraschēn, wo der Eselritt anfangen sollte. Eine andere deutsche Familie, die zum Besuche des auf einer Dahabîye wohnenden deutschen Bildhauers Otto mit uns zusammen gefahren war und hier von diesem empfangen wurde, war im Augenblick des Aussteigens so zwischen dienstwilligen Eseljungen und Eseln eingekeilt, daß sich niemand von ihnen auch nur rühren konnte; erst die nach einem kräftigen imschu (packt euch) bei beiden Arten von Drängern gleichmäßig angewandte Behandlungsweise des deutschen Bildhauers schaffte ihnen Luft. Wir bestiegen inzwischen unsere Esel und in langem Zuge gings auf einem Damm, der zur Überschwemmungszeit jedenfalls die einzige Verbindung der vor uns liegenden Dörfer mit der Station bildete, der Ruinenstätte des alten Memphis zu. Bald war der beste Renner an der Spitze, und die andern folgten ihm so schnell sie vermochten, so daß unser Zug dann in einzelne weitgetrennte Gruppen zerfiel. Ein Wald von Dattelpalmen auf kleinen Hügeln liegend nahm uns auf, und hatte ich schon vorher auf der Bahn die ketzerische Ansicht auszusprechen gewagt, eigentlich sei ein Fichtenwald in der heimischen Mark anziehender, als ein Palmenhain, so wurde ich hier darin nur noch bestärkt. Schön sieht solch Palmenbestand nur aus, wenn er aus alten und jungen Bäumen gebildet wird, so daß letztere ein Art von Unterholz bilden. Wo hingegen nur alte Stämme astlos bis zur höchsten Höhe aus dem gelben Flugsand sich erheben, sucht das Auge umsonst nach einer Vermittelung dieser Gegensätze. Aber freilich, diese Palmen wurzeln in den Ruinen der ältesten Stadt der Welt. Gegen sechs Jahrtausende sind vergangen, seit der erste König Ägyptens hier am Ufer des Nils seine Residenz Memphis gründete. Ihre Pracht ist aber schon dahin, seit Ramses III. das hundertthorige Theben zur Hauptstadt des neuen Reiches

erhob, ihre Bauten mußten ihre Steine abgeben für das jenseit des Nil sich erhebende Hoflager der mohammedanischen Fürsten, und bei dem letzten großartigen Erinnerungszeichen der Statue des gewaltigen Pharao der Bedrückung, Ramses II. — einer gefallenen Größe — fanden wir Arbeiter beschäftigt, mit Flaschenzügen den auf das Gesicht gefallenen Koloß zu heben, welcher nach England wandern und dort jedenfalls einen Hauptschmuck des britischen Museums bilden soll. Die Entstehung der ursprünglich über 13 Meter großen Bildsäule, deren Profil wir sehr gut betrachten konnten, da sie schon einige Fuß vom Boden aufgehoben war, wird mit der von Ebers in seiner Uarda verwerteten Erzählung eines Mordversuchs gegen den von Pelusium siegreich heimgekehrten König in Verbindung gebracht. Wenn auch sie fortgewandert ist, wird man über die Stelle der ältesten Stadt der Welt reiten, fast ohne eine Spur von ihr wahrzunehmen — es müßten denn die angeblich nicht weit entfernt liegenden Reste einer Statue der „Madame Ramses" sein, zu denen uns unsere Eseljungen umsonst hinführen wollten. Wir ritten vielmehr, nachdem wir bald den Dattelhain hinter uns gelassen hatten, über die vor uns liegende weite Ebene hin, die sich bis zum Rande des pyramidenbesetzten Wüstenplateaus dehnte. Auf den großen Tabakspflanzungen fingen die jungen Pflanzen soeben an, sich in dem schwarzen Boden auszubreiten, während die langen Gurken- und Melonenranken schon mit gelben Blüten bedeckt waren. Unmittelbar vor den Nilschlammhütten des Dorfes Sakkara wandten wir uns zur Rechten und ritten im spärlichen Schatten eines lichten Dattelwaldes dem Rande der Wüste zu. In dem Flugsand, den jeder Windstoß bewegte, hier Urnenscherben entblößend, dort wieder andere mit schützender Decke umhüllend, sanken unsere Esel tief ein und zwischen den Sandhügeln stiegen wir im heißen Sonnenbrand der Stufenpyramide entgegen. In mehreren um zehn Meter hohen Stufen sich erhebend entbehrt sie der Füllungen, welche diese einzelnen Stufen zu einer Fläche ver-

binden sollten. So durften wir hier, sowie an der vorher im fernen Süden von uns bemerkten Knickpyramide, deren Spitze schon die eigentlich der ganzen Pyramide bestimmte Neigungsfläche zeigte, deutlichst die Bauweise dieser Wunderwerke Ägyptens erkennen. Eine Besteigung der Stufenpyramide unterblieb aber, da die stark verwitterten Steine solch Unternehmen nicht gefahrlos erscheinen ließen; wir wendeten uns Mariettes Haus zu, das uns inmitten des weiten Gräberfeldes ringsum auf seiner schattigen Terrasse Schutz vor den glühenden Sonnenstrahlen bot. Esel und Eseljungen lagerten sich im Sande, wir hingegen brachen, ohne uns schon längere Ruhe zu gönnen, zu den Apisgräbern auf, welche die riesigsten Särge der Welt für die Leichname der Osiris-Apis-Stiere (Asar-Hapi, griechisch Serapis) bargen. Durch tiefen Sand, aus dem hin und wieder ein halb verschüttetes Totenhaus hervorragte, schritten wir dem Eingang zu, der sich zwischen steilen Felswänden aufthut und fortwährend der Gefahr der Verschüttung durch den Streusand ausgesetzt scheint. Eine gewaltige Halle mit flachem Gewölbe, von den mitgebrachten Lichtern nur notdürftig erhellt, dehnt sich gespenstisch weit hin. Mehrmals uns wendend, gelangten wir in den Hauptgang, zu dessen Rechten und Linken einige Fuß tiefer die Grabkammern lagen. In dreiundzwanzig von ihnen stehen noch jetzt die ungeheuern Särge, spiegelglatt polierte Granit- und Kalksteinmonolithe, deren Deckel meist etwas zur Seite geschoben sind — jeder von ihnen groß genug, den balsamierten Kadaver eines gestorbenen Apisstieres aufzunehmen. Im Innern des einen durch eine Leiter zugänglich gemachten konnten wir fast aufrecht stehen. Reichen auch nur einige dieser Denkmäler des ägyptischen Stierkultus bis in die Zeit der letzten einheimischen Herrscher zurück, während die andern in die Perser- und Ptolemäerzeit fallen, so zeigt die ganze Anlage dieses überwältigend großartigen Mausoleums doch das respektable Alter von 2500 Jahren und weist uns in die Zeit vor den Schlachten von Megiddo und Karkemisch auf den

gewaltigen Einiger von Ägypten zurück, der sich nach der Zerrissenheit der Zwölfherrschaft wieder die weiße und rote Doppelkrone von Ober- und Unterägypten aufs Haupt setzen durfte, Psammetich I.

Die älteren Apisgrüfte wie auch fast alle Privatgräber der alten Ägypter auf diesem wohl eine deutsche Meile langen Totenacker der Hauptstadt Memphis ruhen unter dem schützenden Wüstensand. Das eine, dem gewöhnlichen Reisenden allein zugängliche, stellt dem ergreifenden Bild des Todes, das die Apisgräber in dem Beschauer hinterlassen, ein zwei Jahrtausende älteres Bild frischesten, fröhlichsten Lebens entgegen. Es ist die Mastaba des Ti, gewiß bei allen Besuchern der Totenstadt in bestem Andenken stehend. Wie der Leib des Verstorbenen nicht für immer tot bleiben, sondern zu neuem Leben erweckt werden sollte, so durfte auch die Ruhestätte desselben nicht an den Tod, sondern allein an das Leben erinnern. So ists denn auch der Pulsschlag warmen Lebens, den wir überall in Farbe, Zeichnung und Inhalt der die Wände bedeckenden Flachreliefdarstellungen spüren. Es ist nicht ein Grab, es ist der wohlgeordnete Hausstand eines vornehmen Ägypters, welcher, augenblicklich nicht anwesend, in jedem Augenblick zurückkehren kann, aus einer Zeit, in der noch nicht das drehbare Ruder am Hinterteil des Schiffs erfunden war, da die Säge nur aus einem einfachen Stichblatt mit kurzem Griff bestand, statt des Hammers oft der Schlägel gebraucht ward und die Axt noch nicht ein Loch für den Stil besaß, sondern durch Bänder an demselben befestigt war. Für Herrn Ti samt seiner „Madame“ werden die Gänse genudelt, die Schiffe gebaut, welche den Gewinn seiner Felder nilabwärts fahren sollen, für ihn wird der Acker gepflügt, das Getreide gesäet, von Schafen eingetreten, gesichelt, durch Tiere gedroschen, gereinigt, eingefüllt und zu Brot verarbeitet; auf seiner Tafel sollen die in Reusen gefangenen Fische prangen, für ihn bietet der wohlbesetzte Hühnerhof sein Geflügel, das geschlachtete Rind sein Fleisch, ihn soll der

von einem Zwerge an einem Strick geführte Affe in Mußestunden ergötzen, seine Mahlzeiten die Musiker und Tänzerinnen verschönen, er liegt dem edlen Waidwerk, der Nilpferdjagd, ob, seine Frömmigkeit beut den Göttern reiche Opfer. Was die Hieroglyphen nur wenigen Eingeweihten in lapidarer Kürze mitteilen, das erzählen hier diese und viele ähnliche charakteristische Darstellungen in dem halb vom Sande verschütteten, jetzt offenen Vorderraume, sowie der durch einen Korridor mit diesem verbundenen, noch jetzt überdachten Grabkammer einem jeden, der mit offenen Augen dorthin kommt, nämlich, wie vornehme Ägypter ein halbes Jahrtausend vor Abraham lebten, arbeiteten, sich vergnügten. Schwer fällt an solchem Ort allein die Trennung.

Da wir indes von Herrn und Madame Ti keine Einladung zu ihrer Mahlzeit erhielten, mußten wir unsere eigenen Frühstückskörbe aufsuchen, die wir in Mariettes Haus zurückgelassen hatten; auf der Terrasse machten wir im Schatten die ersten Angriffe auf kalte Eier und Hähnchen, Koteletts und Käse, Apfelsinen und Bananen, Datteln und Nüsse, während die Eseljungen nachher in der Sonnenglut den Kampf glücklich beendeten. Dann brachen wir wieder auf. Langhin zog sich der Zug, eine richtige Karawane. Der Wind wirbelte uns den feinen Wüstenstaub ins Gesicht, die Esel wateten im tiefen Sande, Urnenscherben, deren einige zu den aus den Apisgräbern entnommenen Versteinerungen gesteckt wurden, lagen in Mengen umher. Beim Dorf Sakkara erreichten wir wieder den Rand der Wüste und wurden hier von Jung-Ägypten empfangen, das uns die reichen Funde der Gräberstadt, Skarabäen, Münzen, Götterfigürchen, allerdings vergebens anbot, während dessen mit unsern Eseln gleichen Trab oder Galopp haltend und von unsern Eseljungen durch Wort und That kräftig zurückgewiesen. Der Rückweg, fast bis zu Ende dem Hinweg gleich, gestaltete sich wieder zu einem förmlichen Wettrennen der Esel. Kurz vor der Station aber wandten wir uns dem nahen Nile zu und erreichten an seinem Ufer den für uns südlichsten

Punkt unserer Reise. Am Ufer des gewaltigen Stromes standen waschende Fellachenfrauen, während eine von dem nahen Dorfe herkommende Schar von Kindern uns bald umringte; diese suchten uns durch allerlei Kunststückchen die Zeit bis zur Ankunft der vom andern Ufer her nahenden Nilbarke zu vertreiben, um dafür einige Kupfermünzen zu erhaschen, die in Ermangelung anderer Taschen in ihrer äußerst primitiven Kleidung einstweilen in den Backentaschen geborgen wurden; auch die Frauen schlossen sich bald den Bakschisch-Rufern an, da ihnen dieser Verdienst jedenfalls lohnender, als ihr Waschen erschien. Sobald das breite, flache Nilschiff aber angekommen war, nahm das Einladen unserer Langohren unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Ein Botsmann faßte, im Wasser stehend, den sich sträubenden Esel an den Ohren, zwei Eseljungen schoben ihn ins Wasser, dann wurden zuerst die Vorderbeine über Bord gehoben, nachher die Hinterbeine ebenso. Das urkomische Benehmen der Tiere hierbei, sowie auch die verschiedenen bejammernswürdigen Stellungen, die sie auf der Barke einnahmen, machten uns großes Vergnügen. Auf einem übergelegten Brett kamen wir dann an Bord der nun gedrängt vollen Barke, an deren Planken die starken Wellen hoch hinauf spülten. Kaum waren wir aber ein paar Schritt vom Lande, als ein Grautier durch eine eselhafte Bewegung den Halt verlor und über Bord schoß. Das Geschrei des armen Eseljungen, der sein geliebtes Tier im Geiste schon im Nil ertrunken sah und die klägliche Miene, die der Esel aufsteckte! Wir mußten noch einmal anlegen und den Flüchtling wieder einnehmen. Jenseits trugen uns die Fährleute vom Schiff an das ziemlich steile Ufer und nun fand sichs, daß der deutsche Pastor von Kairo das Glück hatte, den kühnen Schwimmer zu reiten, übrigens jedenfalls ein boshaftes Tier, da es ihn dann noch einmal mit dem Wüstensand nähere Bekanntschaft machen ließ.

Da durch die Tabaksplantagen von unserer Landungsstelle aus kein Weg führte, ritten wir trotz des Widerspruchs eines

dort arbeitenden Fellachen den direktesten Weg nach unserm Ziele, den Schwefelquellen von Heluan. Bald hatten wir das Überschwemmungsgebiet des Nil hinter uns und befanden uns damit wieder in reinster Sandwüste, in welcher nur hin und wieder eine am Boden hinkriechende Tamariske, ein Büschel Gras, oder eine uns als Kamelsfutter bezeichnete Pflanze (Zygophyllum), mit ihren dicken, fast runden Blättern dem austrocknenden Wüstenwind bei möglichst großem Inhalt die kleinste Oberfläche bietend und mit unscheinbaren gelben Blüten ihr bescheidenes Dasein fristeten. Die Wirkung des vom Wind auf dieser weiten Ebene hin und her getriebenen Sandes zeigten die glatt geschliffenen Steine deutlichst, während die in ausgetrockneten Lachen weiß schimmernden Salzkrystalle und der penetrante Geruch von Schwefelwasserstoff uns die Nähe der Quellen längst angekündigt hatten, ehe wir zu dem Bade selbst gelangten. Ein kleiner Park und einige Gärten vermögen dem weitgebauten Ort, der, um nur eins anzuführen, alles Trinkwasser vom Nil her vermittelst einer Lokomobile erhält, nicht den Charakter des Öden, Unfertigen zu nehmen. In dem schön eingerichteten Badehause empfanden wir die Unannehmlichkeiten des Schwefelwasserstoffgases in erhöhtem Maße, ließen uns aber nicht abhalten, die glänzend ausgestatteten für den Khedive reservierten Zimmer, sowie die Quellen selbst in Augenschein zu nehmen.

Gegen Abend fuhren wir mit der Bahn an den Steinbrüchen von Turra vorüber, denen das Material für den Bau der Pyramiden entnommen war, nach Kairo zurück und hierbei bot sich uns ein überraschend großartiges Schauspiel. Die Bahn, teilweise unmittelbar am Nil entlang führend, ließ uns stets den Blick auf den jenseitigen Höhenzug frei, dessen Pyramidengruppen von Daschur bis nach Gīse sich scharf am hellstrahlenden Abendhimmel abhoben; tiefer senkte sich die Sonne und tiefer; immer leuchtender wurden die Farben, bis schließlich, als sie hinter den großen Pyramiden in den libyschen Sandocean hinabtauchte, der

ganze Horizont im glühendsten Purpurrot brannte. Es dunkelte, als wir nach diesem Besuch der Totenstadt der altägyptischen Hauptstadt durch die Totenstadt der neuen Hauptstadt, die Mamlukengräber, fuhren, und als wir am Fuß der Citadelle ausstiegen, zeichneten sich die Minarets der Alabastermoschee klar am bestirnten Nachthimmel ab.

Neun Jahrzehnte!

Wie jubelten unsre patriotischen Herzen, als wir am Morgen des 22. März erwachten! Kaiser Wilhelms 90. Geburtstag, den wir in Kairo feiern durften. Welch ein farbenprächtiges Bild, das sich gegen zehn Uhr unter den schattigen Lebbachbäumen vor der deutschen Kirche entfaltete! Eine Equipage nach der andern rollte heran, denen meist ein oder zwei vorauslaufende Sais, braune Berberiner in ihrer reichen Tracht den Weg freihielten. Der deutsche Generalkonsul in der roten Uniform der bayrischen St. Georgsritter und der deutsche Konsul in der straffen Landwehroffiziersuniform empfingen die Gäste, den weißhaarigen gutmütig dreinblickenden Nubar Pascha und die andern ägyptischen Minister, die Generalkonsuln von Östreich, Rußland, Frankreich, England und Italien, die nebst den Mitgliedern der internationalen Schuldentilgungskommission und andern Herren in goldstrotzenden Uniformen mit Ordenssternen behängt erschienen waren, sowie die übrigen Teilnehmer dieser Feier, zu der vom Prinzen an bis zum Portier unseres Hotels wohl alle in Kairo anwesenden Deutschen sich einfanden. Und ringsherum die staunenden Ägypter in respektvoller Entfernung. Pastor B. hielt in der mit Blattpflanzen, die der Khedive dazu aus seinen Gärtnereien bewilligt hatte, schön geschmückten, bis auf den letzten Platz gefüllten Kirche eine sehr gute Predigt und hätte wahrscheinlich, wäre er über die

Erschienenen in Kenntnis gesetzt, auch Namen, wie Sedan, Napoleon, Versailles fortgelassen, die bei einigen Teilnehmern Kopfschmerz erregt haben sollen. Dann fand Empfang beim deutschen Konsul und Generalkonsul statt, wobei wir uns unserm auch in Ägypten hochgefeierten Landsmann, Professor Schweinfurth, vorstellen ließen; später suchten wir ihn noch einmal in seinem Hause zu überfallen, mußten uns aber in seiner Abwesenheit mit einem Blick auf seine reichen botanischen Schätze und mit einer aus seinem Garten mitgenommenen Luffafrucht, einer Kukurbitaceenart, deren Gewebe zur Anfertigung der sogenannten Luffaschwämme dient, begnügen.

Am Nachmittage fand ein großes Kinderfest statt, das in dem gastfreien Hause des Herrn v. Richthofen nicht nur die Kinder, sondern auch wiederum einen großen Teil der zur deutschen Kolonie gehörigen Erwachsenen versammelte. Der große Garten blieb daher nur zum kleinsten Teile für die Spiele der Kinder reserviert, während im übrigen zwischen den verschiedenen Gästen die mannigfachsten Gesprächsthemen von den Koranhandschriften der khedivalen Bibliothek, deren Direktor Vollers auch ein Deutscher war, den kufischen Inschriften auf alten Moscheen, der Flora des roten Meeres und seiner Gestade, der Stellung des gegenwärtigen Ministeriums u. s. w. bunt durcheinander schwirrten.

Als wir uns verabschiedet hatten und eben auf die Straße traten, die hier, wie im ganzen europäischen Viertel eine beträchtliche Breite zeigte, fuhr eine ägyptische Droschke einen vor dem Haus haltenden Wagen so an, daß die Deichsel desselben brach. Im nächsten Augenblick aber ereilte den unglücklichen Rosselenker nach einem donnernden „imschi“ „pack dich“ die strafende Gerechtigkeit in Gestalt einiger vom Besitzer des Wagens mit seinem Stock kräftigst geführter Hiebe, denen dann noch die Notierung des Namens behufs seiner Anzeige folgte.

Am Abend fiel, für jene Zeit unerhört, ein ziemlich starker

Regenguß, als wir zum Diner nach dem Esbekiye-Garten gehen wollten. Ein Sumpf, den länger in Kairo ansässigen Europäern noch wohl bekannt, ist hier unter einem einsichtsvollen Khedive durch einen französischen Gartendirektor zur herrlichsten Parkanlage umgeschaffen. Neben den Bäumen des fernen Sudan, den Kokospalmen mit dem eigentümlichen, zwiebelartig über der Erde sich erhebenden Stamme steht hier die aus Ostindien eingeführte Baniane, deren von den breiten Zweigen herabgesandte Luftwurzeln auf der Erde wieder Wurzel fassen und einen neuen Stamm bilden, so daß es nicht nur Fabel sein soll, wenn erzählt wird, in Ostindien könne eine ganze Schwadron Kavallerie unter einem einzigen Baume ein schattiges Lager finden; ebenso üppig, wie der durch seine blaugrüne Belaubung auffallende Blaugummibaum aus Neuholland, wächst hier der aus Amerika eingeführte Tulpenbaum, der unsern heimischen Gartenfreunden jährlich durch sein Abfrieren Ärger bereitet; weithin breiten Gummibäume, ähnlich den auch bei uns im Zimmer gezogenen und euphemistisch als Bäume bezeichneten, ihre mit steifen Blättern besetzten Kronen und ihnen zur Seite ragen die blattlosen armstarken Halmbündel des in der Höhe leicht geteilten und graziös herniederhängenden Bambusrohrs. Die Rosen und Pelargoniengruppen stehen in voller Blüte, auf dem Wasser schaukeln sich einige Kähne, von Schwänen umkreist, der Wasserfall in der Tropfsteingrotte rauscht sein eintöniges Lied, oft übertönt von den wilden Weisen, die aus einem offnen arabischen Theater erklingen, während das Konzert, welches die ägyptische Militärmusik täglich in der großen Musikhalle giebt, längst sein Ende gefunden hat; mit Freuden schweift das Auge auch noch beim Sternenschein über die in der früher völlig flachen Sumpfniederung mit unübertrefflichem Geschmack hergestellten Terrainbewegungen, da tönt vor uns die Wacht am Rhein, wir sind am Ziel und finden in dem hohen mit Flaggen und Büsten reich dekorierten Saale an der geschmackvoll mit Blumen, Guirlanden und Bouquets geschmückten Tafel wohl

gegen hundert Personen zur Feier des Tages versammelt. Das Diner nahm, wie wohl auch andere, bei denen die Tischgäste, ohne sich zu kennen, bunt durcheinander gewürfelt sind, mit ernsten und launigen Toasten — namentlich dem eines alten Junggesellen auf die Damen — seinen natürlichen Verlauf und den Schluß des Tages machte noch ein großartiger Ball im Saale eines Hotels, an dem wir uns aber nur als Zuschauer beteiligten. Allerdings war längst vor Ende desselben Kaisers Geburtstag zu Ende gegangen. Es war der letzte gewesen, den er erleben sollte.

Gegensätze.

Was wohl Kairo so überaus interessant macht für jeden Fremden, der diese Stadt betritt? Nichts anderes als die Kontraste, die hier in einer anderswo undenkbaren Schärfe zusammenstoßen. Wie in der Stadt das europäische Viertel mit breiten, wohlgepflegten, baumbesetzten, macadamisierten Straßen, die auf beiden Seiten von prächtigen Palästen und geschmackvollen im saftigsten Grün gelegenen Villen besetzt sind, und das arabische Quartier mit engen, winkligen, schmutzstarrenden Gassen und hohen, nur durch wenige engvergitterte Fenster gegliederten Häuser-Fronten dicht nebeneinander liegen, wie man hier den stolzen Beduinen und den demütig gebückten Fellachen, den blonden Sohn Albions und den schwarzen Sudanneger nebeneinander sieht, so bieten sich auch den nach den verschiedenen Richtungen aus der Stadt herausreitenden schon dicht vor den Thoren die größtmöglichen Ungleichheiten vom Wüstensand bis zur fruchtbarsten Gartenlandschaft, vom Gebirge bis zur flachen Ebene, von halbverfallener Pracht vergangener Jahrhunderte bis zum Luxus der Neuzeit, wir haben nur zu wählen, was wir in Augenschein nehmen wollen.

Ist Kairo auch, wie oben erwähnt, eine mohammedanische Gründung, so zeigen doch nicht nur die am jenseitigen Nilufer liegenden Totenfelder und Ruinen, daß diese Stätte schon in alter Zeit eine wichtige Rolle spielte, auch diesseits finden sich noch jetzt ein wenig nördlich von Kairo die Spuren einer altägyptischen Großstadt. Und wirklich, ist einer Stadt von Natur ihr Platz angewiesen, so ists hier. Von der Mündung des Atbara zwischen dem 17. und 18. Breitegrad bis über den 30. hinaus, beiläufig, eine Strecke, wie von der Südspitze Italiens bis nach Dresden, strömt der Nil ohne jeglichen Zufluß, bis er hier sich teilt, um in den im Altertum viel genannten sieben Mündungen das Meer zu erreichen — dem Stiel eines Riesenblattes vergleichbar, aus dem der bis dahin zusammengehaltene Saft nun in die Nerven und Adern, Flußrinnen und Kanäle des grünen Deltablattes strömt, das über gelben Wüstensand bis ans Meer hin ausgebreitet ist. Hier war von alters her der Stapelplatz für die Produkte des fernen Sudan, hier begann der gemeinsame Weg der Nilschiffe, welche die Fruchtbarkeit des Deltas den auf den schmalen Landstreifen zwischen Fluß und Gebirge angewiesenen Bewohnern Oberägyptens brachten; hier stand auch das von allen Pharaonen besonders reich bedachte Heiligtum des großen Gottes von Heliopolis, der Tempel des Sonnengottes Ra im alten An (On der Bibel).

Diese uralte Stätte war das Ziel eines Ausflugs, den wir an einem Nachmittag hoch zu Esel unternahmen. Vorüber an drei unmittelbar nebeneinander liegenden Moscheen, deren an den Pisaner Stil erinnernde Fassaden, aus wechselnden Lagen gelben und roten Kalksteins gebildet, sich inmitten des Kupferschmiedbazars erhoben und unsere Aufmerksamkeit fesselten, ritten wir dem Bab el Futuh, dem Siegesthore zu. Sein enger überwölbter, von vier gewaltigen Türmen flankierter Durchgang, der sich zwischen den hohen Stadtmauern öffnete, gab uns eine Vorstellung von der Festigkeit des alten Kairo. Noch ein unbedeutenderes Thor mußten

wir zwischen niedrigen arabischen Häusern hinreitend passieren, ehe wir die staubige Chaussee erreichten, die bald auf beiden Seiten durch kleine und große von Gärten umrahmte Häuser, die Abbasitye, eingeschlossen wurde. Dort liegen große Kasernen, auf dem Turnplatz wird Militär gedrillt und horch, da — Trommelklang und Pfeifenton, die ägyptischen „Knüppelhautboisten", die lustigen Musikanten am Nil. Weiterhin haben wir die sonst auch wohl seltene Gelegenheit, eine verlassene Eisenbahn zu überschreiten, die Kairo direkt mit Suez verbindet, nun aber im Wüstensand mumifiziert, eines der vielen Denkmäler der kolossalen Schulden Ägyptens bildet. Zwischen saftiggrünen, mit Dattel-, Feigen-, Orangen- und andern Bäumen besetzten Feldern und ausgedehnten Weinpflanzungen an einzelnen Gehöften vorüber reiten wir schnell vorwärts. Bei einer der zahlreichen Sakiyen steigen wir ab, um ihre Einrichtung genau kennen zu lernen, hier und da hegen hohe Kaktushecken ein Feld ein, oder es sind zur Neuanlage solcher einfach abgerissene Glieder der Fackeldisteln in den glühendheißen schwarzen Erdboden gesteckt, die zwar sehr abgewelkt aussehen, aber sicher noch anwachsen werden. Dem Marienbaume in Matariye wollen wir bei der Heimkehr noch einen Besuch abstatten, jetzt traben wir den Schutthalden zu, die sich in der Ferne vor uns erheben. Das sind die Grabhügel, unter welchen die alte Sonnenstadt ruht, und statt des Kreuzes weist wie ein aufgehobener Finger der eine noch stehende Obelisk heut noch ebenso gen Himmel, wie damals, als Joseph, der Schwiegersohn eines Priesters von On, zu dem fast ein halbes Jahrtausend vor seiner Zeit errichteten emporschaute. Die großen Hieroglyphen sind in dem roten glänzend polierten Granit in diesem Wunderlande so scharf erhalten, daß man sie für ein Werk der letzten Tage halten könnte, wenn sie nicht von stechlustigen Bienen, die auf zwei Seiten ihre Zellen in die Hieroglyphen eingebaut haben, als ihr längst besessenes Eigentum reklamiert würden.

Neues Leben blüht aus den Ruinen! Und als wir von den

üppigen Kleefeldern und Tamariskengruppen uns zurück wenden, rennen die bettelnden Kinder — besonders ein flinkes, kleines Mädchen mit blitzenden Augen und blendend weißen Zähnen in dem freundlich lachenden Gesicht, hatte nicht von uns weichen wollen — plötzlich uns voraus; es giebt da etwas zu sehen; dort die Straße am nächsten Hügel entlang kommt ein mohammedanischer Brautzug. Auf feurigen Pferden sprengen phantastisch geschmückte Vorreiter, lange Stäbe über ihrem Haupte schwingend im sausenden Galopp an uns vorbei, ein Ruck pariert das Pferd und ebenso schnell jagen sie bis dicht vor den eigentlichen Zug zurück, dem Trommler und Pfeifer voranmarschieren; dann folgt eine Anzahl von bedächtig und sicher schreitenden Kamelen. Auf einem sitzt unter einem leichten Baldachin eine Wolke von weißen Tüchern, luftigen Umhängen und Schleiern, angeblich die Braut, andere tragen die befreundeten Frauen, die an der Feier teilnehmen sollen, wieder andere den Hausrat der Neuvermählten. Den Schluß machen die zu Fuß wandernden männlichen Teilnehmer des Festes, die durch unsinniges Schießen und ohrzerreißenden Lärm ihrer Freude Ausdruck zu geben suchen. Der schrille Ton der Pfeifen, das dumpfe Rasseln der Trommeln, das Knattern der Gewehre und das laute Geschrei der Festteilnehmer bilden aber nun ein so unangenehmes Konzert, daß wir froh sind, als wir bei der Straußenzucht anhaltend, dasselbe ferner und ferner verklingen hören.

An der Thür des mit hohen Kaktushecken umfriedigten, in reiner Sandwüste liegenden großen Grundstücks, auf dem dieses von einem Schweizer geleitete, weit ausgedehnte Unternehmen betrieben wurde, forderte der Thürhüter die für solchen Besuch nötige Erlaubniskarte. In sicherer Voraussetzung, daß derselbe nicht lesen könnte, reichte ich ihm unerschrocken die für den Besuch der Moscheen gültige Karte hin und versicherte ihm, als unser gebildeter Eseljunge dreinreden wollte, daß dies ja nicht die richtige sei: „hadde tayib — die ist gut,“ worauf wir stolz das Thor passierten, uns nach noch eine Gesellschaft von jedenfalls in

Kairo ansässigen Franzosen, die sämtlich auch unter dem Schutze der Karte Eingang fanden. Wir mußten aber noch ziemlich weit im tiefen Sande waten, ehe wir den von hohen Lehmwänden umschlossenen eigentlichen Geflügelhof erreichten. Um das in der Mitte stehende Bruthaus reihten sich einige kleine Abteilungen für die jüngst ausgekommenen Sträußchen bis zu den eintägigen hinunter, während nach außen hin an den Rundgang sich ringsherum Ausschnitte in der Form von Tortenstücken ansetzten, in denen sich die älteren und jüngeren Vögel tummelten. Unter den ausgewachsenen Männchen besonders befanden sich prächtige Exemplare.

Noch einmal machten wir halt vor dem schon genannten Marienbaume, einer inmitten eines Gartens stehenden dicken, düsterbelaubten Sykomore, dem Nachfolger des Baumes, unter dem einst Maria mit ihrem Kinde geruht haben soll. Da wir uns kein Blatt von ihm pflücken konnten, nahmen wir einige Körner der in seiner Nähe schwefelgelb blühenden Cannas mit. Allmählich gesellten sich eine ganze Menge von Sämereien und Zwiebelknollen ihnen zu, welche zumeist bisher hier in Deutschland sich ganz wohl zu fühlen scheinen.

Als wir in die Nähe der Stadt zurück kamen, dunkelte es stark und längst bevor wir wieder in das Bab el Futuh einritten, brannten in Kairo die Straßenlaternen, soweit solche vorhanden waren. Der Himmel über uns war dicht bezogen, die engen Straßen oft ganz finster, hinter uns schlugen die Eseljungen, sobald sie ihre galoppierenden Tiere erreichten, drauf los, unaufhörlich guarda und ua rigle (berlinisch: Beine weg) schreiend, wir selbst waren vollständig den Eseln überlassen, die in den fortwährend ihre Richtung verändernden engen Gassen nach Belieben sich zur Rechten oder Linken wendeten, und für den Fall, daß irgendwo in einer Gasse plötzlich ein Abgrund gegähnt hätte, gaben wir uns nur der stillen Hoffnung hin, daß dann wahrscheinlich doch die Esel unten liegen würden, waren aber im übrigen völlig sorglos; wer freilich vor den Eseln, die neben-

einander laufend oft fast die ganze Straße sperrten, nicht zur Zeit sich in eine sichere Ecke drücken konnte oder wollte, hatte es sich selbst zuzuschreiben, wenn er angeritten wurde. Indes kam die wilde Jagd ohne ein besonderes Fährnis vor dem Hotel du Nil an.

Mehrmals rollten wir in bequemem Wagen über die Nilbrücke und weiter auf schattigen Alleen dem gewöhnlich schlechthin Gesire (Insel) genannten Schlosse und Park des Vicekönigs zu. Einmal war es der Tag, an dem sich die vornehme Welt Kairos dort ein Rendezvous gab. Auf der Brücke stand der Konvent der dort zurückgelassenen Sais, alle muskulöse braune Gestalten, die sich hier miteinander schwatzend von ihrem Dauerlauf erholten, bis sie den zurückkehrenden Wagen wieder in dem Gedränge auf der Brücke und in den Straßen den Weg bahnen mußten, in der Allee aber fuhr eine doppelte ununterbrochene Wagenreihe aneinander vorüber. Aus einem völlig geschlossenen Wagen schauen durch den dünnen weißen Schleier halb verhüllt einige Harimsdamen heraus, während der schwarze Eunuch den Platz neben dem Kutscher inne hat, in einem anderen sitzt den beiden europäischen Damen gegenüber ein schwarzes Kindermädchen mit einem kleinen Blondköpfchen auf dem Arme, neben vier Herren in Civil zügelt ein englischer Offizier in seiner grellroten Uniform, die kleine einem Studentencerevis ähnliche Mütze schräg aufs Haupt gedrückt, nur mit Mühe sein feuriges Pferd, die Passanten sind leicht an den weißen Hüten und langen Nackenschleiern von den in Kairo ansässigen Europäern zu unterscheiden, vor den Kaffeehäusern am Wege staut sich der Zug und die ägyptische Polizei muß wohl erst die Kutscher trennen, es ist ein Bild, wie es auf keinem europäischen Corso auch nur im entferntesten erreicht wird. Wir fahren, während die meisten Wagen schon früher wenden, weiter an der Parkmauer entlang vorüber am Lawn Tennis-Platz, den der Engländer ebenso wie seine Kirche an jedem Ort der Welt, wo er auch sei, anlegt. Endlich gelangen wir zu den am Ende

des Weges künstlich hergestellten Grotten, in denen wir umherwandern, uns am Duft der Akazienblüten labend, und von deren Höhe herab wir über den trocknen vor uns liegenden Nilarm nach den von der Abendsonne vergoldeten Pyramiden hinüberschauen.

Ein andermal wollten wir samt Pastor B. auch Park und Schloß selbst betrachten und schritten, trotzdem wir keine Erlaubniskarten dafür hatten, kühn dem Thore zu, welches ein ägyptischer Soldat bewachte. Sobald der brave Ägypter uns nahen sah, präsentierte er das Gewehr vor uns und befriedigt von diesem Zeichen seiner hohen Achtung Kenntnis nehmend, betraten wir den Garten, in welchem der aus schönen Blumen und Baumgruppen aufragende Kiosk unsre ungeteilte Bewunderung erregte. Diese schlanken gußeisernen Säulen, welche sich mit farbenreichen Mustern verziert auf den weißen Marmorquadern erhoben, die überhöhten von ihnen getragenen zierlichen Zackenbögen, die mit reichen Arabesken bedeckten Wände, welche ein weit ausladendes durch zierliche Stalaktitenreihen vermitteltes Gesims abschloß, zeigten uns die modern-arabische Architektur in gefälligster Form — freilich zugleich auch ein Beispiel der Unfähigkeit jener Länder, irgend etwas selbst zu leisten. Was Troppau in Östreich für die türkischen Tarbusche im allgemeinen, Carrara für die Marmorarbeiten im Innern dieses Kiosk bedeuten, das ist für die in Eisen gegossenen Säulen der großen Halle, welche beide Seiten des Kiosk trennt, sowie der anschließenden Säulengänge Lauchhammer. Vom Harimgebäude mußten wir uns natürlich in respektvoller Entfernung halten, und als wir uns ihm an einer Stelle näherten, trat sofort ein Eunuch aus seinem Innern, der schon von fern sehr aufgeregt gestikulierend uns zurückwies. Aber auch das Schloß mit einigen im französischen Geschmack gehaltenen Beeten vor seiner Eingangshalle durften wir nicht betreten, da es von dem ein Jahr später plötzlich verstorbenen Prinzen Hassan bewohnt wurde. Sein Bildungsgang, der ihn, den Zögling von Oxford

und späteren preußischen Gardekavallerieoffizier, über den Durchschnitt der vornehmen Ägypter weit erhoben, hatte ihn aber keineswegs glücklicher gemacht, als seine in der Enge ihrer Heimat befangenen Landsleute. Als nach seiner Hochzeit, die kurz vorher stattgefunden hatte, ein Deutscher ihm Glück wünschte, wollte er diese Gratulation gar nicht annehmen. „Wenn Sie Europäer nach Indien reisen," hatte er geantwortet, „so haben Sie ein rotes Buch in der Hand und machen Ihre Frau, die mit Ihnen reist, auf alles aufmerksam, was Sie sehen. Wenn ich aber mit meinen Damen einmal zu den Pyramiden hinausgefahren bin und nachher frage, was ihnen an den Pyramiden am besten gefallen habe, erwidern sie: Was waren denn die Pyramiden. Und wenn ich ihnen davon erzähle, unterbrechen sie mich: Ach, das sind ja alles alte Geschichten, aber die Madame N. N. hat neulich solch Kleid angehabt u. s. w." Je mehr die Mohammedaner mit dem Abendland zusammen kommen, um so mehr wird auch bei ihnen die Erkenntnis Platz greifen, daß es noch einen höheren Zustand, als den in ihrer Religion gepriesenen giebt, und die unwürdige Stellung der Frau wird nicht der geringste Hebel zum Sturz des Mohammedanismus werden. Welch ein erbärmliches Leben ist es aber auch, das solche ägyptische Prinzeß führt; von den Ausfahrten abgesehen den ganzen Tag im Harim sitzen, Nargile rauchen, mit den Dienerinnen oder den sie besuchenden Damen über die Abwesenden klatschen, und höchstens einmal eine Europäerin, die um eine Audienz nachgesucht hat und mit der sich die Prinzeß natürlich nicht verständlich machen kann, sehen, das ist alles. Hat eine der jüngeren Prinzessen bei ihrer Bonne so viel Französisch gelernt, daß sie nun Pariser Schauerromane lesen kann, so ist sie schon unendlich viel gebildeter, als die andern; aber von dem, was dem Leben des Weibes erst die höchste Weihe, den hehrsten Adel giebt, weiß sie nichts. Willenlos hat sie dem ungeliebten Manne zu folgen, dessen Antlitz sie nie vor ihrer Vermählung hat schauen dürfen, nicht sein Weib — seine Sklavin.

Von der kleinen Menagerie, die sich früher im Park befunden hat, sahen wir nur noch die Gebäude und erquickten uns dann noch lange Zeit auf den mannigfach verschlungenen und oft das Wasser überschreitenden schattigen Wegen umherwandernd an den herrlichen Gruppen der verschiedenen Sträucher und Bäume. Der Gartenarbeiter, der sich uns unterwegs zugesellt hatte, band die schönsten Blumen für uns zum Strauß, in der stillen Hoffnung, auf diese Weise sein Bakschisch möglichst zu erhöhen, übrigens eine Praxis, die wir bereits in Alexandria im Schwange fanden.

Jedesmal glückts übrigens nicht, auf einen weißen Hut hin den sonst verbotenen Einlaß zu gewinnen. Das merkten wir, als wir am Montag vor unserer Abreise von Kairo nach Schubra hinausfuhren; über den Ismailiye-Kanal, vorbei am Bahnhof auf der einen, und dem von Kairo jetzt nur noch durch den Kanal getrennten Bulak auf der andern Seite, fuhren wir die schattige Schubra-Allee entlang, die aber ihren Ruf als Corsostraße wenigstens an diesem Tage nicht rechtfertigte. Schnurgerade zog sie sich zwischen Häusern und Gärten, dann zwischen Feldern entlang, deren frisches Grün das Auge erfreute, bis sich endlich zur Linken hinter dem Damme, über welchem die Segel der Dahabîyen schon oft sichtbar gewesen waren, auch die breite Wasserfläche des Nil zeigte. Aber das Thor des verwunschenen Gartens am Ende der Allee wollte vor keinem Zauberrütchen aufspringen, und wir mußten uns begnügen, einen Blick durch das Gitter zu thun, um dann wieder umzukehren. Doch die Rückfahrt sollte uns diese Enttäuschung erträglicher machen. Auch hier lenkten wie überall bei Kairo die Pyramiden von Gîse unsere Blicke auf sich und über ihnen malten sich am Abendhimmel die zartesten, duftigsten Tinten, aus hellen, leuchtenden Farben schnell in ein dunkles Violett übergehend.

Solch Sonnenuntergang bei stiller Luft hinter dem leuchtenden Wüstensaum entschädigt auch für größeres Ungemach, als den entgangenen Anblick eines viceköniglichen Gartens.

Völlig verschieden von diesen Eindrücken, welche die Fahrten in der fruchtbaren Nilaue bieten, ist der Anblick, der sich dem Wanderer bietet, wenn er durch eines der östlichen Thore die Stadt verläßt. Bespülen dort die Fluten des heiligen Nilstroms die Mauern, die sie untergraben wollen, so sind diese hier stellenweise fast bis zur Zinne begraben unter den vom Wind bewegten Fluten, welche aus dem Sandocean der arabischen Wüste gegen die Mauern branden. Wieder und wieder zogs uns, die Hauptschlagader der mohammedanischen Stadt, die Muski samt ihrer Fortsetzung zu durchmessen, jenseits welcher uns nach wenigen Augenblicken anstelle des großstädtischen Treibens die Ruhe und Einsamkeit der Wüste umfing. Zu Fuß schreiten wir um den unmittelbar am Thore liegenden arabischen Totenacker herum, heiß brennt die Sonne in der engen Senkung, die sich zwischen der bald mehr, bald weniger hoch vom Sand verschütteten, mit einigen arabischen Häusern besetzten alten Stadtmauer und hohen Schutthügeln hinzieht, wahren Hügeln, zu denen sich im Laufe der Jahrhunderte eine für den Abendländer fast unmöglich scheinende Schuttmasse aufgehäuft hat, heißer weht der Glutwind vom Mokattam herab, uns den feinen Staub ins Gesicht wirbelnd. Hier liegt das zum Teil noch mit dem Fell bekleidete Gerippe eines wohl erst vor wenigen Tagen gefallenen Esels, dort schleichen halbverhungerte gelbe Hunde an der Mauer entlang, schnuppernd, ob sie einen herabgefallenen Bissen erwischen könnten. Zwischen erbärmlichen arabischen Lehmhütten hindurchschreitend, von den halbnackten Kindern, die vor den Thüren spielen, angebettelt, gelangen wir auf den am Fuß der Citadelle gelegenen arabischen Friedhof. Keine Mauer schließt ihn ab, über die Gräber hin führt der Weg der Menschen und Tiere, die wenigen Farbenreste an den Kalksteinsäulchen auf den Gräbern sind verblaßt, hier und da eine Grabhalle, d. h. ein Verschlag von blau oder grün angestrichenen Brettern; ein einziges ummauertes Erbbegräbnis zeigt sich uns, das auch einige Pflanzen schmücken. Wir wenden uns

von diesem trostlosen Orte ab und schauen zurück; sieh da, zum Teil hinter den Sandhügeln verborgen erheben sich jenseits der Schutthalden, an denen wir vorhin verüberschritten, gewaltigen im Wüstensand gereiften Netzmelonen vergleichbar, die Kuppeln der Chalifengräber. Ein Anblick, der sofort einen solchen Reiz auf uns ausübt, daß wir beschließen, sie noch am Nachmittag desselben Tages näher in Augenschein zu nehmen. Zu Esel gehts dann vom Thore aus einen Weg entlang, der sich zwischen den Schutthügeln hindurch zieht; sobald die gewundene tiefliegende Straße einen Ausblick gestattet, breitet sich, den Mokattam und den roten Berg im Hintergrund, der ganze Kuppelwald dieser großartigen Totenstadt der alten mohammedanischen Herrscher Ägyptens vor unsern Augen aus. Über massige halbverfallene Umfassungsmauern, an denen hin und wieder, wie ein Schwalbennest, die Wohnung eines Arabers angeklebt ist, erheben sich schlanke mit Galerien gekrönte Minarets einzeln oder paarweise, aus der viereckigen Grundanlage entweder durch ein Achteck zur cylindrischen Form übergehend, oder unmittelbar über der durch ein breites Gesims getragenen Galerie des Unterbaus dieselbe zeigend. Vor allem aber staunen wir über die Pracht und Mannigfaltigkeit der Kuppeln. Hat im übrigen die Ornamentik des Islam ihre verschwenderische Fülle vor allem im Innern der Gebäude angebracht, hier durchbricht sie diese selbstgezogene Schranke und zeigt den schon durch die äußere Knospenhülle hindurchschimmernden Reichtum dieser Wüstenblumen. Die üppig geschwellten Kuppeln, deren Durchschnitt den von den Mohammedanern erfundenen Kielbogen zeigt, ruhen auf einer von Fenstern durchbrochenen Trommel, zu der sich der quadratische Unterbau durch mehrere polygonale Absätze oder durch Abschrägung der Ecken umbildet, und sind außen mit einem Netzwerk geschmückt, das sich am besten mit dem an den Gewölben der gotischen Dome des 14. Jahrhunderts vergleichen läßt, aber um vieles mannigfaltiger, phantastischer ist als dieses. Doch wie lange wird diese Schönheit noch bestehen? Niemand

ist da, der sie erhielte und das Interesse der zwischen ihnen angesiedelten Araber geht nur darauf aus, die Zugänge in ihr Inneres verschlossen zu halten, um auf diese Weise Bakschisch zu erpressen. Als wir den großen Hof im Innern der mit zwei Minarets und zwei Kuppeln geschmückten Grabmoschee Sultan Barkuks betraten, sahen wir die ihn umgebenden Hallen, die sich über schlanken Säulen und zierlichen Friesen in kleinen flachen Kuppeln wölbten, zur Hälfe schon eingestürzt. Mehr als die unter der nördlichen Kuppel aufgestellten Särge der männlichen Glieder seiner Familie zogen uns die prächtigen Skulpturen des Mambars (Kanzel) an, welcher in der Halle zwischen den beiden Kuppelbauten stand. Der andere Kuppelraum, der die Gräber der weiblichen Glieder jenes fürstlichen Hauses barg, öffnete sich uns jedoch erst, als wir auch dem alten Araberweibe, das den Schlüssel hatte, Bakschisch versprochen hatten; denn, hieß es, für das Grab der Männer gehört ein Wächter, für die Gräber des Harim eine Wächterin, oder in die uns verständlichen Laute übersetzt: die Fremden müssen geschröpft werden, wo es nur angeht.

Die Mamlukengräber, südlich von der Citadelle gelegen, waren das Ziel eines anderen Nachmittagsausflugs. Auch noch heut der Begräbnisplatz für einen großen Teil Kairos, gaben sie uns doch eine bessere Vorstellung einer mohammedanischen Totenstadt, als wir sie auf den bisher geschauten Friedhöfen gewonnen hatten. Hier fanden sich eine ganze Anzahl guterhaltener Gräber mit Marmoraufsatz und zwei Marmorsäulchen, über manche spannte sich ein von Säulen getragener Baldachin, viele waren von blaugrünen Holzverschlägen oder auch von Steinmauern eingeschlossen, über den älteren namentlich, den eigentlichen Mamlukengräbern wölbten sich schöne Kuppeln, meist aber etwas mehr überhöht, als die der Chalifengräber und daher doch nicht ganz von der wohlthuenden Ruhe dieser; mehrstöckige Minarets erhoben sich hier und da, für das Auge Richtpunkt in dem Gewirr der engen

winkligen Straßen dieser Gräberstadt; sehr selten nur belebt das Grün eines kleinen Baumes oder eines Rankgewächses ihre Einförmigkeit; allein die Hosch el Bâscha, das Mausoleum der vicekoniglichen Familie ist von einem kleinen Gärtchen umgeben. Interessanter als die einzelnen Särge aus weißem Marmor mit ihren grotesken Verzierungen und ihrer überladenen Vergoldung, oder als die diamantbesetzte Turbanagraffe Ibrahim Paschas — wer weiß, ob die echten Diamanten nicht längst durch falsche ersetzt sind — war eine Eigentümlichkeit des Baustils, die wir hier bemerkten. Der Übergang aus dem Viereck zur Kuppel nämlich war nicht durch Stalaktitengewölbe vermittelt, wie in der älteren arabischen Architektur, vielmehr war hier durch allmähliche Einwölbung der Ecken der Kreis gebildet, auf dem sich dann die Kuppel erhob.

Wir hatten den Weg schon bis zum Thore von Kairo wieder zurückgelegt, da, als wir eben in die enge Gasse einbiegen, wird ein neuer Bewohner der in unserm Rücken liegenden Stadt an uns vorüber getragen. Sicher erst am gleichen Tage gestorben, liegt er in einem ganz flachen Sarge, dem einige Greise voranschreiten, das mohammedanische Glaubensbekenntnis singend, wenn anders man das für europäische Ohren unerträgliche arabische Näseln Singen nennen darf; das Fatiha muß der Tote ja wissen, wenn in der Nacht nach seinem Tode die beiden Frageengel an seinem Grabe erscheinen werden, um ihn zu prüfen, ob er als guter Moslem gestorben sei. Die Leidtragenden folgen und im Geschwindschritt geht der Zug an uns vorüber.

Älter als die Pyramiden.

Beim Besuch der Chalifengräber besonders hört man fortwährend das Krachen der Sprengschüsse, welche von dem jenseits der Gräber liegenden Mokattam Blöcke für die Neubauten Kairos absprengen, und ab und zu sieht man aus tiefen Einschnitten den Rauch einer Lokomotive aufsteigen, die auf einer der vielen unmittelbar an den Berg herangelegten Abzweigungen der bis Heluan führenden Bahn die Bausteine ihrem Bestimmungsorte zuführen muß. Der Abbau dieser Berge ist nicht erst in der Neuzeit begonnen; auf den Steinen, die in den Steinbrüchen des vom Mokattam nur durch ein kleines Thal getrennten Turra-Berges gebrochen sind, standen wir bereits am ersten Tage unsers Aufenthaltes in Kairo, als wir die große Pyramide von Gîse bestiegen, der Mokattam aber gehört demselben Glied der Eocänformation, dem durch die ganze Alte Welt von Spanien bis Japan verbreiteten Nummulitenkalke an. Wer wagts zu entscheiden, welche Zeiträume zur Bildung dieses hauptsächlich aus Billionen von Muschelschalen bestehenden maritimen Gebildes gehörten und wie lange Zeit seitdem verflossen ist, ehe diese Felsen über die Meeresfläche emporgehoben ihre Steine zu den vor 5000 Jahren erbauten Pyramiden liefern mußten!

Mehr noch aber als derartige geologische und historische Erwägungen lockt die meisten Reisenden die Sehnsucht, einmal die Stadt und das ganze Nilthal bis hin zu den fernen Bergen der libyschen Wüste zu überschauen. Kein Wunder, daß auch wir mehrmals diesen Höhen unsern Besuch abstatteten. Der erste Versuch, den wir unternahmen, wäre durch die Unbekanntschaft unserer Eseljungen mit dem Terrain fast verunglückt. Wir wollten über die Chalifengräber hinaus vordringen, gerieten aber in die Steinbrüche und hatten nun bei sehr starkem Wind, der uns den

Staub ins Gesicht wirbelte, eine ordentliche Wüstentour zu machen durch weglosen Flugsand, über nackten Fels immer am Rande der tiefen Steinbrüche hin, wobei uns noch die Gefahr drohte, durch den Sturm mit dem Esel „in die Brüche gehen" zu müssen. Endlich kamen wir an dem gewöhnlichen bequemen Wege an, der von der Citadelle Kairos hoch über dem tiefen Thale ansteigend in die Höhe führt. Vor dem jähen Abhang lagerten herabgestürzte, gewaltige Felsblöcke, während andere groteske Bildungen jeden Augenblick herabzufallen drohten. Als wir oben angelangt waren, zeigte es sich aber, daß der Sturm zu stark war, als daß wir den vollen Genuß hätten haben können. Immerhin hatten wir im Schutz einiger Felsblöcke einen sehr schönen Blick auf die zu unsern Füßen liegende Stadt mit ihren zahllosen Minarets, überragt von dem Kuppelbau der Alabastermoschee, welche den steilen Burgberg krönte.

Noch ein Ausflug, den ich allein unternahm in der Absicht, zur Mosesquelle und zum kleinen versteinerten Walde zu gelangen, führte nicht völlig zum Ziele, da ich — trotzdem ich meinem Eseljungen bei den Chalifengräbern noch einen angeblich ortskundigen Führer zugesellt hatte, zuletzt beiden den Weg zeigen mußte, was auch trotz Bädekers vorzüglicher Angaben nicht ganz glücken wollte. Meine beiden Begleiter führten mich dicht an den steilen Wänden der Steinbrüche vorbei, wo ich mich oft nur darüber wunderte, daß mein Esel keinen Fehltritt that und mit mir abstürzte, zu einer hoch am jähen Abhang des Mokattam der Stadt unmittelbar gegenüberliegenden Höhle, in der alles andere eher gewesen sein konnte, als jemals ein Tropfen Wasser und behaupteten zuversichtlich, das sei die Ain Musa, die Mosesquelle. Einige dort gefundene Versteinerungen und schöne Gipskrystalle boten mir etwas Ersatz, aber doch wollte ich nicht entmutigt hier kehrt machen, sondern suchte an den Abhängen des Mokattam entlang mir selbst den Weg, den ich dann auch ungefähr fand.

Bald hatte ich in dem Thale, in welchem ich dahinritt, das

Gefühl, so vollständig in der gewaltigen Wüste zu sein, wie noch nirgends vorher. Längst war die Stadt hinter den vorgelagerten Hügeln versunken, zur Rechten und Linken dehnten sich buntfarbige Bergzüge, am Wege sproßten einige Disteln, kleinblütiger Storchschnabel und eine mir unbekannte Wüstenpflanze, nirgends ein Zeichen menschlichen Wirkens, die Unendlichkeit tritt greifbar nahe und übermächtig gewaltig vor die Seele. Endlich finden sich auch, als ich schon wieder der sinkenden Sonne wegen umkehren will, Stücke verkieselten Holzes — zwei von ihnen müssen nach Deutschland mitwandern, eins noch das Loch des Bohrwurms tragend, der vor langen Jahrtausenden in diesem Baum sein Wesen trieb. Aber nun gilts auch, schnell zurück, um noch vor Sonnenuntergang an den Steinbrüchen vorbeizukommen. Esel und Eseltreiber zeigen plötzlich neues Leben; vom sonnenvergoldeten Rahmen der Wüstenberge umschlossen taucht das Bild Kairos mit dem grünen Hintergrund der Nilaue vor unsern Augen auf, während sich dicht vor uns die schöngeformten Kuppeln der Chalifengräber zeigen. Ehe die Sonne gesunken ist, halte ich schon jenseits derselben auf dem höchsten Punkt der Schutthügel, welche jene von der Stadt scheiden und nun breitet sich vor dem entzückten Auge die ganze Pracht der in zarte Farben getauchten Hauptstadt Ägyptens aus, über die noch ein feuriger Himmel verschönend, verklärend flammt, auch nachdem die Sonne schon hinter den Pyramiden dort im fernen Westen zur Rüste gegangen ist.

Von einem andern Eselritt abgesehen, den ich zusammen mit einem jungen in Kairo lebenden deutschen Naturforscher auf den Mokattam machte, um dort Versteinerungen zu suchen und der mir auch eine schöne Ausbeute von Austerschalen, Turmschnecken und Seeigeln brachte, habe ich samt meinem Reisegefährten noch einmal den von der Citadelle hinaufführenden Weg zurückgelegt.

Unter den Trümmern der alten Giyuschi-Moschee, wo der Berg, zuerst in einzelnen steilen Stufen sich senkend, dann schroff abstürzt, lagerten wir uns und schauten den Strom hinauf, bis

dahin, wo er in duftumschleierter Ferne sich hinter den Felsen verbirgt, schauten hinunter wohl bis zum Anfang der Deltabildung, umspannten mit einem Blick das dürre Wüstenplateau mit einem alten türkischen Fort und das üppig grüne Nilthal, die lebensvolle Stadt zu unsern Füßen und die schweigende Wüste jenseits derselben, die rauchenden Schlote der zwischen den Mamlukengräbern eingesprengten Fabriken und die jahrtausendealten Pyramiden. Was Wunder, daß wir uns von solchem Bilde fesseln ließen, bis die hereinbrechende Nacht uns zur Heimkehr zwang!

Wanderungen in der Neustadt von Kairo.

Bei unsern Wanderungen und Ritten durch die Stadt konnten wir nicht hoffen, uns nach den Straßennamen zurecht zu finden; denn bis zu dieser Höhe der Kultur, daß die einzelnen Straßen durch Schilder bezeichnet wären, hat sich Kairo nur in beschränktem Maße aufgeschwungen, und wo es der Fall ist, stehts meist doch nur auf dem Papier; die Einwohner, vor allem die Eseljungen, auf die der Fremde angewiesen ist, wissen nichts davon. Aber wo wir uns auch befanden, über eins waren wir nie im unklaren, ob wir im arabischen Stadtteil waren mit seinen wenig reinlichen Gassen und Sackgäßchen, mit seinen dichtgedrängten in den obern Stockwerken oft übergebauten Häusern, oder in der sogenannten „Ismailiye“, dem Stadtteil, der allein schon dem Namen seines Schöpfers ein bleibendes Gedächtnis sichern würde, auch wenn daneben nicht noch so manche andere Wohlthat, die Ägypten ihm verdankt, zu nennen wäre; daß er sich selbst dabei nicht vergaß, liegt einmal im Charakter des Orientalen und wird an Ort und Stelle auch als ganz selbstverständlich angesehen und von den Beteiligten offen anerkannt.

Vierzehn Tage vor unserer Ankunft war der Minister der

Finanzen und des Innern, Abd el Kader abgesetzt. Er war, so wurde erzählt, wegen eines Sieges über den Mahdi befördert und hatte mit stets wachsender Arbeitskraft allmählich ein Ämtchen nach dem andern auf seine Schultern genommen, bis er schließlich zwei ägyptischen Ministerien vorstand und natürlich — für nichts ist nichts — auch deren Gehalt in die Tasche steckte. Bei der Verteilung der Staatsländereien, die eben damals vorgenommen war, hatte er aber doch seine Söhne, Enkel, Neffen und andere Familienglieder so stark berücksichtigt, daß seine Absetzung erfolgt war. Als der Mahdi auf der Höhe seines Ruhmes stand und den ganzen ägyptischen Sudan bedrohte, hatte er sich erboten, ihn zu besiegen und den Sudan zu retten, wenn man ihm 900 000 £ (18 Millionen Mark) zur Verfügung stellen würde. „Ganz schön", war ihm geantwortet „aber von den 900 000 £ steckst du die Hälfte in deine Tasche!" „Das kann sein", war sein offnes Geständnis; „aber ihr braucht viel mehr und könnt die Angelegenheit doch nicht regeln." Der Erfolg hat ihm bis jetzt recht gegeben.

In Ismailiye, dem an den Nil grenzenden Stadtteile, beschatten breitästige Bäume die sauber gehaltenen, von schönen Gärten und europäisch gebauten Häusern eingeschlossenen Straßen. Hier ist das Europäerquartier, hier liegen in der Nähe des Esbekiye-Gartens die meisten großen Hotels, hier wohnen die Konsuln und Generalkonsuln, die Mitglieder des internationalen Tribunals, die gelehrten Erforscher Afrikas, die auch hier im Hause der Geographischen Gesellschaft ihren Sammelplatz haben, hier liegt die deutsche Kirche, hier das große Opernhaus, hier sind die Läden europäisch eingerichtet mit französischen Aufschriften außen und Pariser Preisen im Innern. So zog uns dieser Stadtteil, den wir allerdings nach den verschiedensten Richtungen hin passieren mußten — nach Schubra, nach Bulak, über die Nilbrücke — weniger an und war unser Ziel eigentlich nur bei den Besuchen, die wir einigen Mitgliedern der deutschen Kolonie

abstatteten, um dort stets eine mit deutscher Gemütlichkeit gepaarte echt orientalische Gastfreundschaft zu finden.

Einmal waren wir auch im Opernhaus, wo ein arabisches Werk aufgeführt wurde. Wie ganz anders schon der Zuschauerraum dort, als bei uns. Keine glänzenden Toiletten, die dort entfaltet wurden, mohammedanische Frauen dürfen sich ja nicht an solchen Orten zeigen. Die ausschließlich aus Herren bestehende Zuhörerschaft zeigte neben den mit dem Tarbusch bedeckten Mohammedanern, die ihre Kopfbedeckung ja so wenig ablegen, wie der Student sein Cerevis, viele europäische Touristen und ließ trotzdem noch sehr viele Lücken auf allen Reihen. Die Araber gehen am Abend lieber in ihre Kaffeehäuser, wo sie bei dem Genuß einer Schale Mokka und einer Nargile (Wasserpfeife) den Vorträgen der Improvisatoren lauschen. Und die Europäer haben wohl sämtlich, auch wenn sie Arabisch genug verstehen, um einer Vorstellung folgen zu können, an einmaliger Teilnahme an einer solchen völlig genug. Wir hielten es nur drei Akte hindurch aus, während allerdings die wenigen Ägypter von dem augenscheinlich sehr patriotischen Stück entzückt schienen. Ein Bösewicht, in Gestalt eines betrunkenen französischen Offiziers, nimmt einen edlen Araber gefangen und läßt ihn mit Hilfe einiger grimmig dreinschauender Neger, deren einer schon lange planlos im Hintergrund der Bühne in einem Boote hin und hergerudert war — Lohengrins Schwan, ins Australische übersetzt — auf sein Schiff bringen. Dann macht er seiner Frau, die samt ihren beiden Kindern dem gefangenen Gatten nachjammert, Liebesanträge, und läßt sie schließlich auch wegschleppen. Das Ensemble wurde arg gestört; denn die Kinder wollten nicht mitspielen, fingen schon vor dem zweiten Akt hinter der Bühne erbärmlich zu schreien an, warfen nachher die Bank, auf der sie sitzen sollten, um, und nun fing erst recht das Leiden an. Dazu kam noch der arabische Gesang, der für unsere Ohren so ergreifend klang, daß mein Reisegefährte behauptete, eine Katze, mit dem Schwanze ein-

geklemmt, sei ihm lieber. Alles wurde durch die Nase gesungen, und die letzten Töne von dem eigens hierzu hinter der Bühne aufgestellten Hauptsänger aufgenommen und, so lange er irgend vermochte, ausgehalten.

Durch mehrere über den Ismailiye-Kanal führende Brücken mit der Neustadt von Kairo verbunden zeigt Bulak, der Hafen Kairos, auf den breiten Straßen des nach der Stadt zunächst gelegenen Teiles und vor den arabischen unansehnlichen Häusern echt orientalisches Leben. Doch nicht dies wars, was uns dorthin zog, noch die am Nilufer liegende Dahabîyen mit den eigentümlichen großen schiefen Segelstangen, vor allem lockte das äußerlich unscheinbare dicht am Nil gelegene Museum das „Antikat", welches die kostbarsten Schätze von Gīse, Memphis, Sakkara und all den andern hochberühmten Ruinenstätten von Unter- und Oberägypten birgt, zu mehrmaligem Besuche. Dem Eingang des Museums gegenüber erhebt sich auf einem Unterbau und von vier Sphinxen aus Sakkara bewacht ein riesiger Marmorsarkophag, auf dem in vergoldeten Buchstaben das eine Wort „Mariette" steht. Die Ruhestätte des Entdeckers der Apisgrüfte in Sakkara, des Gründers und ersten Direktors dieser kostbarsten Sammlung ägyptischer Altertümer in der ganzen Welt. Wer wollte sie nun aufzählen die Schätze, die dort aufgehäuft sind, von der ältesten Zeit Ägyptens an bis zu den Tagen der Ptolemäer hin?

Götterfigürchen und Statuetten aus Metall, Stein, Holz, Porzellan und Glasfluß. Vasen, Krüge und Schalen, kleine Altäre, Büsten und ganze Figuren von überraschend lebensvoller Darstellung, Amulette und Symbole, Toiletten- und Schmuckgegenstände — besonders fällt der reiche Schmuck einer ägyptischen Königin durch die zierliche Arbeit, wie durch die Menge des Edelmetalls auf — Nachbildungen heiliger und unheiliger Tiere, Waffen und Werkzeuge füllen die Schränke und Glaskästen; Grabsäulen und Verordnungstafeln, einige von ihnen mit Inschriften in mehreren Sprachen und Schriften, wie jene in London

befindliche Tafel von Rosette, mit der der Stein der Weisen für die Entzifferung der Hieroglyphen gefunden war, Reliefdarstellungen aus den Gräbern von Sakkara lehnen sich an Wände und Pfeiler, prächtige Bildhauerwerke, auch durch die meisterhafte Behandlung des sprödesten Materials bemerkenswert — der gutmütige wohlbeleibte „Dorfschulze“ ist aus knorrigem Sykomorenholz, die kuhgestaltige Hathor aus dunklem Basalt, die beim großen Sphinx gefundene Statue König Chefrens aus grauem Diorit — stehen inmitten der Säle. Hier versetzen uns die rohen Züge der Hyksossphinxe in die Zeit, wo jene semitischen Hirtenvölker den Norden Ägyptens beherrschten. Tirhakas Negergesicht erinnert an die von Süden heraufgedrungene äthiopische Dynastie, die ihre Herrschaft sogar über den Isthmus auszudehnen versuchte, dabei aber auch Ägypten verlor und unter die Dodekarchen verteilt sehen mußte, und der kostbare Fund von Dêr el Bachri stellt uns die glänzendsten Tage der einheimischen ägyptischen Herrscher vor Augen, deren äußere und innere Särge samt ihren Mumien wir noch jetzt nach Jahrtausenden in unvergleichlicher Frische erhalten sehen. Seti I., der Begründer einer neuen Dynastie, wahrscheinlich also der neue König in Ägypten, der nichts von Joseph wußte (2 Mose 1, 8), Ramses II., der Pharao der Bedrückung, mit dem zusammen wohl Moses in allen Wissenschaften der Ägypter auferzogen ward, hier im Museum von Bulak! Überwältigender Gedanke! Daneben andere Särge und Mumien von Priestern, Königen, Königinnen und anderen angesehenen Personen; noch sind die Haare wohl erhalten, und in den Zähnen haften noch die Goldplomben. Wer könnte sich beim Anblick solcher persönlichen Zeugen aus vergangnen Jahrtausenden der tiefsten Bewegung erwehren?

Wanderungen in der Altstadt von Kairo.

Auch das alte, arabische Kairo hat sein Museum. Weit entfernt liegts von dem dem echten Muselmann verhaßten Treiben der Franken, dort, wo das alte Siegesthor an vergangne Herrlichkeit Ägyptens erinnert. Nicht ein besonderes Museumsgebäude ist aufgeführt, eine alte, schon dem Untergang geweihte Moschee, die Gami Hakim, die dazu notdürftig wieder repariert und umgebaut ist, birgt die dort zusammengetragenen Schätze. Keine Gartenanlage, kein künstlerisch gestalteter Hof umschließt es, über Säulentrümmer, zerbrochene Harimfenster, Marmorstücke, halb verbrannte Dattelstämme, große Schutthaufen klettert der Eintretende, als Abschluß des weiten Hofes ringsum halbverfallene Hallen erblickend. Keine Kunstgegenstände birgt das Museum — der Islam, der die höchste Aufgabe der bildenden Kunst, die Darstellung der menschlichen Gestalt nicht zuläßt, ist kunstfeindlich — was wir dort vertreten finden, ist allein das altarabische Kunstgewerbe, dieses allerdings in einer Feinheit und fast künstlerisch hohen Vollendung, wie sonst nirgends. Was auf den Bazaren geboten wird, ob es auch dort durch die phantastischen Formen und reich verschlungenen Arabesken das Auge des Europäers auf sich zieht, giebt doch nur eine schwache Vorstellung von der Kunstfertigkeit, die in den Glanzzeiten des Islam blühte. Die hier ausgestellten Gegenstände in eins jener altarabischen Häuser versetzt, wie sie noch in Damask erhalten sind, würden die Träume von „Tausend und eine Nacht" zur Wirklichkeit machen. Echt arabische Fenster aus zahllosen kleinen bunten Glastäfelchen, die einzeln in Gips eingelassen sind, zeigen glühende Farbenmuster, während die schief gestellten Gipsrippen noch heut verraten, daß sie ursprünglich aus der Höhe der unten durch keine Fenster erhellten Zimmer ihr magisch gedämpftes Licht in diese herabsenden

und so das dem Orientalen hocherwünschte Halbdunkel herstellen sollten. Die Schränke bergen prächtige bunte Gläser in den mannigfaltigsten Formen, fein ciselierte und bemalte Straußeneier, Fayence-Kacheln in leuchtenden Tönen, entzückend geschnitzte Kästchen aus Sandelholz, Becher und Schalen aus Messing mit reizend ausgeführten Flächenornamenten und getriebenen Mustern, sowie kostbare Nielloarbeiten; von der Decke herab hängen zierlich durchbrochene Kronleuchter aus Messing; auf dem Fußboden stehen Holztischchen in Damascener Art mit Perlmutter und feinen Holzarten eingelegt, neben ihnen Messingtischchen in schwungvollen Linien durchbrochen und über und über mit Ornamenten bedeckt, sowie die dazugehörigen reich gravierten Mansefs, große runde Platten, auf welche die Speisen aufgesetzt werden und welche durch ihren Umfang die Größe der Gastfreundschaft andeuten sollen. Einige Riesenleuchter aus Eisen gearbeitet, mit Hunderten von Löchern zur Aufnahme bunter Glasgefäße, in denen ehemals am Abend in den Gärten eines Sultans farbiges Licht erglänzte, nehmen ein ganzes Zimmer ein und lassen nur an den Wänden Platz für eine Anzahl von Muschrabien, Harimfenstern, die aus zierlichstem Holzgitterwerk zusammengesetzt sind; beide Seiten des langen Korridors aber sind mit gewaltigen, doch keineswegs plumpen Thoren besetzt, wie solche früher die einzelnen Stadtviertel abschlossen — das gleiche ist noch heutigen Tages in Damask der Fall.

Noch ein Vorzug dieses Museums vor manchen andern Sehenswürdigkeiten Kairos sei erwähnt. Da es beim Erscheinen der letzten Auflage von Bädeker über Ägypten noch nicht zugänglich war und daher von dem Strome der Reisenden nicht überflutet wird, haben die Museumsdiener noch nicht ihre angeborne Bescheidenheit mit der sonst überall im Morgenland üblichen Unverschämtheit im Fordern von Bakschisch vertauscht — auch ein Beweis, daß diese Naturkinder größtenteils erst von den Europäern verwöhnt sind.

So sind wir schon in eine Moschee eingetreten, freilich in eine solche, die nicht mehr ihrem ursprünglichen Zweck erhalten, nicht mehr harim ist. Außer dieser durften wir nur noch in eine hinein, ohne daß wir hätten Überschuhe anlegen müssen, sehr schmierige alte Pantoffeln, die aber doch den heiligen Boden nicht entweihten, wie unsere mit dem Staub der Straße bedeckten Stiefel. Dies ist die älteste Moschee Kairos, Ibn Tulun, nahe dem entgegengesetzten Ende der krummen Bazarstraße gelegen, welche ungefähr dem Nil parallel laufend, von der Muski rechtwinklig durchschnitten, vom Siegesthore aus die ganze Altstadt durchzieht. Allein für den Besuch dieser Moschee waren wir zur Mitnahme eines Konsulatskawassen genötigt, da dieselbe so baufällig ist, daß sie, jetzt völlig unbenutzt, gewöhnlich geschlossen bleibt; dieses herrliche Bauwerk wieder restaurieren zu lassen, fällt niemandem ein. Es ist hier so, wie überall im Orient. Der Zeitpunkt des Verfalls läßt sich so genau berechnen, daß Dr. S. erklärte, zwei Jahre könne er noch, falls kein Erdbeben eintrete, in dem von ihm gemieteten Hause wohnen bleiben, dann müsse er ausziehen. Aber ausgebessert wird darum nichts; lieber ein neues Haus daneben gebaut; so wird wohl am Fuß der Citadelle eine herrliche neue Moschee errichtet, die nach ihrer Vollendung eins der glänzendsten Bauwerke Kairos bilden wird, aber die ihr unmittelbar gegenüberliegende altberühmte Sultan Hassan-Moschee wird vernachlässigt.

Ist die Architektur der Araber, die ganz wie ihre Religion überall Anlehnung an das Vorhandene sucht, auch nicht zu ausgebildeten, festen Gestaltungen gelangt, so lassen sich in den Moscheen doch zwei Grundformen unterscheiden, der Kuppelbau, dessen Vorbild die Hagia Sophia in Konstantinopel ist, und die Hofanlage, wohl in Nachbildung der Kaaba in Mekka, eines bekanntlich schon vormohammedanischen Heiligtums. Bei den in dieser Weise angelegten Bauten umschließt eine hohe Umfassungsmauer den meist durch Pfeiler oder Säulenhallen ein-

gerahmten offenen Hof, an dessen nach Mekka zu liegender Seite durch Vertiefung des gedeckten Raumes und entsprechende Vervielfältigung der Säulenreihen, sowie durch eine oder mehrere dort angebrachte Gebetsnischen, Kiblas, der vor allem heilige Raum geschaffen ist; in manchen Moscheen ist dieser noch durch eine Mauer gegen den Hof völlig abgeschlossen und so zu einem basilikaähnlichen Gebäude umgebildet, ohne doch in Wahrheit auch nur das geringste Gemeinsame mit den altchristlichen Kunstschöpfungen zu haben.

Ein auch in seiner jetzigen Zerfallenheit großartiges Beispiel solcher Hallenmoschee bietet die genannte Gami Ibn Tulun. Dem fünfreihigen Pfeilerwald, welcher sich an der Eingangsseite entlang zieht, ist jede Plumpheit genommen, da die einzelnen Pfeiler selbst statt scharfer Ecken je vier zierliche Dreiviertelsäulchen zeigen, ein schwaches Urbild der gotischen Dienste, und sich über ihnen kräftige schön geschwungene Spitzbogen wölben, zwischen welchen sich kleine Spitzbogenfenster auf den prächtigen weiten Hof hin öffnen; unwillkürlich wendet sich das Auge von der Felderdecke und dem unter ihr sich hinziehenden Ornamenten- und Schriftfries diesem Hofe zu, der sich von doppelten Arkadenreihen umgeben vor uns ausdehnt. In seiner Mitte der schöne Brunnen, auf dessen zinnengekröntem viereckigen Unterbau sich ein Achteck und darüber eine Zuckerhutkuppel erhebt, jenseits das leider teilweise zerfallene Minaret mit der außen an ihm heraufführenden Wendeltreppe, deren Steigung entsprechend sich der runde Oberbau allmählich verjüngt, prägen sich, vom tiefen Blau des reinen Himmels umflossen, dauernd jedem ein, der nur einmal sie schauen durfte; der Erinnerung an dieses charaktervolle Bauwerk aus einem Gusse können auch die vielen Einbauten zwischen den Arkadenreihen des Hofes, die früher Armen und Krüppeln zur Wohnung dienten, keinen Eintrag thun.

Noch eine Moschee von ähnlicher Anlage, aber weit mangelhafterer Ausführung ist ihrem urspünglichen Zweck eigentlich ent-

fremdet; die in der Nähe der Muski gelegene Ashar-Moschee; in dieser ist nämlich die eigentlich mit jeder bedeutenderen Moschee verbundene Moscheenschule so sehr in den Vordergrund getreten, daß sich dort jetzt die Hauptuniversität des Islam befindet, welche nach unserer Zeitrechnung 1888 ihr 900jähriges Jubiläum feiern konnte, während nach mohammedanischer Rechnung schon in c. 70 Jahren ihr 1000jähriges Jubiläum bevorsteht.

Durch die enge Buchhändlerstraße, in welcher auf beiden Seiten die Schätze der mohammedanischen Wissenschaft in ihren meist roten Einbänden hoch aufgestapelt ausliegen, wandern wir bis zum Eingangsthor der Moschee; dort dürfen wir, während man uns nach Vorzeigung unserer Einlaßkarte, die übrigens auch in den andern Moscheen erst Zutritt gewährt, Schuhe überzieht, zuschauen, wie meinen jungen Fakultätsgenossen durch kunstverständig gehandhabte Rasiermesser sämtliche nur mögliche Tonsuren angelegt werden. Jedenfalls soll auf diese Weise dem Eindringen der Gelehrsamkeit in die gewiß oft recht harten Schädel jedes Hindernis aus dem Wege geräumt werden. Eine andere Fakultät aber, als die theologische, giebts dort eigentlich nicht; wenigstens ist das Ziel auch der Elifbataschützen, die, aus fremden Ländern gekommen, hier erst die arabische Grammatik kennen lernen, das Studium des Koran, und die Herren Juristen plagen sich dort nicht mit dem corpus juris civilis neben dem corpus juris canonici, sondern lernen, daß auch das weltliche Recht sich auf den Koran gründet; so bildet also die genaue Kenntnis desselben auch für sie die unumgängliche Voraussetzung. Eine freie Wissenschaft giebts dort nicht; die Gelehrsamkeit der Ashar-Moschee ist Scholastik.

Ein höflicher stud. theol. moham. ward mit unserer Führung beauftragt. Welcher Landsmannschaft er angehörte, habe ich leider ihn zu fragen vergessen, denn auch darin zeigt diese Universität noch den mittelalterlichen, scholastischen Standpunkt, daß

sie nur von einer Einteilung in Landsmannschaften weiß, deren jeder ein besonderer Raum in der Moschee angewiesen ist. Aber freilich, dieselben sind noch weiter hergekommen, als die, welche sich in den Hallen der hochberühmten Universität des christlichen Mittelalters, Bologna, verewigt haben. In einige dieser Zimmer ließen wir uns hineinführen. Gewaltige Bücherschränke im Rücken saßen dort die pechschwarzen Nubier und neben ihnen die schlanken, braunen Landsleute Mohammeds, die Studenten aus Arabien. Eine steile Stiege mußten wir erklimmen, um die melancholisch dreinblickenden Inder und die syrische und palästinensische Jugend, deren Heimat wir ja noch aufsuchen wollten, eifrig bei ihrem Studium zu finden.

Die meisten Studenten aber hielten sich auf dem „Kollegienhofe" auf, in der Prallsonne auf dem harten Pflaster ausgestreckt, das weite Gewand über den Kopf gezogen, ihren Mittagsschlaf haltend, schreibend, buchstabierend, gruppenweise zusammensitzend, oder aber Kollegien hörend. Ein Kolleg von Kollegs aber wars, in welches wir, unter die dem Eingang gegenüberliegenden Säulenreihen tretend, gerieten, ein Summen und Brummen, wie — ich weiß keinen treffenderen Vergleich — in der Judenschule. Überall kleinere oder größere Gruppen, die in der gewaltigen düsteren Halle mit ihren völlig regellos zusammengestellten, durch untergeschobene Piedestale in der Länge ausgeglichenen Säulen um einen Lehrer geschart auf den Matten hockten, auf seinen Vortrag lauschten oder das Gehörte auswendig lernten, wobei sie den Körper und vor allem den Kopf hin und her wiegten, um so die Weisheit besser zu verdauen. Da unser Führer nur Arabisch verstand, konnte die Unterhaltung nicht sehr in die Tiefe gehen; als er aber sah, daß ich nicht nur die arabischen Buchstaben kannte, sondern sogar bei passendem Anlaß ihm eine Koransure, den letzten Rest meiner auf diesem Gebiet einst mühsam erworbenen Kenntnisse, zu citeren verstand, stieg unser Vaterland so in seiner Achtung, daß er mich frug, ob wir

in Alemania auch den ganzen Koran auswendig lernen müßten, was ich indes wahrheitsgemäß verneinte; und als wir am Grabe des Wohlthäters der Moschee, Abderrahman Kichya, seinem Wunsche, eine Gabe in die dort aufgestellte Büchse zu legen, nicht nachkamen mit der Erklärung, wir seien Nusrani (Nazarener), nahm er das nicht im geringsten übel, sondern freute sich des offenen Eingeständnisses, und wir schieden mit dem Ausdruck gegenseitiger vollendetster Hochachtung.

Von hier gerade, soweit im alten Kairo von gerade die Rede sein kann, über die Muski hinweg liegt die glänzende Anlage der Hasanen-Moschee, besonders durch ihr schönes Minaret, die prächtigen zwei- oder dreifach gruppierten Fenster und die reichgegliederten Portale von außen auffallend, aber auch in ihrem gutgehaltenen Innern durch die überhöhten Rundbogen, welche die fünf Reihen polierter, grauweißer Granitsäulen verbinden und die flache bemalte Decke tragen, eine ganz aparte Erscheinung.

Auf dem Moscheenhof, mit schönem Brunnen in der Mitte und Säulenhallen ringsum, wurde gerade die Jugend im Koran unterwiesen, unser Führer suchte deshalb uns möglichst schnell dort vorbei zu komplimentieren. Im Innern der Moschee wurden inzwischen schon die Lampen zum Abendgottesdienst angezündet, und wir mußten daher bald den Vorhof ganz verlassen. Überhaupt fanden wir hier das geringste Entgegenkommen und die finstersten Gesichter; vielleicht, weil die Söhne Alis, nach denen die Moschee ihren Namen trägt, besonders von den Persern, fanatischen Schiiten, verehrt werden.

Am Fuße der Citadelle endlich, die auf einem Vorberge des Mokattam gelegen, die Südostecke der Stadt bildet, nahmen wir noch jenes oben erwähnte Moscheenpaar, die Gami Rifaiye und die Gami Sultan Hassan in Augenschein; ein schattenloser Platz, in ägyptischer Weise durch Ruinen von elenden Gebäuden würdig eingerahmt, dehnt sich vor ihnen. Fast ungegliedert erheben sich die gewaltigen Mauern zu beträchtlicher Höhe; in der ersteren

sind nur die Grabkammern einiger Paschas vollendet, und geben mit ihren kunstvoll verschränkten Thüren, reichen Friesen und den von stalaktitenbesetzten Zwickeln eingerahmten Kuppeln ein schönes Bild des echten arabischen Stils. Im Verein mit den zum Teil schon aufgeführten durch Ornamente geschmückten Kalksteinpfeilern der eigentlichen Moschee lassen sie die Pracht bereits ahnen, welche der hoffentlich durch keinen Geldmangel gehinderte Bau nach seiner Vollendung zeigen wird.

Die gegenüberliegende Hassan-Moschee erinnert in ihrer Erhabenheit an den Geist der alten Pharaonen, der in diesem großartigen Bau wieder aufgelebt zu sein scheint. Die vier äußern Ecken sind durch Halbsäulen abgestumpft, welche Stalaktitenkapitäle tragen. Reicher Stalaktitenschmuck zeigt sich auch an der zwanzig Meter hohen flachen Nische des Eingangsthores, von dem ein Gang in mehreren Wendungen nach dem Moscheenhofe führt; beim Betreten dieses Hofes sahen wir den Hallenbau in seiner höchsten Vollendung, nicht mehr mit einem ungegliederten, mehr oder weniger quadratischen Viereck, sondern einem vierarmigen Kreuz als Grundriß; die Vierung desselben, etwas breiter als die Arme, bildet den offnen Hof mit einem kleinen und einem größeren Brunnen, während die drei kleineren Arme ebenso wie der die Richtung nach Mekka zeigende größere von hohen Spitzbogentonnengewölben überdacht sind, die in ihrer kühnen Höhe, unvermittelt auf den freien Hof sich öffnend, einen gewaltigen Eindruck machen. Hinter dem Hauptarme steht in einem mit diesem gleich breiten quadratischen Raume der Sarg Sultan Hassans unter hoher Kuppel, deren Stalaktitenschmuck aber vielfach abgebröckelt war. In einer Ecke des Hofes saß ein Maler, der den Hof und das Sanktuarium auf Leinwand brachte, wobei er den strengen Ernst der nur durch einen bunten Fries geschmückten Wände durch die Darstellung einer in den verschiedensten Farben strahlenden arabischen Festgemeinde milderte. Künstlerisch schöner — gewiß; ergreifender aber die leere Moschee, wie wir sie sahen.

Und nun hinauf zur Citadelle; die gewaltigen altersgrauen Mauern, welche, überragt von den großen vielfenstrigen Kasernen und dem Kuppelhaufen der Alabastermoschee, den steilen Felsen krönen, lassen über den Weg nicht viel Wahl; und da wir unsere Esel nicht zu sehr anstrengen wollen, lassen wir den direkten Zugang rechts liegen, der zwischen hohen Mauern steil hinaufführend einen düstern Eindruck machen würde, auch wenn Mohammed Ali dort nicht vierhundertachtzig Beys der Mamluken hätte verräterisch niedermetzeln lassen. Der kleine Umweg belohnt sich reichlich durch die herrliche Aussicht über die Chalifengräber, die wir von einem vorspringenden Punkte aus hier am schönsten aus der Vogelperspektive betrachten können. Kuppel reiht sich an Kuppel, alle elegant geformt, reich genetzt und gerippt. Wie wenig geschmackvoll erscheinen doch gegen diese zierlichen Bauten vergangener Jahrhunderte die gedrückten, finstern Kuppeln und Halbkuppeln der von Mohammed Ali begonnenen Moschee, dem Herrscher Ägyptens, dessen Reiterstandbild die Fremden in Alexandrien grüßt zum Zeichen, daß sie allen Einrichtungen des neuen Ägyptens den Charakter dieses im Guten wie im Bösen echten Orientalen aufgeprägt finden werden. Der Ausdruck des Schweren, Massigen, den sie mit ihrem Vorbild, der Aja Sophia in Konstantinopel teilt, wird bereits durch die beiden wunderbar schlanken Minarets gemildert, die sie hoch überragen, verschwindet aber völlig, sobald wir das Innere betreten. Ein Säulengang, dessen einzelne Felder von flachen Kuppeln überwölbt sind, umzieht den quadratischen Vorhof, dessen Mitte ein schauderhafter Brunnen mit ebenso schauderhaftem, säulengetragenem Baldachin einnimmt. Das Heiligtum selbst zeigt innen wie außen die weiße halbdurchsichtige Alabasterverkleidung, die uns schon im Vorhof überall entgegentrat. Der Kuppelbau, der in der Aja Sophia noch mit länglicher Anlage verbunden ist, ist hier zum ausgeprägten Centralbau umgestaltet. Auf vier mächtigen mit Marmor bekleideten Pfeilern ruht die auf vier Halbkuppeln sich stützende Haupt-

kuppel, über den vier so entstandenen Ecken erheben sich selbständige kleine Kuppeln, unter einer das Grab Mohammed Alis, unter der andern eine vergitterte Loge für den Sultan. Außerdem schließt sich an die dem Eingang gegenüberliegende Halbkuppel noch eine kleinere mit der Gebetsnische, der Kibla, an. Bunte Glasfenster heben den Glanz des Goldes und der leuchtenden Farben, mit denen die Wände geschmückt sind; schwere Teppiche von bedeutender Größe dämpfen den Schritt, wir wagen kein lautes Wort, traumversunken stehen wir und schauen den prächtigen Bau an; da werden wir in die Wirklichkeit versetzt durch den Moscheenbeamten, der uns hineinbegleitet hat und nun die Gelegenheit für günstig hält — zum Anbetteln, von uns aber hier energisch abgewiesen wird. Wir treten heraus und überschauen, nachdem wir um die Moschee herumgeschritten sind, das zu unsern Füßen liegende Kairo. Das englische Militär, welches an einer tiefer gelegenen Brüstung der Citadelle artilleristische Übungen hält, und der Bahnhof unmittelbar unter uns, sowie einige Fabriken zeigen uns, wie weit europäische Macht und Kultur hier vorgeschritten sind. Das ist aber auch das einzige, was an diesem Ort an Europa erinnert, wo sich der Blick zu den Pyramidengruppen der Wüste und den grünen Gefilden des Nilthals erhebt und dann wieder sich senkt auf die von zartem Duft umschleierte, von schlanken Minarets überragte Chalifenstadt, die im goldnen Frühsonnenschein sich vor uns ausbreitet; der linde Wind aber trägt den Duft der im nahen Garten blühenden Bäume zu uns herüber, uns umfängt die berauschende Romantik des Orients.

Sie verläßt uns auch nicht, wenn wir nun, von der Burg heruntersteigend, in das Straßengewühl des alten Kairo hinabtauchen. Eine kurze Strecke nur wandern wir den breiten auf beiden Seiten von Arkaden eingefaßten Boulevard Mohammed Ali entlang, der sich schnurgrade vom Sultan Hassan- bis zu dem kleinen Atabet el Kadra-Platz zieht, auf welchen auch die Muski

mündet; dann schlagen wir uns seitwärts in den Wirrsal der arabischen Straßen hinein, ein wahres Labyrinth mit Tausenden von Winkeln und oft viel verzweigten Sackgassen. Hinein kommen wir wohl, ob wieder hinaus — im scha Allah — so Gott will, und in höchster Not würde der Ruf nach einem Hammâr sicher einige hilfsbereite Eseljungen samt ihren vierbeinigen Gefährten zu unserm Dienste heranführen.

Die engen Bazarstraßen sind großenteils zum Schutz gegen die Sonne mit Leinwand überspannt. Pflaster kennen sie nicht, sondern werden durch Begießen mit allerlei Flüssigkeiten feucht und ziemlich fest gehalten; in den breiteren Straßen vertritt der Wasserträger die Stelle eines Sprengwagens; den Bockschlauch auf dem von der schweren Last gebeugten Rücken schleppend, weiß er im geeigneten Augenblick aus der bis dahin zugehaltenen Öffnung in weitem Bogen den Wasserstrahl über die ganze Straßenbreite zu schleudern; durch unaufhörliches Klappern mit den beiden in der Rechten blinkenden Messingschalen bieten andre, einen Thonkrug mit langer Ausgußröhre auf dem Rücken oder ein Glasgefäß, in dem einige Citronenscheiben oder andere Limonadenbestandteile schwimmen, unter dem Arme, ihr Getränk an. Interessant ist es nun, das arabische Trinken zu beobachten. Wie der Wasserverkäufer sich ein wenig bückend den Wasserstrahl aus der Höhe in die untergehaltene Schale fallen läßt, ohne nur einen Tropfen dabei zu verschütten, so setzt auch der Trinkende die Schale nicht an den Mund, sondern läßt das erquickende Naß aus der über sich gehaltenen Schale in den Mund hinein, und ohne zu schlucken die Kehle hinunter laufen. Große runde Platten tragen jene auf dem Kopfe, auf denen sie Artischocken, dünnen Kuchen, Apfelsinen u. s. w. balancieren; auf ähnlichen Platten, die an den Seiten der Straßen aufgestellt sind, finden wir eine Art von Konfekt und süße Speisen, Feigen, Datteln und Pistazienkerne, denen die Jugend vielfach zuspricht. Von wandelnden Volksküchen her duftet uns eine Komposition der verschiedensten

Gerüche, die kein europäischer Gourmand definieren könnte, entgegen.

In dichten Haufen drängt sich das Volk; Perser mit hohen gelben Mützen, Studenten, das Metalltintenfaß, an welches das Pennal angelötet ist, und ein Heft in der Hand, Ulemas in schwarzen Gewändern, mit weiten, weißen Turbanen auf dem Haupt, Neger, unter denen viele dickaufgelaufene Narben auf der Backe zeigen, das von ihren früheren Herren ihnen beigebrachte Sklavenzeichen, behäbige Türken mit glatten Gesichtern, hagere Fellachen in der malerisch umgeworfenen braunen Abaye, eine schwarze Schnur um das weit in den Nacken hängende Tuch, welches den Kopf bedeckt, die Keffiye, geschlungen, Kopten mit dunklen, oft schwarzen langen Gewändern und dunklen Turbanen bekleidet, ägyptische Frauen, gänzlich in den schwarzen Überwurf gehüllt, aus dem nur, wenn sie auf einem niedrigen Ladentische hockend, um Schmucksachen oder Stoffe handeln, der bunte, grellfarbige Mantel hervorschaut, junge Mädchen in weißen Überkleidern, alles wogt und drängt durcheinander. Bei dem weiblichen Geschlecht fällt uns besonders der prachtvolle Schritt auf, um den sie wohl viele unserer Damen beneiden möchten. Das Nahen eines Esels, auf dem ein jüdischer Großkaufmann oder ein ägyptischer Beamter sitzt, wird durch das Geklingel der um seinen Hals gereihten Metallplättchen und durch das Geschrei des ihm folgenden Eseljungen angekündigt. Mehr Aufmerksamkeit, als dieses bescheiden ausweichende Tier, findet eine Reihe von Kamelen, die schwere behauene Balken und Rüststangen nach sich schleppen, oder die auf beiden Seiten große Bündel abgeschnittenen Baumwollengesträuchs mit einigen verkümmerten aufgesprungenen Baumwollkapseln daran tragen, da sie weder zur Rechten noch zur Linken ausbiegen. Da kommt von der andern Seite in schnellstem Tempo ein Wagen herangefahren, die plötzlich angehaltenen Pferde bäumen hoch auf und im nächsten Augenblick ist die Passage völlig gehemmt, bis Wagen und Kamele mit vieler Kunst dicht an die Häuser streifend aneinander vorbeigeleitet sind.

Und zu diesen wechselreichen bunten Bildern in den Hauptbazar-Straßen, welche sich um jene oben erwähnte das alte Kairo vom Bab el Futuh bis zur Ibn Tulun-Moschee durchschneidende Straße gruppieren, Laden an Laden. Schaufenster giebts hier nicht, höchstens in der Muski selbst sind einige solche Zeichen des alles nivellierenden europäischen Einflusses.

In den eigentlichen Bazarstraßen hockt in jedem Laden der Verkäufer hinter der Bank, die den in seiner ganzen Breite offenen Laden von der Straße trennt. Unglaublich scheints, wie vieles sich in den Fächern auf den drei andern Seiten des Ladens unterbringen läßt; ist doch derselbe meist nicht viel größer, als daß der Verkäufer mit einem Griff zur Rechten wie zur Linken seine Waren erreichen kann, um sie dem Kauflustigen vorzulegen, dem behufs leichterer Abwicklung des Geschäfts schon vorher ein Schälchen Kaffee angeboten ist. Nicht hat hier, wie bei uns, jeder einzelne seinen Platz in möglichster Entfernung von allen Konkurrenten gewählt, um so die Kundschaft aus weitem Umkreis an sich zu ziehen, jedes Gewerbe hat hier seinen eignen Bazar, auf dem seine Genossen eng zusammengedrängt Laden an Laden inne haben. Da ist der lange Schuhmacherbazar, wo wir nichts anderes sehen, als rote ägyptische Schnabelschuhe, gelbe moghrebinische Pantoffeln und sammtene, mit unechter Goldstickerei geschmückte Frauenschuhe in allen möglichen Farben. Sättel und Geschirre, auch gestickte Schabracken und mit schönen Mustern verzierte breite Gürtel zeigt uns der Bazar der Sattler. In ganz engen überwölbten Gäßchen finden wir die Gold- und Silberschmiede, die im Hintergrund ihrer Läden den Geldschrank und ein kleines Feuer haben, an dem sie ihre Arbeiten herstellen, während vorn in einem Glaskasten ein Teil der fertigen Waren ausgestellt ist. Im allgemeinen herrscht, während im ersten Augenblick der von den europäischen Formen gänzlich abweichende Geschmack überrascht, eine große Einförmigkeit in den Gegenständen, wie in ihrer Ausführung. Broschen aus drei aneinander

gelöteten ägyptischen Münzen, arabische Untertassen aus Filigranarbeit, unsern Eierbechern ähnlich, türkisbesetzte Busennadeln, Halbmond und Stern darstellend, aus starkem Silber- oder Golddrat geflochtene Armbänder, dicke massive Knöchelringe, vielgegliederte Halsketten aus lauter einzelnen mit kleinen Ringen verbundenen Filigranplättchen hergestellt, sowie ähnlich gearbeitete Broschen, damit dürfte wohl das Repertoire der Kairener Silberarbeiter ziemlich erschöpft sein. Gröber ist das Handwerk, welches auf der breiten angrenzenden Straße getrieben wird. Der laut dröhnende ununterbrochene Hammerschlag ließ es uns schon längst ahnen, daß hier die Kesselflicker und Kupferschmiede hausen. Mehr aber, als nach ihrem Anblick gelüstets uns die schönen Teppiche zu schauen, die der weitberühmte, seinen Käufern auch durch besonders hohe Preise lange nachher noch unvergeßliche Abdallah mit dem lang herabwallenden weißen Bart und seinem langen schmalen Gesicht, sowie zwei andre Teppichhändler im Chan el Chalili feil halten.

Mit der Kenntnis der arabischen Zahlen und einigen Redensarten, sowie mit der nun schon länger geübten Fingersprache und einer guten Dosis Dreistigkeit bewaffnet, machen wir uns hier daran, das edle Schacherhandwerk zu treiben. Bei den Antiquitätenhändlern, die arabische Dolche, oft nur abgeschliffene und ciselierte Sägeblätter in schlechten Scheiden, anbieten, daneben aber auch manche wirklich kostbare Waffen mit edelsteinbesetzten Nephritgriffen, schöngeschnitzte Holzarbeiten, Schmucksachen, Gemmen, antike Götterfigürchen und manches andere feilhalten, bei den Seidenhändlern, die Keffiyen in schreienden Farben und mit gelber Seide gestickte Turbantücher anpreisen, bei kleineren Verkäufern von Kokosnußpfeifen und Fliegenwedeln aus zusammengerollten, geschlitzten, in einen Griff eingesetzten Palmblättern werden die Vorstudien gemacht. Möglichst wenig sprechen und jener Reden recht aufmerksam zuhören, um doch vielleicht ein oder das andere Wort zu verstehen und jedenfalls den Anschein zu erwecken, daß

man alles sehr gut verstände, das ist das Resultat dieser Übungen, das wir nun bei den Teppichhändlern verwerten wollen. Bei allen dreien machen wir mehrmals Besuche; wenn wir, nachdem Kelims und Karamaniyen, Kamels- und Eselstaschen, Gebetsteppiche und gewöhnliche Teppiche, die Schätze Persiens, Bucharas und Kleinasiens vor uns ausgebreitet sind, nach einer halben oder ganzen Stunde, ohne auch nur das geringste gekauft zu haben, weggehen, folgt uns kein böser Blick, wartet unser am nächsten Tage ein ebenso höflicher Empfang. Die Zeit hat für den Orientalen keinen Wert, und für so manchen, der, ohne zu kaufen, weggeht, weiß er sich an denen, welche ein Geschäft mit ihm abschließen, schadlos zu halten.

In den von diesem Geschäftsmittelpunkt entfernteren Straßen ist natürlich der Verkehr nicht so lebhaft, liegen die Läden nicht so dicht nebeneinander. Immerhin bietet sich auch an den entlegensten Punkten des Neuen, Fremdartigen gar viel. Hier zieht ein Hahnenkampf unsere Aufmerksamkeit auf sich; die wütenden Tiere, um die sich neben ihren Besitzern ein ganzer Kranz von Zuschauern gefunden hat, lassen nicht voneinander ab, bis der eine mit gesenkten Flügeln und arg zerbissenem Kamme nur in der Flucht noch Heil sucht und von seinem Besitzer auf den Arm genommen wird, während der Sieger, auch stark geschunden, mit stolzem Krähen das Feld behauptet. Vor einem Drechslerladen stehen wir still und sehen mit Staunen, wie sehr doch unsere europäische Tracht den freien Gebrauch mancher Glieder verkümmert. Jener Drechsler lenkt das Eisen, mit dem er dem eingespannten Stabe die gewünschte Form giebt, mit dem großen Zehen seines Fußes, und daß er nicht der einzige ist, der seine Zehen so zu benutzen weiß, dafür spricht schon, daß die arabischen Strümpfe sämtlich einen besonderen Daumen haben. In einer Cigarettenfabrik, in welcher der rohe, in Ballen gepackte Tabak fein geschnitten und bis zur letzten Vollendung der Cigaretten verarbeitet wird, zählen wir mit Staunen, daß auf einem Raume

von vielleicht zehn Quadratmetern — größer war wohl der ganze Laden nicht — neben Tabakrollen, der Schneidemaschine, Tischen und Verkaufsstand nicht weniger als dreizehn meist erwachsene Menschen beschäftigt sind, die in mehreren Etagen übereinandersitzend, hockend und hängend eifrigst ihre Arbeit treiben.

Kurz, diese Streifereien zu Fuß oder auch zu Esel kann man an jedem Tage des Aufenthalts in Masr fortsetzen und wird nie, ohne unterhaltende, auffallende Scenen geschaut zu haben, heimkehren. So lange Kairo seine Altstadt behält, wird es für einen Europäer nie lanweilig werden.

Abschied von Afrika.

Wenn wir aber auch gern noch länger in der Chalifenstadt weilen möchten, Ostern rückt heran, das wir in Jerusalem feiern wollen, und da wir an den nur alle acht Tage gehenden Dampfer gebunden sind, müßten wir zum Aufbruch rüsten, auch wenn uns nicht die steigende Hitze, die manche Unbequemlichkeiten mit sich führt, daran erinnerte, daß die Zeit nahe, wo mit Störchen und Schwalben auch die Europäer wieder nordwärts ziehen. Die von Tag zu Tag sich leerende Hoteltafel legt lautes Zeugnis dafür ab; die meisten, mit denen wir zuerst über unsere Erlebnisse plaudern konnten, sind längst verschwunden, auch Professor L., der liebenswürdige Gemahl unserer liebenswürdigen Reisegefährtin von Triest aus, der Afrika von der Kongomündung bis nach Quilimane durchquert hat, ist von der ägyptischen geographischen Gesellschaft durch ein feierliches Abschiedsdiner fortgegessen, nur einige Rekonvalescenten, die schon den Winter in Ägypten verlebt haben, wollen noch länger bleiben. Draußen im Garten erklingt nicht mehr das „c'est bien fait“ des Taschenspielers und seines kleinen Sohnes, die mit den einfachsten Mitteln ihre fabelhafte Geschick-

lichkeit den von der Anstrengung des Frühstücks ausruhenden Gästen producieren; nur in der Birraria Boer oder bei einem der andern deutschen Wirte treffen wir des Abends stets die gleichen Stammgäste. Doch sind sie ja in der Stadt ansässig, woher sollten sie sonst die mancherlei Anekdoten haben, die sie zum besten geben; aber eben darum dürfen wir uns nicht durch sie halten lassen.

So gings noch einmal zum Mokattam hinauf, noch einmal hörten wir im Esbekiye-Garten ein ägyptisches Militärkonzert, bei dem zuletzt die ägyptische Nationalhymne gespielt wurde, noch einmal ließen wir unsere Augen vom Dache des deutschen Hospitals aus über die ganze weithin sich dehnende Stadt, sowie über die ganze Nilebene vom Mokattam bis zu den Pyramiden schweifen, der Geburtstagsmorgen unseres Reichskanzlers sah uns auf der Fahrt zum Bahnhofe von Kairo.

Eine Zeitlang waren die Pyramiden, sowie der Mokattam noch sichtbar, bald aber nahten die in der Ferne fahl leuchtenden Staubwolken, feiner Sand wirbelte durch alle Fugen und Ritzen des Wagens, ein dichter Schleier verhüllte die etwas entfernteren Gegenstände, der Chamsin war da. Die Bahn führte auf der Ostseite des fruchtbaren Nildeltas hin durch das alte Land Gosen. Hier durften auch später noch die aus Palästina nach Ägypten ausgewanderten Israeliten eine Nachblüte ihres Volkstums erleben, an welche noch heut der in der Nähe der Bahn gelegene Tell el Jehudiye (Judenhügel) erinnert. Sakasik machte mit seinen vielen Schornsteinen, seinen Baumwollenspinnereien, — auch ein Verdienst des Khedive Ismail, — den hohen Häusern und den großen Bahnhofsanlagen fast den Eindruck einer europäischen Fabrikstadt. In weitem halbkreisförmigem Bogen, welcher auf der innern Seite hohe kahle Schutthügel, das alte Bubastis, einschließt, biegt die Bahn vor der Stadt nach Osten ab und führt fast immer unmittelbar am Süßwasserkanal entlang bis nach Ismailiye. Bald hatten wir das Delta mit seinen Palmen-

gruppen und grünen Fluren, seinen Nilschlickdörfern und den in ihrer Nähe im Schlamme sich wälzenden Büffelherden hinter uns, und nun bot sich uns der eigentümlichste Anblick. Im Norden des Eisenbahndammes toter Flugsand mit wenigen kümmerlichen Wüstenpflanzen, im Süden zu beiden Seiten des Süßwasserkanals üppig bestandene Felder, der Wüste abgerungen, ein Triumph des Menschengeistes über die störrische Natur, jenseits der grünen Fläche, wo der Kanal nicht mehr Leben und Fruchtbarkeit spendet, wieder langgestreckte gelbe Wüstenhöhen. Eine Vorarbeit für den Salzwasserkanal, hat dieser Süßwasserkanal, der die Landenge mit Wasser versorgen sollte, eine selbständige und für Ägypten jedenfalls weit segensreichere Bedeutung erlangt als jener, der für das Land selbst frappante Ähnlichkeit mit einem Danaergeschenk hat. Mit Recht ward dieser daher 1863 durch ein rein nationales Fest eingeweiht, zu dem weither bis vom Sinai und von Gasa die Beduinenschechs kamen, ihre Kamele im heiligen Nilwasser zu tränken und — unbewußt — die Leichenfeier von Ägyptens erträumter Selbständigkeit mitzubegehen. Freilich aber zeigte hier Tell el Kebir mit seinem Grabdenkmal, den im Kampf gegen die wilden Horden Arabi Paschas gefallenen Engländern errichtet, daß die Beständigkeit der europäischen Kultur in diesem Lande noch längst nicht gesichert sei.

Nachdem wir das letzte Stück unserer Fahrt durch volle, schweigende Wüste gemacht hatten, gegen deren leblose Starrheit die Telegraphenstangen, diese Zeichen unseres aufs höchste gesteigerten Verkehrs, einen seltsamen Widerspruch bildeten, kamen wir in Ismailiye an, und mußten sofort vom Bahnhof aus auf der breiten geraden Straße zum Schiffe eilen, das vor uns auf den blauen Wassern des Timsah-Sees schaukelte. Ismailiye erinnert entschieden an Heluan. Wie dieses in dürrer Öde geschaffen, verdankt es seine Vegetation, ja sein Bestehen nur dem künstlich herbeigeführten Nilwasser. Wo dieses nicht hingeleitet wird, da herrscht noch heut die Wüste, und die schattigen Alleen, der um die Stadt

herumgeleitete Kanal, der nahe Timsah=See können nicht über den Eindruck hinwegtäuschen, daß diese Stadt mit den breiten Straßen und den großen leeren Plätzen wohl den durch galvanischen Prozeß hervorgebrachten Schein von Leben, aber nicht wirkliches natürliches Leben besitzt.

Der kleine, flachgebaute Kanaldampfer war in wenigen Augenblicken so vollständig überfüllt, daß der Kapitän befürchtete, er werde umschlagen, und wenigstens alles Gepäck als Ballast herunter bringen ließ. Am Spätnachmittag fuhren wir ab auf dieser kostbarsten aller Kunststraßen, auf welcher jeder Millimeter der 160 Kilometer ungefähr 2,40 M. kostet. An Einweihungs=kosten soll der Khedive für jeden Millimeter ungefähr 52 Pfg. verausgabt haben, eine eigentlich schon mehr als vicekönigliche Freigebigkeit. Nach dem fernen Südosten wanderten unsere Augen, wo in tiefem Blau die mächtigen Gebirgsmassen der Sinaihalb=insel ernst und majestätisch emporragten. Ein Koloß von Schiff, ein gewaltiger, russischer Dampfer fuhr möglichst langsam an uns vorüber, um nicht die mit Strauchwerk bepflanzten Kanalböschungen allzusehr zu schädigen, gegen welche schon unser kleines, schnell fah=rendes Schiff hohe Wellen warf. Die Aussicht wurde uns sehr bald völlig genommen durch die el Gisr, die Schwelle genannte höchste Bodenerhebung, die mit bedeutenden Kosten durchstochen werden mußte. Nachdem wir die Ballah=Seen passiert hatten, kreuzten wir die uralte Karawanenstraße von Asien nach Afrika, auf der schon Joseph und Jeremias, Pharao Necho und Alexander der Große gezogen waren. Die Nacht war hereingebrochen, große Ostindien= und Chinafahrer lagen an den Ausweichestellen vor Anker, da das Fehlen des jetzt im Kanal in Anwendung gebrachten elektrischen Lichtes ihnen damals noch nicht erlaubte, auch zur Nachtzeit zu fahren. Der Mond stand halbverschleiert am Himmel und in schnurgrader Richtung steuerte das Schiff am Mensale=See entlang, dessen östlicher Teil bereits trocken gelegt ist, jenem hellen Sterne zu, der tief am Horizont aus weiter Ferne erglänzte,

dem Leuchtturm von Port Said. Daß wir, nachdem unser Dampfer in dem einen Hafenbassin angelegt hatte, glücklich ans Land gekommen sind und auch unser Gepäck richtig ausgeliefert erhielten, habe ich selbst mit erlebt; ob ich es sonst glauben würde, ist mir sehr zweifelhaft. Höchst fragwürdige Gestalten hatten im Augenblick des Landens in diesem Allerweltshafen unser Schiff überschwemmt und faßten an Koffern und Gepäckstücken, was ihnen gut deuchte und zunächst war. Grenzenloses Gedränge am Ufer und doch endlich bei sehr mangelhafter Beleuchtung glückliche Entwirrung dieses wüsten Durcheinanders.

Nach wenigen Schritten hatten wir das Hotel erreicht.

Die schattenlosen geraden Straßen, die wir am nächsten Morgen durchwanderten, boten mit ihren neuen Häusern nichts Besonderes, der Bazar im arabischen Viertel zeigte wohl durch einige Papageien und Äffchen, daß von hier eine direkte Verbindung mit den Tropen bestehen müsse, bot aber sonst nichts Anziehendes; so ließen wir die Stadt bald im Rücken und wanderten, da es uns für eine Besteigung des sehr hohen Leuchtturms zu heiß schien, hinaus zum Molo, an den Strand. Zahllose Muscheln deckten den weichen Sand, den kleine Wellen, in langgestreckten Linien allmählich verlaufend, feucht hielten. Auf dem Rückweg betrachteten wir die Molen genauer, welche sich wie die Fangarme eines Riesenpolypen ins Meer hineinstrecken. Sie sind jedoch nicht deshalb so lang gebaut, um den Schiffen schon bei Zeiten Schutz an dieser gefährlichen Flachküste zu gewähren, sondern um den Hafen gegen die massenhaften Sinkstoffe zu schützen, welche die gelben Fluten des Nil fortwährend ins Meer hinausführen. Soweit diese sich nicht festlagern und das Delta vergrößern, werden sie von der westlichen Strömung des Mittelmeers fortgewälzt und lassen so allmählich alle Häfen des Deltas versanden, den von Alexander dem Großen mit genialem Blick ganz im Westen angelegten ausgenommen. Kolossale, künstlich hergestellte Blöcke von je 400 Centner Gewicht bilden, wild übereinander getürmt, einen

Cyklopenwall, der über die Wogen emporragt und die Fahrstraße gegen diese Gefahr schützt.

Am Nachmittage schreiten wir zum Hafen, sagen Afrika ein Lebewohl und fahren zu dem nach altgriechischer Weise reichlich mit Öl gesalbten Apollo, auf dem wir die Küstenfahrt nach Jafa machen sollen. Zwischen Asien und Afrika liegen wir noch eine Zeitlang vor Anker — zwar nicht auf der geographischen Grenzlinie; denn noch fünf Tagereisen sind bis zu den zwei Granit-Säulen, die als Pendant zu den Säulen des Herkules noch heut in schweigender Wüste stehen, aber die Grenzregulierung der Neuzeit hat die zu Afrika gehörige Sinaihalbinsel in Wahrheit mit zu Asien geschlagen. Mit der Erinnerung an die vergangenen Tage, die wie im Fluge an uns vorübergezogen sind, verbindet sich hier der Gedanke an das Land, das unser Fuß nun betreten soll. Weithin ist der Kanal, von mehreren großen Schiffen befahren, sichtbar und zu beiden Seiten des Hafens, in welchem Fahrzeuge der verschiedensten Nationen sich zur Abfahrt rüsten, breiten sich große Etablissements und Anlagen aus; nach und nach sammeln sich die einzelnen Gruppen von Passagieren, auch eine von ihrer Reisegefährtin schon mit Schmerzen gesuchte junge Dame trifft noch zur Zeit ein, das Schiff ist bis auf den letzten Platz besetzt; als die dumpf heulende Schiffspfeife das Zeichen zum Ankerlichten giebt und die schwere Ankerkette klirrend hoch gezogen wird, ruft auch die Schiffsglocke zu Tisch. Es fährt sich doch wunderschön zwischen den Molen, über die von jenseits der weiße Gischt der Wogen spritzt, während das Schiff in stillem Wasser dahingleitet. Jetzt schauen wir durch die kleinen Fenster des Eßsalons, dort ist der Molenkopf, nun sind auch schon die Wellen zu spüren. Einer nach dem andern von der Gesellschaft erhebt sich von der Tafel und steigt auf das Verdeck — jedenfalls nur um noch dankbar einen letzten Blick auf Afrika zurückzuwerfen. Gewiß, aus keinem andern Grund; denn wenn auch der Leuchtturm von Port-Said längst am trüben Horizont verschwunden ist, und

wenn auch nur wenige der Passagiere sich noch unterhalten, es ist nichts, als die Rührung, welche die andern übermannt, und — honny soit, qui mal y pense.

Wir zogen es in jener Nacht vor, und habens auch später noch ab und zu wiederholt, auf unsere Kojen zu verzichten und mit einem heraufgeholten Kissen und unsern Reisepelzen, die uns dabei sehr gute Dienste gethan haben, auf Deck unser Nachtlager zu suchen; gegen die eigentlichen Deckpassagiere, die auf dem Vorderteil des Schiffes in malerischen Gruppen durcheinander lagen, waren wir dabei allerdings im Nachteil; denn über ihnen war zum Schutz gegen die nächtliche Kühle ein breites Segeltuch ausgespannt, während auf unserm Hinterdeck das am Tage gegen die Sonnenstrahlen schützende Zeltdach zusammengerollt war, so daß wir über uns den freien Himmel hatten.



Asien.

Wir gehen hinauf gen Jerusalem.

Als wir am Palmsonntag früh nach einem leidlich guten Schlaf auf Deck des Apollo erwachten, dehnte sich im Morgengrauen zu unserer Rechten ein langgestreckter niedriger Höhenzug, auf dem vor Zeiten die Philisterstädte gestanden hatten. Die Sonne erhob sich über den fernen blauen Bergen Judas, das heilige Land lag vor uns. Bald nach acht Uhr fiel der Anker unseres Dampfschiffes. Der Ostwind ebnete die schon von den Kreuzfahrern so gefürchtete Reede, an der oft die Schiffe gar nicht anlegen können, und wehte uns zugleich den Duft der Orangenhaine entgegen, die Jafa auf der Landseite mit einem weißen Blütenmeer einschließen. Und inmitten des Wogen- und Blütenmeeres ragt auf einem Felshügel, Haus an Haus dicht zusammengedrängt und übereinander getürmt, die Stadt des Perseus und der Andromeda, die Stadt der Tabea und Simons des Gerbers, der Hafen Jerusalems, Jafa. Aus den Boten heraus springt allerlei wenig vertrauenerweckendes Gesindel an Bord, um sich am liebsten in uns und unser Gepäck zu teilen. Wir schlossen uns dem Agenten des großen englischen Reiseunternehmers Cook an, und nachdem wir zwischen den aus Kalktuff gebildeten berüchtigten Klippen hindurch den kleinen Hafen und dann das

Land erreicht hatten, fanden wir dort Gelegenheit, die gewaltige Macht des Bakschisch zu bewundern. Paß, Zoll, Gepäckrevision, nichts dergleichen ward von den in Cooks Bot Eingestiegenen verlangt. Durch die engen, schmutzigen, steilen Gassen, die mit dem gleichen, mit vielen Muscheltrümmern versetzten Kalksandstein, wie wir ihn schon an den Riffen wahrgenommen hatten, gepflastert waren, gingen wir zum Bazar und fuhren von da, zur Rechten einzelne Ställe und Neubauten von Häusern der Vorstadt, zur Linken eine gewaltige Kaktushecke, hinter der auf den Pomeranzenbäumen die rotgelben Früchte, auf den Orangenbäumen die köstlich duftenden porzellanweißen Blüten uns entgegenlachten, zu dem freundlichen Gasthofe, der einem Deutschen, Hardegg, Mitgliede der Templergemeinde, gehörte.

Ein herrlicher Blick aus dem anliegenden Garten über die üppig grünenden und blühenden Orangenhaine, die sich, überragt von schlanken Palmen, in einer Thalsenkung bis an die hochgelegene alte Stadt ausdehnten; ihr zur Seite erglänzte das Meer, auf dessen breitem Rücken sich der Apollo, sowie ein anderes Dampfschiff sanft schaukelten. Voll stiller Andacht betrachteten wir das sonnige, farbenprächtige Bild und bald hatten sich auch die letzten Spuren der Seefahrt, eine eigentümliche Benommenheit des Kopfes, verloren. Horch, Glockenklang in nächster Nähe. Um ein halb zehn Uhr, so heißts, ist deutscher Gottesdienst. In der kleinen Templerkapelle unmittelbar neben dem Garten findet sich zu den biedern schwäbischen Gestalten eine ganze Anzahl der mit dem Schiffe angekommenen Deutschen zusammen. Der Lehrer gab nach dem mit Harmoniumbegleitung stattfindenden Gesang eines zeilenweis vorgesprochenen Liedes eine einfache praktische Auslegung von Joh. 12, 1 ff., der ein freies Gebet folgte; allein bei diesem stand die Gemeinde. Der Gesang eines Verses endete die schlichte Feier, die in ihrem Gange, wie auch im Dialekt des Leiters und der teilnehmenden Gemeindeglieder den schwäbischen Ursprung der Templer wohl erkennen ließ.

Nach Tisch ließen wir satteln, und ich fand nun zum ersten Male Gelegenheit, die in Berlin gemachten Reitübungen praktisch zu verwerten, was zur Folge hatte, daß ich im Anfang wohl ein sehr unglückliches Bild darbot und jedenfalls bei mir von besonderer Freude beim Anblick der hohen Kaktushecken, welche den Weg zuerst einschlossen und der Baumgärten hinter denselben nicht die Rede war. Doch bald lernte ich mich mit meinem Pferde besser verstehen, und als wir die Orangenwälder hinter uns hatten, trabte ich neben meinem Reisegefährten fröhlich über die weithin sich dehnende Ebene Saron hin. Der Weg ist nicht zu verfehlen, da die Straße von Jafa nach Jerusalem und weiter bis Bethlehem den einzigen Fahrweg in Palästina bildet. Daher ritten wir auch ohne Dragoman oder Führer allein vorwärts, während wir unser Gepäck einem langsam nachkommenden Maultiere anvertraut hatten. An mürrischen Kamelen, schwerbeladenen Maultieren, Eseln, auf denen tiefverschleierte Frauen, von ihren zu Fuß wandernden Männern gefolgt, oder ein Fellache, den kurzen Stock mit keulenartig dickem Griff in der Hand, saßen, an pflügenden Ochsen gings vorüber. Grünende Getreidefelder wechselten mit eben erst umgestürzten, deren schwerer roter Boden große Fruchtbarkeit verhieß, und mit Weideflächen, auf denen Adonisröschen und Traubenhyacinthen, Erdorchideen und hübsche gelbrote Wicken, vor allem aber die „Lilien des Feldes", dunkelrote herrlichschöne Anemonen, einen bunten Teppich woben. Vorüber an einigen mit Kaktushecken umsäumten Dörfern, sowie an einem Brunnen neben einem mohammedanischen Heiligengrabe führte uns der Weg, den Telegraphenstangen folgend, nach Ramle, dessen hohes Minaret, ein schönes Denkmal vergangener Tage und geschwundener Größe der Stadt, schon lange sich unsern Blicken gezeigt hatte. Auf einer vom Wege aus zum Turme hin sanft ansteigenden kleinen Anhöhe saß eine große Anzahl von Frauen und Mädchen in weiße und hellfarbige Gewänder gehüllt; die unverschleierten Gesichter ließen in ihnen sofort Christinnen erkennen, die den Nachmittag des

Palmsonntags hier im Freien feierten. Nachdem wir unsere Pferde im Hotel Frank bei einem Mitglied der Templergemeinde eingestellt hatten, wanderten wir zwischen den stachligen Kaktushecken und im Schatten breitästiger Ölbäume zum Turme von Ramle, der sich zwischen den Trümmern der ehemaligen großen Moschee mit seinen Strebepfeilern und den schönen Spitz- und Kleeblatt-Bogenfenstern auf flachem Hügel emporreckt. In den Strahlen der untergehenden Sonne glitzerten, als wir ihn bis zu seiner Galerie erstiegen hatten — die Spitze ist verfallen — in weiter Ferne die Wogen des Mittelmeeres, nordwärts schimmerten die weißen Häuser von Lidd (Lydda) aus dem Grün der Olivenhaine, und im Osten begrenzten die klar am dunklen Himmel sich abhebenden sanften Formen der Berge Judas und Benjamins den Horizont. Vom Fels zum Meer aber schauten wir über die lachende Saronsebene, umflossen von dem Schimmer der Verklärung: „Der Ort, da du aufstehest, ist ein heilig Land."

Freilich wenn die Tradition bis auf den heutigen Tag noch genau die Stätten der einzelnen in der heiligen Schrift erzählten Ereignisse zu bezeichnen weiß, so wird man das nur mit großer Vorsicht aufnehmen. Wohl kein Reisender glaubt wirklich in Jafa noch bis auf diesen Tag das Haus Simons des Gerbers zu sehen, und die meisten werden ebensowenig, wie wir, ihre Schritte dorthin lenken. Bei der im übrigen völlig willkürlichen Tradition läßt sich nur eine Regel erkennen, die Rücksicht auf die Bequemlichkeit der Reisenden und Pilger. So ward der Ort von Pauli Bekehrung früher zwei Stunden von Damask entfernt gezeigt, während wir ihn schon vielleicht fünf Minuten vor dem Ostthore der Stadt fanden. Und der Dragoman, dessen Führung wir uns in Jerusalem anvertrauen wollten, wies uns, mit zwei Herren an uns vorüberfahrend, den in Wahrheit gewiß viel südlicher gelegenen Ort, an dem Simson tausend Philister mit dem Eselskinnbacken getötet hat, an einer Maktale genannten Stelle, von der Bädeker 1880 nur zu berichten weiß, daß an

diesem „Platz der Tötung“ früher Räuber gehaust haben sollen. Im Grunde ists der gleiche Trieb, der hierzulande alle „Sehenswürdigkeiten“ in Museen und Ausstellungsgebäuden der Großstädte zusammenpferchen heißt. Aber gewiß wird niemand, durch derartige Erfahrungen enttäuscht, jene wundersamen Empfindungen, die jeden christlichen Reisenden auf Palästinas Boden übermannen, völlig aus seiner Brust bannen wollen.

Für Israel mag noch heut die Heiligkeit ihre Stufen haben — Palästina, Jerusalem, der Tempelberg, der Platz des Tempels, die Stätte des Allerheiligsten, eins immer heiliger als das vorhergehende, so daß noch heut kein Jude den Tempelberg betritt aus Furcht, durch seine Tritte die ihm nicht bekannte Stätte des Allerheiligsten zu entweihen — aber ists denn, ganz abgesehen davon, daß die Lage der wichtigsten Orte der Schrift völlig gesichert ist, auch für uns evangelische Christen nötig, willkürlich besonders heilige Orte anzunehmen in einem Lande, das ganz geweiht ist durch den Heiligen Gottes?

Die alte in eine Moschee umgewandelte Kreuzfahrerkirche, inmitten der Stadt unter dem Niveau der Straße gelegen, redet davon, daß das heutige Ramle auf Trümmerhaufen alter Wohnstätten erbaut ist. Wir betraten ihr Inneres indes nicht, sondern begnügten uns damit, vom Vorhof aus durch die offenstehende Thür einen Blick hinein zu werfen, da wir uns nicht entschließen konnten, dem Beispiel eines uns begleitenden deutschen Herrn folgend, die Schuhe auszuziehen, Überschuhe aber wie in Ägypten, an diesem unkultivierten Orte nicht zu haben waren. Auch der Bazar des kleinen Städtchens konnte unsern an die Kairener großartigen Bazare gewöhnten Blicken wenig Teilnahme abgewinnen und nur in einem Stück, im gänzlichen Mangel an Reinlichkeit, ungescheut einen Vergleich mit allen uns bekannten morgenländischen Bazaren aushalten. Dagegen erquickte sich unser patriotisches Herz, als wir beim Abendbrot in dem einfachen, aber sauberen Gasthause des deutschen Wirtes Frank eine fast ausschließlich deutsch

redende Tafelrunde antrafen. Hernach suchte ich, durch das ungewohnte Reiten ermüdet, bald mein Lager auf, da wir am nächsten Morgen schon um sechs Uhr wieder im Sattel sitzen wollten.

Pünktlich ritten wir denn auch ab, hinein in den taufrischen herrlichen Morgen. Zuerst gings noch in der Ebene hin zwischen den Baumpflanzungen und Feldern, bald hatten wir zu beiden Seiten des Thales, in dem der Weg entlang führte, die Berge Judas, mit einzelnstehenden Ölbäumen bestanden; ein Dorf, durch das der Weg führte, machte mit seinen aus Stein gebauten flachen Häusern einen weit angenehmeren Eindruck, als die ägyptischen Nilschlammhaufen; in den Feigen- und Ölbaumpflanzungen in der Nähe des Ortes schlang sich die Rebe von Ast zu Ast. Bei dem Gasthof des in einiger Entfernung gelegenen Dorfes Latrun, wo wir auf niedrigen Binsenstühlen sitzend ein Schälchen Kaffee zu uns nahmen, holte uns der Wagen ein, mit dem unser Dragoman nach uns Ramle verlassen hatte; bis dahin waren wir auf dem ebenen Wege im Nachteil gegen ihn gewesen, nun aber ließen wir ihn bald weit hinter uns; denn hier kamen wir aus der Ebene ins Gebirge; die Berge traten näher zusammen und von Bab el Wadi, der Pforte des Thales an, wo wir in einem einsamen Gasthaus uns zum weitern Ritt stärkten, gings bis in die Nähe von Jerusalem hin durch eine, mit Ausnahme weniger um die Dörfer gelegenen Baumgärten und Saatfelder, unbebaute Gebirgswildnis hin. Aber keineswegs entbehrte sie alles Reizes. Die tausend wilden Kinder der Natur, vor allem die Alpenveilchen, die aus jeder Felsspalte hervorlugten, niedrige Malvenarten, rote und weiße Felsenmispeln, Kornblumen schmückten die dürren Felsen, während Myrten- und Lorbeergebüsch mit glänzenden, lederartigen Blättern den Weg säumte. Terrassenförmig türmte sich eine Kalksteinbank über die andere, die horizontalen Stufen mit einer dünnen Schicht fruchtbarer Erde bedeckt. Ob wohl diese natürlichen Stufen früher angebaut waren und auch hier Stätten

waren, da die Israeliten jeder unter seinem Weinstock und Feigenbaum sicher ruhen konnten? Die Möglichkeit ist wohl zuzugeben; denn für die Fruchtbarkeit der Ackerkrume sprach der kräftige Wuchs einzelner Öl- und Johannisbrotbäume auf den Terrassen, sowie in den Thälern der üppige Stand der Saaten, trotzdem vor der Menge der kleinen Kalksteinchen und des Gerölls oft der schwere rote Boden buchstäblich nicht zu sehen war. Jedenfalls ist derselbe genügend undurchlässig für das Wasser, daß es auch Fruchtbäume dort einige Monate ohne Regen aushalten können. So eilten wir auf der guten Straße bergauf und bergab; wie eine Oase in der Wüste erschien uns Abu Ghôsch, die alte Waldstadt Kiriat Jearim, mit seiner Kirchenruine und seinen Ölbaumpflanzungen, die in einem tiefen Thalgrund sich weithin erstreckten; hoch auf einem steilen Kalkfelsen zeigte sich Soba, auf das uns unser Dragoman als auf die alte Makkabäerfeste Modin schon im voraus aufmerksam gemacht hatte — eine nach neueren Forschungen unrichtige Annahme — weiter führte uns der Weg durch einsame Öde, endlich in schön angelegten Serpentinen hinab in ein angebautes und mit Bäumen bestandenes Thal, das Wadi Kuloniye, wo wir schon ziemlich ermüdet auf der Terrasse des Gasthauses die letzte Rast auf diesem Wege hielten. Nun galts auf müden Pferden mit müden Gliedern den aus dem Thale nach Jerusalem hinaufführenden Serpentinenweg zu erklimmen, wobei uns aber die vorzüglich kletternden Tiere manche Krümmungen abschneiden ließen, und dann gings auf der Höhe entlang inmitten einer fast von allem Pflanzenwuchs entblößten, mit kleinen und größeren Kalksteintrümmern besäeten Steinwüstenei, der Wasserscheide zwischen mittelländischem und totem Meere. Tief unten in einem Thale erblickten wir das Dorf Lifta, wie wir später hörten, durch die Wildheit seiner Bewohner berüchtigt, zu unserer Rechten einen mit einer Mauer umschlossenen Garten, wir trieben die Pferde an, gespannt vorwärts schauend, da — links vor uns ein Türmchen auf dem Dach des Schnellerschen Waisenhauses,

der erste deutsche, christliche, protestantische Gruß aus Jerusalem, der Stadt, die den Anhängern der drei monotheistischen Religionen der Erde, den Christen, Juden und Mohammedanern heilig ist. Das sei uns ein gutes Vorzeichen bei unserm Eintritt in die heilige Stadt. Das Herz schlägt schneller, alle Müdigkeit ist vergessen, vor uns schimmert schon auf des Ölbergs Spitze der weiße Turm der im Bau begriffenen neuen griechischen Kirche jenseit der Stadt, die durch den gewaltigen kuppelüberragten Russenbau noch verdeckt ist. Der Weg senkt sich allmählich; wir reiten zwischen den Häusern der Vorstadt hin, in deren Gärten die Weinstöcke grünen und die Rosen blühen, vor allem jene kleinen weißen und gelben Kletterröschen, deren Blütenreichtum das Laubwerk völlig überdeckt, von den Flaggenmasten vor den Wohnungen der Konsuln wehen die Flaggen der von ihnen vertretenen Länder den ankommenden Fremden einen Willkommengruß zu, auf den Straßen begegnen uns viele Israeliten in ihren langen Kaftanen, die pelzverbrämte Mütze auf dem mit den Peies geschmückten Kopfe, samt ihren Frauen, die seit ihrer Hochzeit das Haar ganz kurz tragen müssen und deshalb um die Stirn ein breites schwarzes Samtband legen. Hotel Feil liefert uns Briefe aus, die ersten Nachrichten aus der Heimat, da liegt die Mauer der Stadt, der Hippikusturm und das Jafathor vor uns. Der Blick, zur Linken gehemmt durch die unmittelbar an die Stadtmauer gebauten Häuser, deren Läden vielfach deutsche Inschriften zeigen, schweift zur Rechten über die im Thale jenseit des trockenen Sultanteiches liegende freundliche Kolonie der Templer; jetzt reiten wir durch das Jafathor, innerhalb dessen wir uns wenden müssen, und in unsern Herzen tönt das uns längst bekannte Psalmwort in neuem Sinne wieder: Ich freute mich über die, so mir sagten: Lasset uns ins Haus des Herrn gehen. Unsere Füße stehen in deinen Thoren, Jerusalem. (Psalm 122, 1.)

Ein halber Nachmittag in Jerusalem.

Es war vier Uhr nachmittags, als wir vor dem Mediterranean-Hotel unmittelbar am Jafathore abstiegen; todmüde meinten wir für diesen Tag mit unserm achtstündigen Ritt genug geleistet zu haben, sahen uns aber in unserer Hoffnung auf Ruhe arg enttäuscht. Kaum waren wir vom Pferd gestiegen, so erschien schon ein Agent von Cook: „Sie müssen jetzt gleich auf den Tempelberg. Der Soldat, der sie führen wird, steht schon bereit.“ „Wir sind aber müde, wir wollen uns erst ruhen.“ „Geht nicht an, Sie müssen jetzt hingehen, von morgen ab ist der Tempelberg des Nebi Musafestes wegen auf zwölf Tage für Christen unzugänglich.“ „Nun, man wird doch wohl durch Vermittelung des Konsuls hinaufkommen!“ „Nein, kein Konsul kann das erwirken, es kommen zu diesem Feste so viele Fanatiker aus fernen Gegenden, daß die Regierung keine Garantie für die Sicherheit der Andersgläubigen übernehmen kann.“ So mußten wir uns sofort zum Aufbruch entschließen und hatten es nicht zu bereuen. Die Stangensche Gesellschaft, welche mit uns zugleich in Jafa angekommen, dort aber noch einen Tag verweilt hatte, durfte den Tempelberg nicht betreten. Der Soldat, der, von dem mächtigen Schleppsäbel abgesehen, in seiner weiten blauen Jacke, kurzen Pluderhosen, Gamaschen und ausgetretenen Schuhen ein für unsere Begriffe wenig martialisches Aussehen zeigte, schritt voran. Auf der engen Gasse, deren Seiten noch dazu durch die vor den kleinen Läden aufgestellten Waren der Passage entzogen waren, stiegen wir auf gepflasterten Stufen zwischen den Grünkramhökern hinunter bis zur Christenstraße, die wir zum größten Teile durchschritten, während die Kaufleute uns zu ihren für die Bedürfnisse der Pilger berechneten Waren heranzurufen suchten. Unter einem der in Jerusalem so häufig die Straße überwölbenden Bogen hin stiegen wir, zur Rechten von der Christenstraße abbiegend, auf

Stufen noch tiefer und sahen gleich darauf jenseits eines kleinen mit Quadern belegten Platzes die ausdrucksvolle Eingangsfassade der Grabeskirche; unserm Verlangen, gerade diese Stätte zuerst zu betreten, konnten wir aber nicht nachgeben, sondern folgten unserm Dragoman an dem deutschen Besitz inmitten Jerusalems, dem Muristan vorüber durch die winkligen Straßen des mohammedanischen Viertels, welches sich im Norden und Westen des Tempelberges ausbreitet, die völlig überdachte Kattunhändlerstraße, Suk el Kattânîn, entlang, um dann durch das gleichnamige Thor zum Tempelplatz, Haram esch Scherif, dem edlen Heiligtum hinaufzusteigen.

Der freie Platz, auf den wir treten, ist mit einzelnen Cypressen und Ölbäumen bestanden, mit Gras und manchen Frühlingsblumen bewachsen — ich pflückte mir dort neben Gräsern und kosmopolitischen Pflanzen eine kleine Malve, rote Anemonen, Vogelwicke und eine blaublühende Irisart. Ein schöner Brunnen, an dem soeben einige andächtige Mohammedaner ihre Waschungen vornehmen, während andere Dabeistehende den „Franken" finstere Blicke zuwerfen, sowie einige andere kleine Gebäude verdecken uns zum Teil die Aussicht auf die zur Rechten liegende Aksamoschee. Wenden wir uns rückwärts, so erblickt unser Auge eine lange Arkadenreihe, die samt den Schulsälen der einstigen Universität den heiligen Bezirk im Westen begrenzt, zur Linken schaut die türkische Burg auf den Platz herab, ihn ebenso beherrschend, wie einst in Paulus Tagen ihre Vorgängerin, die Antonia, vor uns aber wölbt sich über der Mitte des Berges die runde Kuppel des Felsendomes, der, auf einer ummauerten Plattform stehend, unsre Blicke unwillkürlich auf sich zieht. Ihm wenden wir uns dann zunächst zu, steigen eine der breiten Treppen hinauf, wie wir solche auf allen vier Seiten zum Hauptplatz emporführen sehen und betreten unter den von schlanken Säulen getragenen Spitzbogenarkaden die obere, mit breiten Steinplatten belegte wagerechte Fläche. Auch hier grünts in den Fugen zwischen den einzelnen Fliesen, und manche Frühlingsblume bietet sich

zum Andenken an diese altheilige Stätte. Die Kubbet es Sachra, ein gewaltiges Achteck, bis zu den Fenstern mit Marmorplatten, von da an mit prächtig gemusterten Fayencekacheln belegt, trägt auf einer von Fenstern durchbrochenen Trommel die etwas über halbkugelförmig gewölbte, nach oben ein wenig zugespitzte Kuppel. Bevor wir durch eine der vier vorgebauten Thorhallen ihr Inneres betreten, müssen wir, wie wir daran aus Ägypten her noch wohl gewöhnt sind, Überschuhe anziehen; dann übernimmt der Schech des Tempelberges selbst unsere Führung. Der heilige Fels, die höchste Erhebung des Tempelberges, ragt unter der Kuppel hoch über den Marmormosaikfußboden hervor, durch ein schmiedeeisernes Gitter von zwei durch Pfeiler und dazwischenstehende Säulen gebildeten Umgängen getrennt. Wohl staunen wir über die Pracht der leuchtenden Glasmosaiken, die Wände, Bogen und Kuppeltrommel in wundersamen Verschlingungen umranken, bei dem gedämpften Licht der in Gips gefaßten kleinen farbigen Fensterscheiben in geheimnisvollem Halbdunkel erglänzend, wohl sehen wir die merkwürdige Zusammenschmelzung der mohammedanischen Religion aus den früher vorhandenen auch hier an seiner heiligsten Stätten einer gleichsam symbolisiert in den von den verschiedensten Orten her zusammengeholten einander oft sehr ungleichen Säulen, wohl wird auch uns der Stein mit drei und einem halben goldnen Nagel gezeigt, die Gabriel einst glücklich noch vor dem Teufel gerettet hatte, als dieser die übrigen fünfzehn und einen halben schon herausgerissen und so fast durch Vollendung seines schändlichen Werkes den Untergang der Welt herbeigeführt hätte. Unser Hauptinteresse aber nimmt der heilige Fels in Anspruch; nicht etwa wegen des auf ihm sichtbaren Fingerdrucks Gabriels, durch den er zwischen Himmel und Erde schwebend zurückgehalten wurde, als er bei Mohammeds von hier angetretener Paradiesesfahrt diesem folgen wollte, auch nicht, weil Mohammed bei dieser Gelegenheit mit dem Kopf durch die Wand, ja durch den Felsen gegangen ist, wovon das runde Loch in seiner Mitte Zeugnis

giebt, uns ist er der kostbare geschichtliche Edelstein, für den der ganze Felsendom nur die Fassung abgiebt. Könnte er noch heut wirklich, wie er nach Ansicht der Mohammedaner bei Omars Einzug in die heilige Stadt gethan, reden, welche Geschichte würde er erzählen! Hier erhob sich — ich folge dabei der Ansicht des Baurats Schick, des bedeutendsten lebenden Kenners der Topographie des alten Jerusalem und sonderlich des Tempelplatzes — einst vor Salomos, hernach Herodes prächtigem Tempelgebäude der Brandopferaltar. Kerzengerade stieg nach jüdischer Überlieferung von ihm stets die Rauchsäule, das ewige Feuer des alten Jerusalem auf, das wie heut das in der Grabeskirche brennende auch vom Himmel herabgefallen sein sollte, so daß sie das strahlende Tempelgebäude nicht schwärzen konnte. Und das runde Loch, das wir, in eine Grotte unter dem Felsen hinabsteigend, wahrnehmen, stammt nicht erst von Mohammed her, sondern ist die Öffnung, durch welche das Opferblut in die Grube floß, in welcher wir stehen. Drei Tempel Jehovahs hatte dieser Stein entstehen und in Trümmer sinken sehen. Hadrian — wo hätte er nicht gebaut — hatte an der gleichen Stelle in der Älia Capitolina, wie er Jerusalem nannte, dem Jupiter Capitolinus ein Heiligtum geweiht. Ein Versuch der Juden, unter Julian Apostata hier einen neuen Tempel zu errichten, ward, wie gesagt wird, durch das Hervorbrechen von Flammen aus der Erde vereitelt, der Chalif Omar fand den Platz mit Schmutz und Unrat bedeckt, den die Christen, um ihn den Juden zu verleiden, dort angehäuft hatten. Das Wappen der Templer hatte zur Zeit der Kreuzzüge im Abendlande verkündet, daß die mohammedanische Moschee, die sich über dem heiligen Felsen wölbte, eine christliche Kirche geworden sei, und endlich hatte wiederum das Kreuz dem Halbmond weichen müssen. Ob der heilige Fels schon die letzte Veränderung geschaut hatte? Eine deutsche Diakonisse, die wir in Beirut als Leiterin des dortigen Johanniterhospitals trafen, hatte vor dem Felsendom stehend den Schech des Tempelberges,

mit dem sie wohl bekannt war, gefragt: „Was wirst du sagen, wenn auf dieser Moschee statt des Halbmonds erst wieder das Kreuz ragt?“ „Das wird nie, nie geschehen,“ war seine Antwort gewesen. „Und das wird doch geschehen,“ erwiderte sie fest und siegesgewiß. Und der Mohammedaner hatte geschwiegen. Vielleicht dachte er an das goldne Thor, den einzigen Zugang zum Tempelberg von der Kidronseite her, das die Mohammedaner vermauert haben, weil nach ihrem Glauben durch dieses einst an einem Freitage der christliche Eroberer der Stadt seinen Einzug halten werde. Ihm wandten wir uns nun zu, an dem kleinen Gerichtshaus Davids, oder, nach der Behauptung unseres Dragomans, Salomos, einem auf einem doppelten Säulenkreis ruhenden reich verzierten leichten arabischen Kuppelbau vorübergehend und die nach Osten gelegene Treppe von der oberen Plattform herabschreitend. Der Boden dieses Platzes, der die Plattform mit dem Felsendom auf allen Seiten umgiebt, ist keineswegs eben, sondern senkt sich gerade nach dem goldnen Thore zu ganz bedeutend und deutet so noch heut den Lauf eines früher viel tieferen, Tempelberg und Burg scheidenden Thales an, aus dessen Grunde gewaltige Mauern hoch empor ragten. Das goldne Thor bildet eine weit auf den Tempelplatz einspringende Halle, deren flache Gewölbe an beiden Seiten auf Mauerpfeilen, in der Mitte auf Säulen ruhen. Von letzteren ist aber nach der Vermauerung des Thores nur die noch sichtbar, welche im westlichen unserm Standpunkt zugewandten Ausgange steht. Von stachlichten Kaktushecken umwuchert, teilweise im Schutt stehend, den üppiger Graswuchs deckt, im Innern seit einiger Zeit unzugänglich, bietet das reich geschmückte Thor jetzt eine traurige Illustration zu dem arabischen Princip des laisser aller. Nach der Südostecke der Mauer schreitend, kommen wir an jenem allen Fremden in Jerusalem wohlbekannten eingemauerten Säulenstumpfe vorüber, von dem am jüngsten Tage ein dünnes Seil nach dem Ölberg gespannt wird, das alle Menschen passieren müssen, um sich nach

Jesu Urteilsspruch auf dieser Seite drüben auch noch von Mohammed richten zu lassen. Neben den guten Mohammedanern werden da wohl nur die guten Seiltänzer einige Chancen haben. Die gänzlich geebnete Südostecke des Tempelplatzes ließ von vornherein ein Werk von Menschenhand erkennen, und in der That fanden wir auch, auf einer Treppe hinabsteigend, die ganze Ecke künstlich durch gewaltige auf Pfeilern ruhende Gewölbe erhöht, die Ställe Salomos, in Wahrheit großartige Substruktionen, um den Platz nach dieser Seite hin zu vergrößern. Ob sie daneben noch zu Ställen dienten, und wer sie erbaut hat, bleibe dahingestellt. Hohe Schuttmassen bedecken den Felsboden, auf dem diese Gewölbe ruhen und lassen ähnliche ältere Bauten an derselben Stelle vermuten. Durch ein Fenster in der Ostmauer blicken wir hinüber auf den Ölberg, hinunter ins Kidronthal, in dem gerade zu unsern Füßen der aus dem Felsen gehauene Würfelbau des Absalomgrabes mit aufgesetzter Trommel und kegelförmiger in eine Blume auslaufender Spitze, der durch zwei Säulen dreigeteilte Eingang zur Jakobshöhle und das ganz aus Fels gehauene aus einem Würfel und einer aufgesetzten Pyramide bestehende Zachariasgrab liegen. Was vom Wert dieser Bezeichnungen zu halten sei, sahen wir später, als wir vor diesen Felsbauten stehend die Säulen des mittleren Baues als dorische erkannten, während die Halbsäulen, welche die Würfelbasis der beiden anderen gliederten, die ausgebildete ionische Ordnung zeigten.

Aus den Gewölben des Tempelberges wieder heraufgestiegen, wandten wir uns dem zweiten Hauptheiligtume des Platzes, der Aksamoschee zu, die wir von ihrer östlichen Seite aus dicht neben der vergitterten Frauenabteilung betraten und von der wir daher zunächst nur den Eindruck eines Pfeilerurwaldes empfingen. Erst allmählich erkannten wir die siebenschiffige Gliederung des ganzen Baus, der mit seinen ursprünglich allein vorhandenen drei höheren Mittelschiffen und seiner flachen Decke die Anlage christlicher Basiliken nachahmt, damit aber den Kuppelbau über dem Querschiff

verbindet und statt der Rundbogen der Basilika den Spitzbogen zeigt. Das Querschiff mit seinem kleineren östlichen Anbau, dem Gebetsplatz Omars und dem längeren westlichen reicht unmittelbar bis an die Mauer des Tempelberges heran; unter der Kuppel, deren Malereien ein Italiener von der Art des Freskomalers Fludribus verbrochen hat, steht die wunderschön geschnitzte und mit eingelegtem Perlmutter und Elfenbein verzierte Kanzel; zwischen dieser und der Gebetsstätte Omars erblicken wir ein Säulenpaar, dessen Passage früher wohl zu manchen Unannehmlichkeiten Anlaß gegeben hat, da nur denen, die sie bewerkstelligen können, der Himmel offen steht; jetzt aber ist diese Probe von einem vielleicht selbst etwas korpulenten Pascha durch ein Eisengitter unmöglich gemacht. Auf der andern Seite der Kanzel ward neben dem Orte, an dem der zwölfjährige Jesus gelehrt hat, ein Fußtritt Jesu in einem Stein gezeigt, dessen Anblick mich an die Kopie eines solchen in der kleinen Kirche Domine quo vadis vor der Porta S. Sebastiano bei Rom erinnerte. Was soll solch ein angeblicher Abdruck des Fußes Jesu, da wir die Stätte selbst schauen dürfen, über die er oft dahingeschritten! Wir verlassen die Moschee und ihre schöne von sieben Thoren durchbrochene Vorhalle, und steigen jene langgestreckte Halle hinab, welche sich mit ihren mächtigen Pfeilern in zwei Absätzen unter der Moschee hin zu einem gewaltigen Doppelthore senkt, dem ehemaligen Aufgange vom Ophelquartiere zum Tempelberg. Dieses Thor, hinter einem Gewölbe gelegen, das eine unverhältnismäßig dicke übertünchte Säule trägt, ist, wiewohl vermauert, mit seinen drei Thorpfeilern noch vollständig erhalten und von innen wohl erkennbar. Wie oft wohl mag Jesus durch dasselbe den Tempelbezirk betreten haben, um durch die Halle Salomos über den Vorhof der Heiden und den der Frauen hin durch das Nikanorthor dem Heiligtume seines Vaters zuzuschreiten! Dieses selbst durfte er freilich ebensowenig, wie den letzten Vorhof betreten, da er ja nicht aus Aarons und Levis Geschlecht war.

Tief bewegt wandten wir uns und schritten zurück, vorüber an dem großen Brunnen, dessen breites, rundes Bassin, von den prächtigsten Cypressen überragt, ehemals aus den Teichen Salomos sein Wasser empfing, noch einmal stiegen wir auf einer der von schlanken Arkadenbögen gekrönten Treppen zur oberen Plattform des Tempelberges empor, zur Linken hatten wir die sogenannte Omarkanzel mit ihren zierlichen Säulchen, schönen Hufeisen- und Kleeblattbogen, feinen Ornamenten und der spitz zulaufenden Kuppel, noch einmal schauten wir zum Felsendome empor, am dunkelnden Himmel leuchtete gerade über dem Halbmond der Moschee der zunehmende Ostermond, unser mohammedanischer Begleiter drängte uns, da die Sonne untergegangen und die Nacht angebrochen sei. Durch das gleiche Thor, durch welches wir den Tempelplatz betreten hatten, verließen wir ihn, er war, da wir nur vierzehn Tage in Jerusalem weilen konnten, für uns auf immer verschlossen. Aber so dunkel wars noch nicht, daß wir nicht an diesem Abend wenigstens einen Blick noch hätten in die Grabeskirche werfen können, an der uns unser Weg vorüber führte.

Ich sah den Vorhof der Kirche, jenen kleinen vor ihrem Eingang gelegenen, rings von hohen, finstern Gebäuden eingeschlossenen Platz, zu welchem nur zwei durch enge Pforten verschließbare Zugänge führen, wie einst den Vorhof des Tempels entweiht durch Käufer und Verkäufer, die zudringlich ihre Waren, Perlmutterarbeiten, Rosenkränze aus Ölbaumholz, kleine Gefäße aus Stinkstein vom toten Meere, Palmwedel, die auf Wunsch in der Kirche geweiht wurden, anboten, ich sah die türkischen Soldaten, welche im Innern der Kirche unmittelbar an der Thür auf ihren Matten saßen, über die Ordnung an dieser Stätte wachen und rauchen, so völlig unbekümmert um die Majestät dieses Ortes, wie einst die Kriegsknechte, die vielleicht an der gleichen Stelle die Kleider des Gekreuzigten geteilt und verlost hatten, ich habe manche schönere Kirche gesehen, als dieses Konglomerat von Kirchen und Kapellen, deren Durcheinander mir bei diesem

ersten Besuch jeder Regel zu spotten schien, ich fand an dem barocken Baustill, der sich in den vom Weihrauchduft durchzogenen, rauchgeschwärzten Räumen in seiner ganzen Häßlichkeit zeigte, ebensowenig Gefallen, wie an dem barbarischen Pomp der griechischen Altäre mit ihren Riesenwachskerzen, silbernen Lampen, in Silber getriebenen Reliefs, welche von den dahinter befindlichen Gemälden nur die braunen steifen Gesichter und die bloßen Hände frei ließen, und dennoch, jene stille Abendstunde, wo nur wenige Menschen noch in der Grabeskirche weilten, die Augenblicke, die ich dort in der eigentlichen engen Grabkapelle vor der als Grabstein gezeigten zerbrochenen Marmortafel stand und der Anblick der silbergefaßten Öffnung, die unter dem Altare der Golgathakapelle als Standort des Kreuzes angegeben wird — waren überwältigend und feierlich erhebend. Es hätte nicht der deutlich sichtbaren Inbrunst jenes einfachen Mannes bedurft, der vor dem Kreuzesaltare kniete, um es zu fühlen, daß dieser Ort heiliger als das Heilige des Tempelberges, daß hier das Allerheiligste sei.

Tief ergriffen schritten wir still durch die dunklen Straßen zurück. Längst leuchtete der Mond am wolkenlosen Nachthimmel, als wir auf das flache Dach unseres Hotels stiegen. Zu unsern Füßen glänzte der Wasserspiegel des Patriarchenteiches, eine einsame Palme wiegte an seinem Ufer ihr Haupt im Winde, still wars in den Straßen geworden und dunkel zeichnete sich die große Kuppel der Grabeskirche an den lichten Felsen des Ölberges ab — das ist die heilige Stadt.

Von Jerusalem hinab gen Jericho.

Kein Wunder, daß wir nach solchen Stunden Sehnsucht hatten, die Eindrücke erst wieder etwas zu verarbeiten. Daher beschlossen wir, wiewohl von dem Ritte noch sehr ermüdet, am

nächsten Morgen zu einem Ausflug an das tote Meer aufzubrechen. Zusammen mit einem der Herren, die gemeinsam mit uns den Tempelberg besucht hatten, einem sehr angenehmen russischen Offizier mit altem deutschen Namen, bestiegen wir denn auch vor dem Jafathore die Pferde, die von Cooks Agenten samt einem Dragoman, dem auf einem Maultiere reitenden Mukari (Pferdewärter), und dem zu unserm Schutz bestimmten Beduinen für uns bereit gestellt waren und ritten, der Sorge für unsere Verpflegung durch die dem armen Maultier neben unsern Handkoffern aufgelegten Vorräte überhoben, zunächst an der Mauer entlang um die Stadt herum; dann bogen wir ins Kidronthal ein und stiegen jenseits langsam den Ölberg hinan, um hierauf zwischen diesem und dem Berg des Ärgernisses hin uns nach Bethanien (el Azariye) zu wenden. Vorher jedoch noch einmal ein Rückblick auf die Stadt! Unter uns liegt das Dorf Siloah; das Kidronthal zeigt Ölbäume, Feigenbüsche und wohlgepflegte terrassierte Felder, auf denen die Früchte in vollstem Wuchse stehen. Kahle Schutthalden decken jenseits die steilen Felsen und die gewaltigen Grundmauern des Tempelplatzes und strecken sich bis zur Thalsohle hin, und hoch erheben sich über ihnen auf der geräumigen Fläche des Tempelplatzes die Kuppeln der Aksamoschee und des Felsendomes, noch überragt von den zahllosen Kuppeldächern und der düstern Citadelle der zum Teil höher gelegenen Stadt, während der weit ausgedehnte Russenbau und die Häuser der Vorstadt den Horizont begrenzen. Und der Boden, auf dem wir zur Rückschau halten, hat Jesu Thränen getrunken; ob der Stein, der als die Stelle dieses Weinens gezeigt wird, genau den Ort angiebt oder nicht, gleichviel, hier kann sichs nur um wenige Schritte handeln. Zur Rechten erblicken wir auf felsiger Höhe Abu Dis, die Heimat unseres Beduinen und freuen uns, durch den an diesen Wegelagerer entrichteten Zoll vor einem Überfall seiner dort wohnenden Genossen geschützt zu sein. Gelegenheit zu einem solchen würden diese Raubritter auf unserm weiteren Wege leicht finden. Denn

wiewohl wir hinter Bethanien schon den Spiegel des toten Meeres und das jenseits des Jordan liegende Gebirge Gilead scheinbar ganz nahe vor uns schauen, ist doch noch ein anstrengender Ritt von fünf Stunden und während dessen ein Abstieg von ca. 850 Metern nötig, ehe wir nur bis zur Jordansaue gelangt sind.

Eine kurze Strecke noch legen wir zwischen bebauten Fluren zurück, einige Pflüger lockern den schweren, roten Boden, am Fuße des Ölbergs plätschert noch in ein Becken gefaßt ein Quell, neben welchem ein Beduinenzelt aufgeschlagen ist und einige Pferde und Maultiere angebunden sind, dann sind wir in völliger Einöde und treffen von da bis zum Eintritt in das Jordanthal nur noch einen Chan, wo aber nur Kaffee zu erhalten ist, und einen einzigen Baum. Graue Kalkfelsen, nur hin und wieder von spärlichem Grün bekleidet, ragen auf beiden Seiten des tief eingeschnittenen Thales hoch empor, ein kleiner Bach läuft neben dem steinigen Reitpfade hin, der kaum ein schnelleres Tempo als scharfen Schritt gestattet. Ein steilwandiger Hohlweg führt nach langem Hinabsteigen etwas aufwärts zum Chan Hadrûr, den eine hohe feste Mauer umgiebt, nur von einem Thore durchbrochen; uns friedlichen Reisenden thut es sich glücklicherweise auf, und wir können uns in der schattigen Halle ruhen und zum weiteren Ritt stärken. Ein zerfallenes Kastell lassen wir zur Rechten und stehen dann plötzlich an dem fast senkrecht abstürzenden Thale des Baches Kelt (Krith). In der Tiefe schäumt der um diese Jahreszeit noch sehr starke Bach dahin, von einem lichtgrünen Streifen von Gebüsch umhegt — ein seltsamer Kontrast gegen die todesgrauen, starren Felswände, in denen zahlreiche Höhlen gähnen, miteinander nur durch schmale Fußsteige verbunden; das Ganze, von dessen schauerlich schönem Anblick wir uns nur mit Mühe losreißen, um ihn wieder und wieder mit gleichem Entzücken zu genießen, so oft uns der Weg einen Blick in die wildromantische Tiefe thun läßt, „ein Ort, wie auserlesen zum Einsiedler- und Eremitenwesen“. Immer wieder schien es, als nähmen die Berge

ein Ende, als müßte die nächste Biegung des Weges uns an den Rand der Jordanaue bringen und den freien Blick auf das tote Meer eröffnen, dessen glänzender Spiegel näher und näher auf Augenblicke zu uns herüberblitzte, aber immer neue, niedrigere Berge wuchsen hinter den umgangenen hervor. Endlich breitet sich das lachende Jordanthal vor uns aus, nach Norden zu unabsehbar, nach Süden vom toten Meere begrenzt, jenseits ragt aus dem moabitischen Bergland der langgestreckte Rücken des Nebo und uns zur Seite jenseit des Kelt der schroffe als Versuchungsberg bezeichnete Djebel Karantel (Quarantana = 40). Dem Fuß dieses letzteren wenden wir uns, nachdem wir völlig in der Ebene angelangt sind, zu, reiten durch den Keltbach, an dessen frischem Wasser wir uns erquicken und sprengen im Galopp durch dieses einstige Paradies, jetzt zum größten Teil eine Wildnis, in der gewaltige Sidrsträucher mit langen Dornen, blütenreicher Weißdorn, eine der Eierpflanze ähnliche Solanumart, Klematis mit kleinen weißen Blüten und andere Pflanzen und Sträucher üppig wuchern. Unser Ziel ist Ain es Sultan, die Elisaquelle.

Schwarzes Dunkel deckt den Himmel hinter uns, dumpf grollt der Donner, als sollte noch einmal der Gerichtstag über Sodom und Gomorrha anbrechen, ein Gewitter, das schon längst das tote Meer uns verhüllt hat, das auch uns mit einem kräftigen Regenguß durchnäßt. Die ungeheuren Mengen von Wasserdampf — man hat berechnet, daß der Jordan täglich sechs Millionen Tonnen Wasser dem Meere zuführt, ebensoviel muß also wieder verdunsten — machen solche heftigen, plötzlichen Niederschläge zu einer alltäglichen Erscheinung.

Die Quelle, angeblich die, deren bitteres Wasser von Elisa versüßt ist, sprudelt am Fuße eines Vorhügels des düsteren Quarantanaberges mächtig aus dem Boden. Kaum waren wir bei ihr abgestiegen, so kam der Dragoman zweier Engländerinnen, die auf dem Hügel ihre Zelte aufgeschlagen hatten, und lud uns in echt morgenländischer Gastfreundschaft zu einer Tasse Kaffee ein,

eine Aufforderung, der wir nur zu gern Folge leisteten. Als die Damen von unserer Ankunft hörten, ließen sie uns bitten, den Kaffee in ihrem Zelte zu trinken, und wir durften in jener Stunde eine Bekanntschaft machen, die wir gern bis nach Athen hin weiter pflegten. Nachher gings im schnellsten Tempo zwischen den Dornhecken und den wenigen angebauten, prachtvoll bestandenen Feldern Jericho zu. Anstelle der Palmenstadt ein erbärmliches — kaum darf man sagen — Dorf. Ein kleines Haus mit drei oder vier Zimmern, in dem aber nur Unterkunft, nicht Verpflegung zu erhalten ist, von einem russischen Pilgerpaare verwaltet, ein größeres russisches Hospiz mit einigen Sälen für die Pilger, wenige elende Lehmhütten und einige Beduinenzelte, das ist Jericho. Vor einem solchen Zelt ward bei unsrer Ankunft das edle Schmiedehandwerk betrieben. Der Mann bearbeitete das Eisen, während die Frau mit einem Handblasebalg die Glut anfachte; die Kinder hingegen, die halbnackend herumliefen, legten sich sofort auf das Geschäft des Anbettelns.

Am Abend erschienen die Beduinen und baten um die Erlaubnis, uns eine „Fantasia", ein ins Arabische aufgenommenes sehr viel umfassendes Wort der Lingua franca, hier Gesang und Tanz bedeutend, aufführen zu dürfen. Der Tanz wich sehr von unsrer Vorstellung eines solchen ab; zuerst traten die Männer auf, ein Vortänzer mit blitzendem Schwert, das er unter mehr oder minder graziösen Bewegungen um sich schwang, während die andern im Halbkreis ihn umgebend mit den Händen den Takt schlugen, dann die Frauen ebenso; auch der Gesang war von unserm europäischen ziemlich verschieden; gewöhnlich eine durch die Nase gesungene einförmige Melodie mit improvisiertem Text, in dem wir nach Aussage unseres Dragomans auf unsere erhoffte Freigiebigkeit hin schon im voraus gepriesen wurden, erhob er sich zu voller Höhe, wenn der Vorsänger resp. Vorsängerin dem Ohr eines der Zuschauer sich nahend ein scharfes langgezogenes Gaumen-R hervorschrillte; besonders der kleinen Beduinenmutter mit

ihrem braunen Gesicht und den blitzenden Augen konnten unsere Ohren das Zeugnis nicht versagen, daß ihre Leistungen in diesem Punkte vorzüglich seien. Schon an sich war der Anblick dieser dunklen Gestalten, sowie der hinter ihnen zahlreich versammelten Kinder unter dem weinumrankten Laubengang des Hauses sehr unterhaltend. Als sie verschwunden waren, stand der Mond hoch am Himmel und umgoß die Berge Gilead und Karantel mit verklärendem Glanze, in der Nacht aber weckte uns noch einmal starker Gewitterregen, der an unsre Fenster schlug.

Am frühen Morgen des nächsten Tages brachen wir auf und ritten, dem „östreichischen Justizminister" unsern letzten Gruß zurufend, der tiefsten Senkung der Erdoberfläche, dem toten Meere zu. Auf einem weiten Wiesenplan weideten einige Kuhherden, auf den Bäumen flatterten lautschreiend Scharen von Wiedehöpfen, ein in Palästina von den Einheimischen sehr gern gegessener Vogel, durch mehrere trockene, mit dichtem Gesträuch und Rohr bestandene, tief eingerissene Betten von Winterbächen führte der Weg, dann nahm die Vegetation einen andern Charakter an, wir kamen auf den alten Seeboden, in dessen salzdurchzogenem Lehm nur Halophyten mit ihren schmalen, fleischigen, weißschimmernden Blättern ein bescheidenes Dasein fristeten, während große Strecken jedes Pflanzenwuchses entbehrten. Steilrandig in mäandrischen Krümmungen waren durch das Regenwasser tiefe Rinnen ausgewaschen, von dem schweren Guß in der Nacht war der Boden noch feucht und mit großen Lachen bedeckt, so daß die Pferde oft tief einsanken. Wo eine etwas höhere Stelle von der Sonne getrocknet war, glitzerten uns zahllose kleine Salzkrystalle entgegen. Die Hügel aber, an denen wir vorüberritten, zeigten mit ihren senkrecht abgewaschenen Rändern die wunderlichsten Formen. Nur am Anfang der Wüstenei sahen wir einen Vogel, wohl eine Zwergtrappe, bei der unser Beduine, von seinem Rößlein abgestiegen, vorbeischoß, während zweier Stunden aber erblickten wir dann kein lebendes Wesen um uns. Endlich hielten wir am Norduser

des toten Meeres, dessen tiefblaue Wasserfläche uns die Klarheit der Luft viel näher vorgespiegelt hatte. Ein Wall von ausgeworfenen Baumstämmen, Ästen und Strauchwerk säumte dasselbe; die von des Jordans raschen Fluten dem Meere zugeführten Hölzer werden, ihrer Rinde beraubt und mit einer Salzkruste bedeckt, wieder ausgeworfen. Vor uns lag eine kleine Insel, zu beiden Seiten erhoben sich zerklüftete schroffe Felsen, die nach Süden zu steiler und immer steiler ins Meer abstürzen, bis sie endlich in duftumschleierter Ferne verschwinden. Kleine Salzpflänzchen wachsen bis dicht ans Ufer heran, von Grauen und Entsetzen ist hier nichts zu spüren, keine Asphaltklumpen bringen minnenden Derwischen Gefahr, wohl aber lädt der See mit seinem tiefen Blau, mit den sanft herangleitenden, leise verlaufenden, kleinen Wellen zum Bade ein, das in diesem 394 Meter unter dem Spiegel des Mittelmeeres gelegenen Salzsee von einer stellenweise noch größeren Tiefe völlig gefahrlos ist; denn das Salzwasser trägt auch den Nichtschwimmer ohne weiteres. Tauchen aber fiel mir sehr schwer. Und zudem hat das Bad hier im wahrsten Sinne des Wortes einen bittern Nachgeschmack; abgesehen davon, daß der ganze Körper nachher klebrig ist, als ob er in Öl getaucht wäre, eine Folge des stets Feuchtigkeit an sich ziehenden Salzes, ist das Wasser von einem so widerlich bittern und salzigen Geschmack, den man noch dazu kaum wieder los werden kann, daß der Vorschlag, einige Flaschen davon mitzunehmen zum theelöffelweisen Einnehmen für unnütze Schulbuben anstelle der Einreibung mit ungebrannter Asche als zu grausam verworfen wurde.

Nur ein zweites Bad kann die Unannehmlichkeiten dieses ersten tilgen. Darum auf zum Jordan, hin durch die Salzsteppe zu seiner tief eingeschnittenen Thalrinne; der Charakter der Gegend ändert sich, die weiße sandige Steppe säumt ein grüner Streifen, hinter dessen dichtem Buschwerk hier und da das Wasser des Flusses schimmert. An einer freien Stelle, der sogenannten

Tauffurt, erreichen wir nach zweistündigem Ritt den Fluß selbst. Welch ein lieblicher Anblick. Die Ufer des noch tiefer liegenden eigentlichen Flußbettes, in dem die vom abgewaschnen Lehm gelb gefärbten Gewässer rasch dahinströmen, sind mit hohen Bäumen, Silberpappeln, Tamarisken, Weiden, zierlich gefiederten Akazien bestanden, unter denen hohes Schilf ein undurchdringliches Dickicht bildet. Die stille Harmonie des ganzen Ortes macht einen so beruhigenden Eindruck, daß wir hier gern rasten würden, auch wenn sich nicht mit diesem Flusse besonders heilige Erinnerungen verknüpften. Wer verdenkts uns, wenn wir die leeren Flaschen hier mit Jordanwasser füllen, das wir zur fernen Heimat mitnehmen, eine bleibende Erinnerung an diesen Tag für den einen oder andern. Die aus den Karten wohlbekannten Serpentinen, hier sehen wir sie vor uns. In raschem Laufe stößt der Fluß auf eine hohe Lettenwand, und wird, von ihr zurückgedrängt, mit der ganzen Wucht seiner Strömung auf das andere Ufer getrieben, von wo sein Lauf wiederum eine andere Richtung nehmen muß. Wo er gegen das Ufer drängt, ist sein Bett natürlich am tiefsten, seine Strömung am reißendsten; diese Windungen verändern sich durch fortgesetztes Unterspülen des Bodens fortwährend, und dabei werden auch die Stämme mit fortgerissen, die hier und da im Strome sich festgelegt haben oder zum toten Meere hinunter getrieben werden. Gegen den Strom zu schwimmen war unmöglich, kaum konnte ich mich stehend gegen den Andrang des Wassers halten; schon manchen Pilger haben die Fluten mit fortgespült.

Den Namen eines solchen, eines Deutschen, der an einem Weihnachtsfeste dort ertrunken ist, nennt sein Grabstein im Garten des russischen Hospizes in Jericho, das wir nach unserer auf direktem Wege erfolgten Rückkehr am Nachmittag desselben Tages besuchten. In diesem Garten sahen wir auch die einzigen noch jungen Palmen der früheren Palmenstadt. Von der bis heut dauernden gewaltigen Fruchtbarkeit des Bodens zeugte ein

Weinstock, dessen Stamm gewiß zwanzig Centimeter im Durchmesser hatte und dessen Ranken über Latten gezogen eine Riesenlaube bildeten; seine Knospen waren (am 6. April) im Aufbrechen, die Granaten hatten schon angefangen zu blühen. Hier stand auch der dickste Ricinusbaum, den ich gesehen, ein Baum, dessen fester Stamm dem des Weinstocks an Stärke nicht nachstand und der recht zeigte, wie unbedeutend doch die in der Heimat als einjährige Mastpflanzen behandelten Exemplare sind. Wie herrlich könnte diese gesegnete Jordansaue sein, wenn sie recht bebaut würde, und wie trostlos ist sie in ihrer jetzigen Verwilderung. — Im Hospiz selbst war außer Heiligenbildern auf Goldgrund und den Betten in einigen Zimmern für Fremde, die dort einkehrten, als einziges Meublement und als Zeichen des unverfälschten Russentums ein wahres Ungeheuer von Ssamowar aufgestellt.

Freilich, daß derselbe nicht zu groß bemessen sei, sahen wir, als wir am nächsten Tage der Russenkarawane begegneten, die sicher dreihundert Pilger in einzelnen Trupps an uns vorüberführte; wenige Frauen, diese, sowie die Popen meist auf Eseln reitend; die Männer in ihren russischen Trachten, hohen Stiefeln, faltigen Beinkleidern, der weiten Bluse, andere mit den auf der Brust aufgenähten Patrontaschen, das Haar anscheinend nach dem Maß eines über den Kopf gestülpten Topfes geschnitten, zogen in slavischer Unterwürfigkeit schon vor dem vorausreitenden Beduinen ihre Pelzkappen und wagten sie nicht eher wieder aufzusetzen, als bis sie an dem Letzten unseres Zuges vorübergelangt waren. Auf die an sie gerichtete stehende Frage nach ihrer Heimat, die unser dritter Reisegefährte, hier wie in Jericho gern zum Dolmetsch unserer Wißbegierde bereit, an sie richtete, ertönte ihr Permski, Tulski, Moskowski, Nischni-Nowgorodski rc., meist Namen der inneren Gouvernements. Es wird jenen Pilgern aber auch die Reise soviel nur möglich erleichtert. Von Moskau nach Palästina und wieder zurück mit der Möglichkeit eines ein-

jährigen Aufenthalts im Lande kostet sie ihnen neunzig Rubel. Dabei müssen sie sich allerdings selbst verpflegen, was ihnen aber in der vorösterlichen Fastenzeit wenigstens sehr billig zu stehen kommt; alles Übrige haben sie frei; auf den russischen Bahnen und Dampfern freie Fahrt, in Jerusalem freie Unterkunft im Russenbau, nach Jericho freies Geleit durch türkisches Militär, dort ihr Quartier im Hospiz, kurz gar keine weiteren Ausgaben.

In Bethanien schauten wir uns noch die wenig sehenswerten Sehenswürdigkeiten an, das „Grab des Lazarus", zu dem wir auf schmalen Stufen tief hinabsteigen mußten, das Haus desselben und das des Simon, ohne dabei von der Richtigkeit dieser Angaben zu tief durchdrungen zu sein.

Gottesdienste in Jerusalem.

Zur Fußwaschung, die an diesem Gründonnerstage bei den Lateinern in der Grabeskirche stattfand, kamen wir zu spät und fanden die Thüren schon geschlossen; so wanderten wir denn die Via Dolorosa entlang, die mit ihren vielen die enge Gasse überspannenden Bogen an den Wiener Fischersteg erinnert, und traten zunächst in die Kirche der soeurs de Sion ein, jenes einzigen auch für die Bekehrung Israels wirkenden katholischen Nonnenordens. Ein einfaches Gotteshaus, aber doch ergreifend wirkend mit den weißen, durch überhöhte Rundbogen verbundenen Kalksteinsäulen und dem einen geschickt zur Altarnische gestalteten äußeren Durchgang des dreiteiligen römischen Triumphbogens, des sogenannten Eccehomobogens. Das wuchtige Quadermauerwerk desselben ist mit feinem Kunstverständnis nicht übertüncht, und von blauem Lichte magisch umflossen schaut auf ihm stehend eine Marmorstatue des Eccehomo still auf die andächtig knienden Nonnen und die ihrer Erziehung anvertrauten jungen Mädchen hernieder. In tiefe, weit ausgedehnte Gewölbe hinein

werden wir dann geführt, ohne sie aber bis zu ihrem Ende durchschreiten zu dürfen. Die von den Insassen des Klosters auf kleine Kärtchen geklebten getrockneten Blumen zeichneten sich durch ihre gute Pressung vor den anderwärts von uns gekauften aus.

Auf der Straße standen wir dicht unter der Hauptwölbung des Eccehomobogens und sahen uns gegenüber die hohe glatte Mauer des angeblichen alten Prätoriums, die Stelle der alten Burg Antonia, noch früher Baris; von hier war die Scala Santa angeblich schon von der Mutter Constantins nach Rom gebracht, und die Gedanken wandern ihr für einen Augenblick nach zur stillen Piazza di S. Giovanni in Laterano und zu jenem Gebäude, in dem die Scala Santa zur Sancta Sanctorum-Kapelle emporführt, wandern hin zu jenem armen Augustinermönch, der sie emporkniet und dem seine Romreise für tausend Goldgülden nicht feil ist. Doch zurück in die Gegenwart. Vor uns erhebt sich jenseits des Thales (des alten Tyropoeons), bis zu dessen Sohle wir hinabgestiegen, amphitheatralisch die neue Stadt, uns zunächst im Norden und Westen des Tempelplatzes das mohammedanische Viertel, jenseits des Thales das Christenquartier. Backofenkuppeln und eigentümliche Dachbrüstungen, die aus abwechselnd gemauerten und von aufgeschichteten Thonröhren gebildeten Dreiecken bestanden, geben derselben ein besonderes Gepräge. Die Leidensstraße läuft nach einem Knick, den sie dort unten am österreichischen Pilgerhause durch eine vom Damaskusthor herkommende Straße erleidet, vom Hause des reichen Mannes an wieder in ihrer ursprünglichen Richtung weiter und läßt sich bis in die Nähe der Grabeskirche verfolgen. Die einzelnen Stationen tragen den Beischmack der Unglaubwürdigkeit zu sehr an sich, als daß wir, selbst wenn die Via Dolorosa den wahren Leidensweg bezeichnet, in ihnen historische Stätten sehen sollten. Da wird neben dem Hause des reichen auch das des armen Mannes gezeigt, da ist in einer kleinen Kapelle das Grab der heiligen Veronika, deren Schweißtuch ein oft benutzter Vorwurf für Maler gewesen ist.

Die Nacht vom Gründonnerstag zum Karfreitag war angebrochen; unsere Bemühungen, Esel für einen nächtlichen Ritt zu erhalten, waren umsonst gewesen. So machte ich mich zu Fuß auf und traf vor der Thür des Hotels mit einem jungen Amerikaner, Mr. Balduin, zusammen, den wir in Jericho kennen und auf unserer weiteren Reise nur immer mehr schätzen lernten. Durch die stillen Straßen der Stadt, in denen nur der Wiederhall unserer Tritte zu hören war, wanderten wir zusammen zum Stephansthore hinaus dem Ölberge zu. Das helle Licht des fast vollen Mondes leuchtete vom wolkenlosen Himmel herab. Das Kidronthal mit seinen Ölbäumen lag in tiefem Schweigen. So wars auch wohl in jener Gründonnerstagsnacht, als vor achtzehn und einem halben Jahrhundert eine Schar von zwölf Männern den gleichen Weg zog. Den von hoher Mauer umhegten Garten Gethsemane fanden wir verschlossen, nur die dunklen Spitzen der Cypressen und die breiten Kronen der uralten Ölbäume, die er enthält, schauten herüber.

Vielleicht hat der wirkliche Garten etwas höher am Ölberg und damit entfernter von der vorüberführenden Straße gelegen, jedenfalls aber einen größeren Umfang gehabt, als der heutige, der gar nicht einen Steinwurf groß ist. Wie stimmt, so dachte ich, mit solcher mondhellen Nacht die oft angegriffene Angabe des Johannes, daß Jesu Verfolger ihm mit Fackeln nachgezogen seien, da doch weithin jeder Gegenstand wohl erkennbar ist. Wir stiegen bergan; da, nur wenige Schritte vom heutigen Garten entfernt finden wir nebeneinander Höhlen, wohl Steinbrüche, ich zähle ihrer fünf, in eine steige ich hinein und schwärzeste Finsternis umgiebt mich. Bei nochmaligem Besuch derselben am Tage finde ich, daß sich hier nicht eine, nein, zwanzig Personen bequem verstecken können, und der Ort des Verrats muß den, der ein Zeuge der That war, gegen seine Kritikaster rechtfertigen.

Höher hinauf klimmen wir und schauen von einem freien Platz aus die längst ruhende Stadt. Weiß schimmern die Grab-

steine der Mohammedaner vor der hohen zinnengekrönten Mauer des Tempelplatzes über dem Kidronthale, düster ragt aus dem Häusergewirr die bleigedeckte Kuppel der Grabeskirche, und deutlich erkennen wir jenseits des außerhalb der heutigen Stadtmauer liegenden Zionsberges die Bäume, welche den nach Bethlehem führenden Weg einfassen. Als wir wieder hinabsteigen, hören wir ernsten Gesang, eine jener eigentümlichen englischen Melodien und finden beim Näherkommen dort an jenen Höhlen die englische Gemeinde versammelt. Einige mit Lichtern, andere beim hellen Schein des Mondes aus ihrem Hymnbook singend, dann knieen alle nieder, der Geistliche spricht ein inniges Gebet und nach dem von der ganzen Gemeinde gebeteten Vaterunser schließt wiederum ein Gesang von dem Lord dead den kurzen, in dieser Stunde und an diesem Orte tief ergreifenden Gottesdienst. Erst lange, nachdem auch die letzten von ihnen den Ölberg verlassen hatten, stiegen wir wieder herunter. Einige Ölbaumzweiglein aber, Lilien des Feldes und blühende Dornenzweige sind mir eine bleibende Erinnerung jener stillen Feierstunde geworden. In der Stadt gingen wir erst irre und kamen in die Nähe einer Moschee, aus der das in der Stille schauerlich wild klingende langgezogene hu, hu heulender Derwische uns in die Ohren gellte. Längst war Mitternacht verstrichen, ehe wir Schlaf fanden.

Karfreitagmorgen — ein schöner Gottesdienst und eine zahlreich besuchte Abendmahlsfeier in der deutschen Kapelle, der Grabeskirche gegenüber im Muristan, der großen deutschen Besitzung im Centrum der Stadt, in der Südostecke des Christenquartiers, dort, wo sich die zwei vom Jafa- und Damaskthor ausgehenden ziemlich geraden Straßen, die dasselbe begrenzen, rechtwinklig schneiden. In Trümmern liegt noch die herrliche dreischiffige Santa Maria Latina, von deren einstiger Schönheit noch die Fundamente der gewaltigen Pfeilerbündel und die teilweise erhaltenen drei Apsiden zeugen. Eine Treppe führt zum zweiten Stock des altersgrauen Kreuzganges, welcher den hinter der Kirche liegenden Hof rings

umgiebt und zu dem zur Kapelle umgewandelten ehemaligen Refektorium. Gewaltige, halbverfallene Gewölbe, früher unter hohen Schuttmassen vergraben, decken den übrigen Teil des deutschen Besitzes, und tiefe offene Cisternen raten zur Vorsicht bei der von beiden deutschen Geistlichen Jerusalems freundlichst geleiteten Besichtigung desselben. Vom Dache aus, dessen Kalküberzug noch die Schäden des vergangenen Winters zeigt, genießen wir einen schönen Rundblick über die gesamte Stadt. Kein Wunder, daß die von dort aus mehrfach gemachten Vorschläge, dieses Terrain um seiner Fieberluft willen gegen ein weit größeres vor dem Jafathore schön gelegenes umzutauschen, bisher in Berlin Zurückweisung gefunden haben, und daß der alte Plan, hier neben der in ihrer früheren Gestalt neu zu errichtenden Kirche das deutsche Konsulat, Pfarr- und Schulhaus zu erbauen, noch aufrecht erhalten wird. Die Entscheidung darüber, die bereits von dem erhofft ward, der einst als Kronprinz von dieser schönen Schenkung des Sultans Besitz ergriffen hatte, kann nicht mehr lange auf sich warten lassen; ist doch auch das deutsche Pfarrhaus in der Nähe der Grabeskirche so verfallen, daß es von seinem Inhaber im Herbst 1888 geräumt werden mußte.

„Am Nachmittag findet der Auszug der mohammedanischen Pilgerkarawane, die nach Nebi Musa abgeht, aus dem Stephansthore statt", dies war das Zauberwort, welches die ganze Tafelrunde im Hotel zur Eile trieb. Schon früh war mehrfach wilde Musik in der Stadt ertönt, und Umzüge mit wehenden Fahnen hatten stattgefunden; jetzt sollten die Pilger feierliches Geleit empfangen zu ihrem Zuge nach dem angeblich diesseits des toten Meeres auf einem Berge gelegenen Grabe des Propheten Moses, der von den Mohammedanern bekanntlich sehr hoch gestellt wird, — hat er doch bereits Mohammeds Kommen verkündigt. Es war ein großes Volksfest vor jenem Thore, das bei den Christen seinen Namen nach dem angeblich hier zur Stadt hinausgeführten ersten christlichen Märtyrer trägt, ein Fest, zu dem das halbe

Jerusalem hinausgeströmt war. Zelte waren auf beiden Seiten des Weges aufgeschlagen, und die ganze nach dem Kidronthal hinunterführende Straße mit dichten Menschenmassen besetzt. Die grellfarbigen Kleider der nach türkischer Art mit untergeschlagenen Beinen am Wege sitzenden verschleierten mohammedanischen Frauen, die leuchtende Sonnenschirme aufgespannt hatten, die buntgeputzten Kinder, die Bethlehemitinnen in gestreiftem Rock, weiter gestickter Jacke und hohem Kopfputz, die stolz einherschreitenden Beduinen in weiß und braun gestreiften Abayen (Mänteln), eine schwarze Schnur um die Keffiye, das tief in den Nacken hängende Kopftuch, geschlungen, die auf den Mauern der Stadt Kopf an Kopf gedrängten Menschenmassen, ein farbenprächtiger Anblick. Wir fanden einen sehr guten Platz an der scharfen Ecke, die der zuerst vom Thore geradeaus laufende Weg am Rande des eigentlichen Thales macht, auf der denselben begrenzenden niedrigen Mauer und konnten so frei bis zum Thore hinauf, wie auch über das ganze Thal hinunterschauen. Ein jüdischer Leichenzug bewegt sich im Geschwindschritt den Weg hinab und dort drüben am Fuße des Ölbergs, so sehen wir, wird der Tote in die Gruft gesenkt, auf der ihn wohl bald ein Grabstein, wie so manch andrer dort als einen „guten und gerechten" Mann preisen wird.

Wir haben auch allen Grund, möglichst lange ihm nachzuschauen; denn schon mehrmals ist ein türkischer Saptje (Polizist) mit einer sehr verdächtigen Miene an uns vorübergeschritten. Da ers aber doch nicht wagt, ohne weiteres sich an den ferenghi (Franken = Europäer) zu vergreifen, meldet er den Vorfall seinem Lieutenant. Nach mohammedanischen Begriffen allerdings ein schweres Verbrechen, dessen wir uns schuldig gemacht haben; rechts und links neben uns sitzen ja Jerusalemer Frauen auf der Mauer, also ist dieselbe harâm, (d. h. für Männer unzugänglich). Da naht schon der Gestrenge in Begleitung einiger Konstabler und tritt vor uns hin; kaltblütig unterhalten wir uns weiter, ihn völlig unbeachtet lassend, und hoffen, auf türkische Weise, nämlich

durch passiven Widerstand am besten mit diesem Türken fertig zu werden. Er fordert uns auf, den Platz zu verlassen, da er harâm sei. Umsonst, wir verstehen ihn nicht; er fragt uns, welcher Sprache wir mächtig seien. Ob wir „Inglisi“ sind? Eine Bewegung des Kopfes, nach rückwärts verneint es ihm. „Amerikani?“ Gleichfalls abgewinkt. „Italiyani?“ „Deutsche“. „Deutsch“ wiederholt er mit einem unnachahmlichen Ausdruck, „Deutsch“ repetiert der ganze Chor seiner Untergebenen. Einer der Umstehenden sagt ihm, wir hätten einen Dragoman mit uns, und der Mann der Ordnung fragt, wo unser Dragoman sei? Hier — und die eine Hand zeigt rechts den Weg hinauf — oder hier — die andre weist links hinunter, während ein bezeichnendes Zucken der Achseln ihm verrät, daß wir das so genau wissen, wie er selbst. George Ibrahim, wo bist du? Endlich, nachdem wir unsern Inquisitor eine Zeitlang mit beharrlicher Nichtbeachtung beehrt hatten, erschien der Gesuchte und setzte uns auseinander, was wir schon längst wußten, daß wir diesen Platz verlassen sollten. Wir erwiderten, daß wir gar keinen Grund dafür einsehen könnten, und setzten allem Drängen des Polizeilieutenants stoische Gelassenheit entgegen. Eine Mohrin, die neben uns saß, hatte mein Reisegefährte durch ein angebotenes und nach einigem Besinnen angenommenes Apfelsinenstück schon längst vorher uns günstig gestimmt und so konnten wir gegenüber den Forderungen, von der Mauer herabzusteigen, gutes Muts behaupten, wir hätten nichts gegen die Damen um uns herum und diese jedenfalls auch nichts gegen uns einzuwenden, so daß sie sicher unser Bleiben gern gestatteten. Die türkische Polizei sah schließlich ein, daß all ihre Liebesmühe vergeblich sei, und trat den Rückzug an, den wir durch krampfhaftes Zurückhalten unseres Lachens zu einem sehr ehrenvollen gestalteten. — Und nun kam der Zug, der sich schon längst von fern her, dann näher und näher durch schrille Pfeifentöne und dumpfe Trommelklänge angekündigt hatte. Militär bildete Spalier. Militärmusik schritt

den Pilgern vorauf. Inmitten seines großen Gefolges erschien der Pascha von Jerusalem auf prächtigem Schimmel sitzend, mit zahlreicher militärischer Eskorte der türkische General; tanzende Derwische mit hohen gelben Mützen, wildblickende Beduinen mit ihrer phantastischen Haartracht, Pilgerhaufen mit mehr als dreißig Fahnen marschierten in einzelnen teilweise weit getrennten Gruppen mit sinnverwirrender Musik an uns vorbei, und längst waren die ersten hinter dem Ölberge verschwunden, ehe das den Zug schließende Militär unsern Standort erreichte. Von Andacht sah ich bei Keinem eine Spur, und auch die offizielle Teilnahme der türkischen Behörden beschränkte sich nur auf den Auszug selbst. Wir gingen den Vorübergezogenen nach über die Brücke des Kidron, auf welcher Blinde bettelten und ein Virtuose die über einen Resonanzboden gespannten Saiten eines einfachen Instrumentes mit Klöppeln schlug, ein Konzert, welchem die Jugend Jerusalems, in den Zweigen der Ölbäume umherkletternd, lauschte. Der Garten Gethsemane war unser Ziel. Aber wie enttäuschte er unsere Erwartungen, als wir ihn neben dem Säulenstumpf, der den Ort des Judaskusses bezeichnen soll, betraten. Die Mauer auf ihrer Innenseite durch 14 große Stationsbilder verunziert, die Beete des Gartens samt den auf ihnen stehenden Cypressen und alten geborstenen Ölbäumen durch enge Drahtgitter hermetisch gegen die schnurgeraden Steige abgeschlossen! Mag das eine gut katholisch, das andere im Interesse der alten Ölbäume sein, wer unbefangen den Garten betritt, fühlt sich dadurch abgestoßen und wendet sich gern wieder dem freien Ölberge zu. Da naht auch schon wieder das zurückkehrende Geleit der Nebi Musa Pilger und näher und näher tönt die Musik. Wir sind aber von dem einmaligen Genuß derselben so befriedigt, daß wir gern zu den etwas ferner gelegenen Gräbern in der Tiefe des Kidronthales flüchten. Von hier gesehen bietet die Heimkehr des Geleits ein frisches, lebensvolles Bild. Die Zuschauer haben sich zum großen Teil verlaufen, aber um so wirkungsvoller heben

sich jetzt die einzelnen bunten Gestalten von den grauweißlichen Kalkfelsen des Hintergrundes ab.

In die Stadt zurückgekehrt, treten wir noch in die dicht am Stephansthore liegende Annenkirche ein. Schöne Spitzbogenarkaden führen auf einen mit zierlichen Gartenanlagen geschmückten und mit peinlicher Sauberkeit rein gehaltenen Platz, auf dem sich die Kirche, ein eleganter gotischer Bau erhebt, nach ihrem Verfall von Napoleon III. wieder hergestellt. Der Schnittpunkt des dreischiffigen Langhauses und des Querhauses wird von einer Kuppel gekrönt. Die in Fels gehauene zweiteilige Krypta weist uns unser freundlicher Führer als Wohnung der heiligen Anna, der Mutter Marias. Noch anziehender sind die mancherlei dort im Schutt gefundenen, teilweise sehr schön gearbeiteten Säulen und Skulpturenreste, die nebst den Kalkstein-Abdrücken einiger gewaltiger Ammonshörner hinter der Kirche aufgestellt sind, sowie die tief unter die Oberfläche hinabreichenden Gewölbe, in die wir nur unter sehr erschwerenden Umständen gelangen konnten. In ihrer Tiefe stand etwas schmutziges Wasser, — vielleicht also eine alte Cisterne, vielleicht auch ein Zeichen jenes kleinen Thales, welches sich, jetzt von Schuttmassen ausgefüllt, im Norden des Tempels zum Kidron hinabsenkte. Unser Mönch behauptet, dies sei der richtige Bethesdateich und nicht der jenseits der Straße gezeigte. Bald wird ohnehin letzterer, der kein Wasser mehr enthält, sondern für halb Jerusalem die Ablagerungsstätte von Schutt und Müll bildet, seiner Umgebung gleich gemacht sein.

Durch enge, schmutzige, winklige Straßen gelangten wir, schon durch die fortwährend uns begegnenden Juden darauf aufmerksam gemacht, daß wir uns dem im Südwesten des Tempelberges gelegenen Judenquartier näherten, zum Klageplatz der Juden an der Westseite des Tempelberges. Hohe Häusermauern schließen denselben auf drei Seiten ein, auf der vierten erhebt sich der wuchtige Quaderunterbau des Tempelberges. Und an diesem düstern Ort — es war ja gerade der Vorabend des Passahfestes —

neben einigen Frauen dicht gedrängt die ganze männliche Judenschaft Jerusalems, ehrwürdige alte Gestalten und junge Knaben, viele unter ihnen mit schlichtem blonden Haar, in den langen talarartigen seidenen und samtenen Festgewändern in allen Farben von weiß bis schwarz, auf dem Haupt die pelzbesetzten Sammtbarette, unter eifrigem Hin- und Herwiegen des Kopfes aus abgegriffenen Gebetbüchern lesend, oder in dumpfem Schmerz, das Haupt an die Mauer gelehnt, trauernd um die verlorne Herrlichkeit ihres Volkes, um die gefallene Stadt, um das zerstörte Heiligtum. Viele schienen ja andachtslos die Klage nur äußerlich mitzumachen, aber manches Antlitz trug auch den Ausdruck tiefer Inbrunst. In der Nähe der Klagemauer ragen neben gewaltigen Quadern — ein Stein hat 8 Meter Länge, ein anderer noch größerer bildet, wiewohl in der Mitte geborsten, die Ecke der Tempelmauer und hat nach ansprechender Vermutung den Anlaß zu dem bekannten Vergleich des Messias mit dem Eckstein gegeben — einige Steinlagen aus der Mauer hervor, der Ansatz des Robinson-Bogens, der wohl das Tyropoeonthal hier überspannte und Morija mit dem Zionsberge verband.

Zum Schlusse des Tages wohnten wir noch einer lateinischen Karfreitagsfeier in der Grabeskirche bei. Zwei gewaltige Konsulatskawassen in ihrer reichen Uniform, klirrende Schleppsäbel an der Seite schritten der aus unserm Hotel aufbrechenden Gesellschaft voran, mit ihren mächtigen, ähnlich unsern Tambourmajorsstäben geformten Stöcken im Takte auf den Boden stampfend, damit alle auf der Straße Befindlichen bei unserm Erscheinen ehrfurchtsvoll vor der deutschen Großmacht Platz machen sollten. So gelangten wir ungehindert bis in die Grabeskirche hinein, dort aber hörte der Kawassen Ansehen auf. Indes kamen wir durch dichtgedrängte Menschenmassen nach Golgatha hinauf und nach einiger Zeit erschien dort auch der Zug, der die bekannte Pracht römischer Prozessionen entfaltete. Ein Kruzifix wurde in ihm getragen mit abnehmbarer Holzpuppe daran, und vor dem lateinischen

Altare in der Kapelle der Kreuzesannagelung auf ein ausgebreitetes Tuch niedergelegt. Man war dabei, das Sterben des Gekreuzigten darzustellen. Ein Franziskaner trat auf und stellte im unverfälschtem Schwizerdütsch in grobsinnlicher Weise das Leiden Christi dar, indem er, oft sehr wenig ästhetisch, schilderte, welche Qualen Christus habe erdulden müssen an Gefühl, Geruch, Geschmack u. s. w. Die Prozession zog weiter zu dem danebenliegenden weit prunkender geschmückten griechischen Altare der Kreuzeserhöhungskapelle, unter welchem das Loch des Kreuzes ist, und ein französischer Mönch hielt mit französischem Elan eine in ihrer Art packende Ansprache. Dieu le veut, dieu le veut, war sein Thema. Dann fand an diesem Altare die Kreuzesabnahme statt; die Nägel wurden herausgezogen, die Holzpuppe abgenommen, in ein Tuch gelegt, und die Prozession ging weiter an einen andern Altar, an dem arabisch gepredigt wurde. Im ganzen fanden bei dieser Gelegenheit an sieben Altären Reden in sieben Sprachen statt. Bei dem Gedränge in der Kirche konnten wir natürlich nicht folgen, fanden zuerst reichlich Muße, nachdem die Menge nach andern Teilen des Gotteshauses geeilt war, die Golgathakapelle mit ihren beiden Altären und unter dem griechischen auch noch einen der angeblich bei Jesu Auferstehung entstandenen Felsenrisse zu betrachten, und mußten dann, da die Thüren der Grabeskirche geschlossen waren, geduldig oder vielmehr ziemlich ungeduldig das Ende der Feier abwarten. Zum Glück trafen wir noch den einen deutschen Prediger Jerusalems, und mit seiner Hilfe gelang es uns, einen Platz hoch oben auf der innerhalb der Kuppel umlaufenden Galerie zu erlangen, wo wir uns wenigstens frei bewegen und das Gewühl unter uns betrachten, auch den Araber gut hören konnten. Doch war es nur ein écouter, nicht ein entendre. Er sprach entsetzlich lange. Endlich, als noch in der Grabkapelle selbst spanisch gepredigt wurde, ließ man uns heraus.

Auf dem Platze vor der Grabeskirche durfte ich noch einmal

einer Festfeier der griechischen Kirche beiwohnen. Griechisch Ostern fällt bekanntlich dank dem julianischen Kalender nicht immer mit unserm Osterfest zusammen, sondern bis zu fünf Wochen nach demselben. In diesem Jahre nun lagen nur acht Tage zwischen den beiden Festen, und so drängten sich die Feierlichkeiten eng zusammen. Am griechischen Gründonnerstag nun fand unter freiem Himmel die Fußwaschung statt. Wärs weiter nichts gewesen, so hätte ich dabei sicher eins gelernt, nämlich was der Brustkasten und die Rippen aushalten, ohne zu brechen. Denn geradezu unbeschreiblich war das Gedränge auf diesem engen Platz, in dessen Mitte ein hohes von türkischem Militär umstelltes Gerüst aufgeschlagen war. Kopf an Kopf stand die Menge, die Russen barhäuptig im glühenden Sonnenbrand stundenlang bewegungslos ausharrend, so fest eingekeilt, daß ein Stoß, der diese lebendige Hecke auf einer Seite zu erschüttern vermochte, sich bis zum andern Ende fortpflanzte. Nicht nur die Fenster der Grabeskirche und der umliegenden Gebäude, nicht nur die Galerien und die platten Dächer waren dicht besetzt, auf den Mauergesimsen hingen die Schaulustigen halb in der Luft, auf den Bleibekleidungen der Kuppeln lagen sie lang hingestreckt. Ich hatte einen guten Platz auf einer kleinen Treppe, die in das der Grabeskirche gegenüberliegende griechische Gethsemanekloster führte, und hatte daher den Druck nur von vorn und den Seiten auszuhalten; außerdem kam der türkische Pascha von Jerusalem, welcher der Feier von diesem Kloster aus zuschauen wollte, dicht an mir vorüber. Auf einer hohen an einer Wand errichteten Kanzel erschien ein griechischer Pope in reichen Gewändern, auf dem Haupte das hohe Barett, unter welchem die langen schwarzen Locken hervorquollen, und verlas dort in unverständlicher Sprache unverständliche Worte — für ihn jedenfalls ein feierlicher Augenblick seines Lebens, an den ihn das kleine Reis, das er von dem die Kanzel überschattenden Ölbaumzweige nachher abbrach, erinnern sollte. Dann erschien unter Posaunenschall der Patriarch von Jerusalem, Nikodemus, auf dem

Haupte die funkelnde Patriarchenkrone, umhüllt von dem purpurne überaus reich mit Gold gestickten Sakkos, unter Voraustritt de Kreuze und Lichter tragenden Diakonen, gefolgt von zwölf Greise in roten einfacher mit Gold gestickten Gewändern, sowie vo Priestern und den Trägern der mit einem großen Blumenbouque geschmückten Kanne, der silbernen Waschschüssel, des Weihwedels 2c Der glänzende Zug stieg zu dem mit Lampen und Kreuzen ge schmückten Aufbau in der Mitte des Platzes empor, und nachde sich alle dort niedergelassen hatten und noch einige Vorlesunge beendigt waren, begann der Akt der Fußwaschung selbst. Der Patriar legte den Sakkos, das unter ihm an goldner Kette getrage Panajion, das Heiligenbild, sowie das Unterkleid ab, und stan nun, eine hohe ehrfurchtgebietende Gestalt, in seinem weißen mi einem gleichfarbigen breiten Gürtel geschürzten Priestergewan inmitten der Zwölfe, denen er der Reihe nach in dem ihm ge haltenen Waschbecken die Füße wusch, während ein andrer Priest ihm nachgehend sie trocknete. Neben direkten Abweichungen vo biblischen Text sklavische Gebundenheit an denselben. Einer, de letzte, stellte Petrus vor, der sich nicht waschen lassen wollte un erst jene bekannte Zurechtweisung durch seinen Herrn und Meist veranlaßte. Wer von den Zwölfen, dacht ich, mag wohl Juda sein? Den Schluß machte eine an alle zwölf gerichtete Ermah nung und ein kräftiges Bespritzen der Menge mit dem in da Waschwasser getauchten Weihwedel durch den abziehenden Patri archen. Glücklicherweise führte sein Weg nicht an meinem Stand ort vorüber.

Der Nachmittag des gleichen Tages ließ uns in Begleitung meines lieben Freundes, des Pastors von Bethlehem, Schneller, dem Schlusse eines armenischen Gottesdienstes in der am Zions-thor gelegenen Klosterkirche dieser monophysitischen Religionsgemeinschaft teilnehmen. Inmitten des armenischen Viertels gelegen, das sich vom Jafathor aus bis zum Judenquartiere hin an die sanfte Abdachung des Zionsberges lehnt, bietet die große und

reiche St. Jakobskirche, die mit den Spitzbogen des gotischen Stils den byzantinischen Kuppelbau verbunden zeigt, einen eigenartigen Anblick. Die Wände hoch hinauf mit prächtigen Fayencekacheln verkleidet, die Thüren aus Rosenholz mit Perlmutter eingelegt, auf einem umlaufenden Sims Patriarchenkronen, Kreuze, Bücher mit silbergetriebenen Einbänden, darunter die ernsten, strengen Gesichter der armenischen Patriarchen von dem wunderbaren Gregorius Illuminator an, von der Decke herab zahlreiche Kronleuchter an langen mit Straußeneiern gezierten Seilen hängend, der Altar mit einem Vorhang verhüllt, die Luft mit Weihrauchduft geschwängert, das Schiff der Kirche von einer andächtigen, stehenden Menge angefüllt, von der viele ihre Schuhe abgelegt haben, vor dem Hochaltar eine Schar junger durch verschiedenfarbige Gewänder unterschiedener Sänger, die ernste Weisen anstimmten. Dann schob sich der Vorhang vor dem Altare nach der Seite zurück und hinter demselben erschien der Patriarch, der einen Schriftabschnitt vorlas, während in der Kirche tiefe feierliche Stille herrschte. Nach Schluß des Gottesdienstes stieg er die nach der Seite, nicht nach vorn vom Hochaltare herabführenden Stufen herunter — konnte dabei also dem Altare nie den Rücken kehren — und trat, während wir noch die Kapelle besichtigten, an deren Stelle der ältere Jakobus enthauptet sein soll, nach Ablegung seiner prächtigen Altargewandung wieder aus der Sakristei in die Kirche ein, in schwarzer Kleidung und mit schwarzer Kappe sich durch nichts von den übrigen Mönchen unterscheidend. Von der ganzen armenischen Kirche aber ward mit großer Hochachtung gesprochen und auf eine einstige Läuterung ihrer Lehre große Hoffnungen gesetzt. Ernst und charakterfest, wie jene streng gemalten Bilder, sind auch die Anhänger dieser Kirche, so weit entfernt von der sonst in weiten Kreisen im Morgenland üblichen Schande, die Zugehörigkeit zu einer Kirche sich mit Geld vergüten zu lassen, daß ein vor kurzem zum Protestantismus über-

getretener junger Armenier sein ganzes beträchtliches Vermögen seiner Überzeugung zum Opfer gebracht hat.

Soll ich nach all diesen fremdsprachigen Gottesdiensten noch die Osterfeier unsrer deutsch-evangelischen Kirche schildern?

Am ersten Ostertage wohnten wir dort unmittelbar neben der Auferstehungsstätte dem Gottesdienste bei, der von dieser welterschütterndsten Thatsache Zeugnis ablegte, und am nächsten Tag durfte ich selbst dort Jesus Christus den Auferstandenen predigen. — Für die tiefsten Empfindungen hat die Sprache keine Worte.

Die deutsch-evangelische Gemeinde Jerusalems bildet erst, seitdem das Übereinkommen der Kronen von Preußen und England über einen evangelischen Bischof gelöst ist, eine selbständige Pfarrei, und der Pastor Schlicht, der im Verein mit der jungen Frau Pastorin mir einige sehr nette Stunden bereitete, und den ich fast jetzt noch um den Blick von seinem damaligen Studierzimmer auf den Ölberg beneiden möchte, ist der erste zum deutschen Pastor von Jerusalem berufene, sein Vorgänger, Herr Professor Reinicke, war es erst während seiner dortigen Amtsführung geworden.

Bei der Auseinandersetzung hat Preußen auf das ihm bis dahin zustehende Mitbenutzungsrecht der schönen gotischen Christuskirche auf dem Zionsberge verzichtet, so daß diese Kirche jetzt nur noch der englischen Kirche und der Judenmission dient; daher ist die nur kleine, 109 erwachsene Glieder zählende, aber kirchlich ungemein rege deutsche Gemeinde auf die Kapelle im Muristan beschränkt. Nachdem die ehemalige Templergemeinde in Haifa die Aufnahme in die Landeskirche nachgesucht hat, ist diese eine Filialgemeinde von Jerusalem geworden, die den Pastor jährlich einigemale auf vierzehn Tage bis drei Wochen von Jerusalem fern hält. Die früher zu Jerusalem gehörigen Gemeinden von Bethlehem und Betdjala, zu denen auch das jetzt aufgegebene Hebron gehörte, sind eine selbständige Pfarrei Bethlehem geworden, und außerdem ist dem sonderlich noch durch die vielen Anstalten

stark in Anspruch genommenen Pastor von Jerusalem für die Zeit seiner Filialreisen ein zweiter Geistlicher zur Seite gestellt, dessen Hauptaufgabe allerdings der Unterricht in der deutschen Schule bildet.

Alte und neue Heiligtümer.

Vom Muristan aus führte uns der Weg nach unserm Quartier stets an der Grabeskirche vorüber, und wieder und wieder zogs uns hinein. Allmählich kam uns die Grundidee dieser seltsamen Kirchengruppe, die an den Kapellenhaufen des Klosters St. Stephano in Bologna erinnert, und deren einzelne Abteilungen den verschiedensten Konfessionen gehören, zum Bewußtsein. Die beiden Hauptbauten, die Grabrotunde und die Kreuzfahrerkirche mit gemeinsamer Längsachse könnte man als eine mit vollem Umgang versehene Kirche mit zwei Chören betrachten, wie sich solche in den Domen von Naumburg und Bamberg oder in St. Sebald in Nürnberg finden. Den einen hohen Chor würde dann die inmitten des Kuppelbaues errichtete Grabkapelle selbst bilden, während der andere durch den Ikonostas, die in griechischen Kirchen stets vor den Altarraum gezogene und von drei Thüren durchbrochene Bilderwand, abgeschlossen ist. In Wahrheit aber stellen diese beiden Teile der Kirche die Aneinanderfügung von Kuppelbau und Basilika dar. Um diese centrale Anlage gruppieren sich, von kleineren Kapellen abgesehen, auf der rechten Seite des Eingangs, welcher sich auf der südlichen Längsseite der Basilika befindet, die höher gelegene Golgathakapelle, hinter dem Chor der Basilika die Helenakapelle, zu der eine Treppe hinabführt, und der Eingangsseite gegenüber die Erscheinungskapelle, zu der man wenige Stufen hinaufsteigt.

Ein unschöner Barockbau diese Kapelle des heiligen Grabes, überspannt von der durch achtzehn hohe düstere Pfeiler getragenen gewaltigen Kuppel. Ihr Baumeister, Kalfa Komnenos, hat allen Grund, das Gedenken Gottes, welches er auf einer in der Kapelle selbst befindlichen Inschrift sich erbeten hat, nicht auch für seine künstlerische Thätigkeit zu wünschen. Und doch habe ich wieder und wieder zwischen den mächtigen Leuchtern mit ihren bunt bemalten Riesenkerzen vor dem Eingang der Engelskapelle gestanden, um durch sie hindurchgeschritten, oder besser, von den Pilgern mit hindurchgedrückt, wenigstens einen Augenblick in der kleinen mit vielen silbernen Lampen reichgeschmückten Grabkapelle vor dem Marmorgrabstein stehen zu dürfen.

Ob dies wirklich die Stätte des heiligen Grabes war? Wie oft mag diese Frage von protestantischer Seite aufgeworfen sein? Mag auch ein Denkmal das Andenken dessen, dem es gesetzt ist, bewahren, gleichviel, auf welchem Platze es steht, mächtiger wird der Eindruck sein, wenn es auf der Stätte der That selbst errichtet ist. Gewißheit wird sich hier kaum je erlangen lassen; es handelt sich nur um Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit. Die Tradition, das ist gewiß, knüpft mindestens seit dem vierten Jahrhundert an diese Stätte an; schon hundert Jahr nach Christi Tod aber ward über dem damals als Christi Grab gezeigten Ort von Hadrian, der denselben den Christen verleiden wollte, ein Venustempel errichtet. Bekanntlich handelt es sich bei den jetzigen Erörterungen dieser Frage in erster Linie um den Lauf der zweiten Mauer von Jerusalem, die nach der Ansicht mancher Golgatha mit in die damalige Stadt eingeschlossen hat. Wäre dem so, so wäre die Frage endgiltig gegen die Echtheit entschieden. Der Einzige aber wohl, der dort in der Nähe in neuerer Zeit bedeutendere Nachgrabungen und Vermessungen, und zwar im Auftrage der russischen Regierung, anstellen durfte, Herr Baurat Schick, erklärte mir, als ich ihn um Auskunft über diesen Punkt bat: „Dreißig Jahre habe ich gegen die Echtheit dieser Stätte

gekämpft, aber seitdem ich vor drei Jahren dort Nachforschungen anstellen durfte, bin ich fest überzeugt, daß kein andrer Platz Golgatha gewesen sein kann." Es haben sich dort Quaderlagen, sowie die Unterschwelle eines drei Meter breiten Thores, des Nordthors von Jerusalem, gefunden, und der hier demnach festgestellte Lauf der zweiten Mauer schließt zweifelsohne Golgatha aus der Stadt aus. Daß es dicht an der Mauer in nächster Nähe eines Thores gelegen hat, ist für einen Hinrichtungsplatz im Morgenlande nicht im geringsten auffallend, werden doch jetzt noch in Damask Verbrecher inmitten der Stadt an einer großen Platane aufgeknüpft.

Endlich aber kommt hier noch in Betracht, daß sich gerade in der Grabeskirche alte jüdische Gräber finden. Der wichtigste Ort nächst dem heiligen Grabe und der Golgathakapelle ist deshalb nicht etwa die unter letzterer befindliche Adamskapelle, in der Adam begraben und durch das herabfließende Blut Christi wieder belebt sein soll, nicht der vor dieser Kapelle nahe dem Eingang der Kirche liegende Salbungsstein, nicht der Mittelpunkt der Erde, welcher in der den Griechen gehörigen schmucküberladenen Basilika gezeigt wird, noch die Sakristei der lateinischen Erscheinungskapelle, die Aufbewahrungsstätte der Sporen, des Schwerts und des Wehrgehenkes Gottfrieds von Bouillon, welch letzteres mit dem wieder und wieder auf Tischchen, Linealen, Broschen, Kreuzen und andern Andenken an Jerusalem nachgebildeten Bouillon- oder Jerusalemskreuze geschmückt ist; weit bedeutsamer sind jene alten Gräber, zu denen man durch die gerade hinter dem heiligen Grabe gelegene Kapelle der Syrer gelangt. Seit langem schon als Gräber des Joseph von Arimathia und des Nikodemus bekannt, zeigen sie, leider teilweise durch das Mauerwerk der Grabeskirche verdeckt, gleich vielen anderen jüdischen Grabanlagen, einen in den Fels gehauenen Raum, von welchem aus die Grabstätten selbst nach verschiedenen Seiten wagerecht in das Gestein getrieben sind; von noch größerer Wichtigkeit versprechen sie für

die Topographie dieses Ortes zu werden, wenn einmal dort eine einzige Steinplatte weggenommen werden darf, die einen ungefähr nach der Richtung des heil. Grabes zu verlaufenden stollenartigen Hohlraum verschließt. Wie viel ist doch noch hier und anderwärts in der heiligen Stadt zu erforschen — es liegt, wie die Araber sagen, in Wahrheit ein altes Jerusalem unter dem andern begraben.

Und neues Leben blüht aus den Ruinen, und neue Heiligtümer erheben sich über altheiligen Stätten. Wie die verschiedenen Konfessionen an den alten Anteil haben, so wetteifern sie auch in der Errichtung von neuen. Schon erhebt sich auf der Höhe des Ölbergs, dort, wo man zum toten Meere hinunterschaut, eine griechische Kirche; ein hoher Turm neben derselben, von welchem aus man beide Meere, das mittelländische und das tote erblickt, damals noch im Bau begriffen, ist inzwischen vollendet, und die dumpfen Klänge seiner gewaltigen Glocke luden im Oktober 1888 zur Einweihung der in der Nähe des Gethsemanegartens vom russischen Kaiserhause erbauten Kuppelkirche; in der Vorstadt imponieren die großartigen Anlagen des Russenbaus, die Konsulat, Pilgerhospiz und Kirche umschließen; gegenüber liegt die kleine, aber freundliche arabisch-protestantische Kirche, im romanischen Stile errichtet, noch weiter draußen bauten die Abessinier, jene merkwürdige dem alttestamentlichen Standpunkt nahe verwandte Religionsgemeinschaft, die z. B. neben dem Sonntag noch den Sabbath feiern und neben der Taufe an der Beschneidung festhalten, ein kreisrundes Gotteshaus, mit ringsumlaufendem Vorhof, der allein nach Vollendung des Gebäudes dem Volke zugänglich ist, während wir damals während des Baus auch noch die Stätten des Heiligen und Allerheiligsten — letzteres für die Nachbildung der jüdischen Bundeslade, das Tabot, bestimmt — betreten durften; in der Stadt selbst bietet das an der Via Dolorosa gelegene östreichische Pilgerhaus, durch freiwillige Beiträge errichtet, sowie in der Nähe des Jafathores die Casa Nuova

der Franziskaner dem katholischen Pilger gastliche Herberge. Von den zahlreichen griechischen Klöstern zog uns keins besonders an und auch das der Casa Nuova gegenüberliegende Franziskanerkloster St. Salvator betreten wir nur um der herrlichen Aussicht willen, die sich dem entzückten Auge von der Galerie des schönen romanischen Turmes aus bietet; zu unsern Füßen die heilige Stadt, deren Kuppeln und Dächer, Mauerzinnen und Türme die Abendsonne vergoldete, und als dies alles schon im Dunkel lag und die Sonne hinter den Bergen von Kuloniye gesunken war, da flammte noch die Spitze des Ölbergs in leuchtendem Glanze. Die Erbauung dieses Turmes war, wie uns der freundliche deutsche Glöckner erzählte, bis vor wenigen Jahren nicht gestattet worden, damit nicht auf dieser höchsten Stelle der Stadt ein christlicher Kirchturm die mohammedanischen Minarets überragen sollte. Gegenüber dem unverkennbaren Niedergang des Mohammedanismus aber wies er uns auf die gewaltig wachsende Macht der griechisch-russischen Kirche hin, und trat für die türkische Wache in der Grabeskirche ein, als den einzig möglichen Schutz gegen den Parteifanatismus der orthodoxen Kirche, die darauf hinarbeitete, daß im heiligen Lande an Stelle der türkischen Bastonnade über kurz oder lang die russische Knute trete — ein Wechsel, der in weiten Kreisen Jerusalems gefürchtet wurde.

Genauer als diese Anstalten andrer Konfessionen nahmen wir die meist kleineren, aber doch hochbedeutsamen deutsch evangelischen Anstalten in Augenschein, Heiligtümer williger Opferfreudigkeit, kühnen Glaubensmutes, erbarmungsreicher Liebe. Da winkt dem Wandrer, der im Halbdunkel der überwölbten Straße die Via Dolorosa entlang schreitet, von dem an einem Straßenschnittpunkt einfallenden Lichte beschienen, das Johanniterkreuz über hoher Pforte, da zeigt der Hausvater gern dem Eingetretenen die großen Zimmer und den schönen Garten dieses vom Johanniterorden unterhaltenen preußischen Hospizes, in dem der Wohlhabende gegen ein billiges Entgelt gute Wohnung und Kost findet, während der

Unbemittelte vierzehn Tage lang umsonst verpflegt wird, eine Fürsorge, die sich auch nicht durch den Mißbrauch seitens der „Orientbummler“ beirren läßt. Sonderbare Leute, diese reisewütigen deutschen Handwerksburschen, die von ihrer Wanderlust dort umhergetrieben werden, der Schrecken der Armenpfleger aller deutschen Kolonien. Einen hatte ich in Kairo beim dortigen deutschen Pfarrer gesehen; in Alexandria angekommen, war er schleunigst mit einem Billet nach Kairo ausgestattet; dort erhielt er Zehrgeld für die Zeit, wo er „Arbeit suchte“. Fand er sie nicht, so mußte man ihn, um ihn los zu werden, nach Alexandria zurückschicken. Dort gabs ein Billet nach Triest oder Konstantinopel. Manch einer aber schlug sich nach Jafa durch; von da zu Fuß nach Jerusalem auf der großen Straße, auf der wir selbst solchen „armen Reisenden“ bei Bab el Wadi überholten; dort waren freie Verpflegung und Weitertransport sicher, und endlich, wenn die Runde gemacht ist, gehts nach der Melodie: Wer es nun nicht weiter kann, der fängt es wieder von vorne an.

Bei der Wanderung zu den meisten der anderen unter deutscher Leitung stehenden evangelischen Anstalten erfreuten wir uns samt unserm russischen Freunde des besten Führers für diese Besichtigung, des deutschen Pastors von Jerusalem. — Nur eine, die älteste von ihnen liegt in der Stadt, das kleine saubere Hospital, in dem Kaiserswerther Schwestern an Christen, Juden und Mohammedanern, an Arabern und Deutschen ihres Dienstes warten, ein Haus, dessen unentgeltlich gebotene ärztliche Ratschläge und Heilmittel von allen Kreisen der Bevölkerung viel in Anspruch genommen werden. Ein echtes Jerusalemer Haus, auf dessen unter offenem Himmel an den Wänden des kleinen Mittelhofes angeklebten Steintreppen es bald treppauf, bald treppab geht, da fast kein Raum mit dem andern in gleicher Höhe liegt. In den Krankenstuben ziehen Bibelsprüche in arabischer Sprache die Augen der Leidenden auf sich, und die Genesenden erquicken

sich am saftigen Grün der Schlingpflanzen, welche in gemauerten Kübeln stehend sich an den Wänden emporranken. Der Wunsch, den Kranken frischere Luft und gesunder gelegene Zimmer in freier Umgebung zu bieten hat bis jetzt leider erst zu einem Anfang von Sammlungen für ein neues Krankenhaus in der Vorstadt geführt.

Zum Jafathore hinaus führt unser Weg. Auf dem breiten Platze herrscht ein lebhaftes Treiben; hier stehen vor ihren Ställen Esel und Pferde für den Gebrauch der Fremden bereit; hier ist die große Promenade für ganz Jerusalem; hier ist der Halteplatz für die Wagen und Omnibusse, die nach Jafa abfahren, hier preisen uns Handelsleute allerlei Andenken an Jerusalem an, hier suchen Krüppel und Bettler unser Mitleid rege zu machen. Hier soll auch die Bahn von Jafa nach Jerusalem endigen, deren Bau so oft schon auf dem Papiere, nun endlich in Wirklichkeit begonnen ist. Sonderbar nehmen sich die deutschen Namen und die speciell schwäbischen Geschäftsbezeichnungen auf den Firmenschildern der dort Haus bei Haus ansässigen Templer in dieser Umgebung aus. Nach wenigen Schritten aber sind wir dem bunten Getriebe entrückt und treten, an einigen Häusern vorüberschreitend, in einen Garten ein, in dessen Hintergrund ein Haus liegt, das Hospital der Aussätzigen. Und vor demselben standen und saßen auch einige dieser Unglücklichen, die das grausigste Los auf Erden haben. Alle waren sehr entstellt, wiewohl sie sich augenblicklicher Ruhe erfreuten und ihre Wunden und ekelhaften Geschwüre geschlossen waren, um erst bei neuen Anfällen wieder aufzubrechen und ihnen unsägliche Schmerzen zu bereiten, den Pflegern aber ihr Amt blutsauer zu machen. Empfinden doch die Kranken selbst vor ihren Leidensgefährten solchen Ekel, daß um keinen Preis einer unter ihnen das Trinkgeschirr oder den Eßlöffel des andern gebrauchen würde. Die peinliche Reinlichkeit, welche im ganzen Hause herrscht, wird auch von den Kranken bald geschätzt. Bei einfacher Kost und leichter Arbeit, soweit nicht

die vorgeschrittene Krankheit jede Thätigkeit unmöglich macht, lernen sie ihr schweres Los mit Zufriedenheit ertragen; denn was das furchtbarste ist bei diesem Leiden, der Aussatz ist nicht tödlich; die von ihm Befallenen haben jahrzehntelang die entsetzlichsten Qualen zu erdulden, es faulen ihnen wohl die Finger von den Händen und die Zehen von den Füßen, sie verlieren die Nase, die Augen werden blöde und erblinden schließlich ganz, die Stimme verliert ihren Klang und wird zum heiseren Flüstern, und doch erlöst sie der Tod nicht.

Wenn die deutschen Christen, vor allem die Brüdergemeinde nichts für Palästina auf sich nähmen, als die Erhaltung dieses Hauses, sie hätten doch den Preis vor den Liebeswerken aller andern Konfessionen und Nationen; denn wenn sich auch nach den bisherigen Beobachtungen der Aussatz in Palästina nie durch Berührung ansteckend gezeigt hat trotz aller Furcht, die von alten Zeiten bis auf diesen Tag dort vor jedem Verkehr mit den Aussätzigen herrscht, sondern nur durch Vererbung sich fortpflanzt — der Grund dafür, daß Heiraten zwischen den Aussätzigen im Asyl verboten sind — welch eine Aufgabe harrt doch der Pfleger! Jene drei jungen deutschen Mädchen, mit denen wir von Port Said nach Jafa zusammenfuhren und die Vaterland und Freundschaft verlassen hatten, diesen furchtbar schweren Dienst auf sich zu nehmen, sind Heldinnen. Solche Hingebung überwindet auch die Stumpfheit der Kranken, deren Geist ja auch unter der schrecklichen Krankheit leidet, und die Verkündigung der Gnade Gottes findet bei manchem von ihnen williges Gehör, so daß sie nicht nur aus der Tiefe zu Gott rufen, sondern auch, wie der achtzigjährige blinde Hannah, den wir dort sahen, den 103. Psalm zu ihrem Lieblingsgebet machen. Jeder Zwang in religiöser Hinsicht ist natürlich ausgeschlossen, aber wer nach Zuspruch und Trost verlangt, ist auf den Hausvater und die Pflegerinnen, auf den arabischen Katechisten und auf den deutschen Pastor angewiesen. Der Islam und die griechische Kirche kümmern sich nur um die

Gestorbenen und begraben die Leichname ihrer Angehörigen, die römische Kirche nimmt sich nur der Sterbenden an und spendet ihnen die Sterbesakramente, für die Lebenden sorgt nur der Protestantismus. Das Mittelalter, in welchem, eine Folge der Kreuzzüge, der Aussatz auch in Europa heimisch geworden war, hatte die „Nachkommen des armen Lazarus" als „Gottes liebe Arme" treulichst verpflegt. Aber dies Werk der Liebe ging völlig unter. Erst unser Jahrhundert sah wieder die Stiftung von Aussätzigenasylen im Morgenlande.

Nach zwanzigjährigem Bestehen — eingeweiht am 30. Mai 1867 — war das alte Heim, für 24 Kranke berechnet, zu klein geworden und weiter außerhalb der Stadt schon ein neues Haus errichtet, das nach zweijährigem Bau wenige Tage darauf an dem Sonntag, der von der Barmherzigkeit Gottes seinen Namen führt, am 24. April 1887, eingeweiht ist. Zwischen Weingärten hin, in denen die Reben platt auf der Erde lagen, um gegen die Stürme geschützt zu sein und ihren Trauben doppelte Kraft der Sonnenstrahlen zu gute kommen zu lassen, führte der Weg zur freundlichen Templerkolonie, deren Anblick uns für einen Augenblick in ein schwäbisches Bauerndorf zurückversetzte. Jenseits derselben an einen sanft abfallenden Hügel gelehnt mit dem Blick auf die fruchtbare Rephaim-Ebene liegt das stattliche zweistöckige Haus in dem von niedriger Mauer umfriedigten Garten, der ja damals noch kahl und wild aussah, bald aber wohl mit Hilfe der aussätzigen Hausinsassen ein freundlicheres Ansehen gewonnen haben wird. Die große Cisterne unter dem Hofe, den der Bau umschließt, war bis oben hin mit Wasser gefüllt, das von den Dächern her sorgfältigst hineingeleitet war; ist solche Cisterne doch das Haupterfordernis eines jeden Hauses in Jerusalem, vor allem eines Aussätzigenasyls mit seinem besonders reichlichen Wasserbedarf. Das Gebäude umschließt neben den Wohnungen für das Pflegepersonal, sowie den für den Haushalt nötigen Vorratsräumen schöne große Krankenzimmer, für männliche und

weibliche Kranke getrennt, und zwischen denselben einen geräumigen Versammlungssaal. An den Seiten des Hofes laufen gedeckte Korridore entlang, die ebenso wie die Veranda auf der Vorderseite vor dem eingebauten zweiten Stock den Kranken auch bei unfreundlichem Wetter den Aufenthalt im Freien gestatten, und bequeme Treppen verbinden hier alle Teile des großen Gebäudes, neben dem sich noch einige Nebenbauten, Stallung für Esel, Waschküche und Backhaus für die Hauseltern u. a. erheben. Das Haus kann alle Aussätzigen des ganzen Paschaliks Jerusalem in sich aufnehmen, auch jene Unglücklichen, die jenseits der Stadt in dem von der türkischen Regierung ihnen beim Dorfe Silwân erbauten Hause wohnen und die, jeglicher Pflege ermangelnd, ihren Lebensunterhalt erbetteln müssen.

Von diesen Stätten tiefsten menschlichen Elends gings durch die grünenden Felder zu einem andern in der Vorstadt Jerusalems gelegenen Hause christlicher Barmherzigkeit, in dem frischestes, fröhlichstes Leben herrschte. Die Zöglinge von Talitha Kumi hatten soeben ihre Ostereier gesucht und spielten nun in doppelt gehobener Feststimmung auf dem Hofe der Anstalt bei den großen Haufen der als Brennmaterial dort aufgestapelten Ölbaumwurzeln. Längst ists der Kinderschar in dem alten Hospiz im Innern der Stadt, dessen eine Hälfte diese Erziehungsanstalt ursprünglich einnahm, zu eng geworden, und seit mehr denn zwanzig Jahren hat sich ihnen dort draußen ein freundliches Heim aufgethan, in dem sich die 104 Mädchen von den Kleinsten an bis zu sechszehnjährigen schon verheirateten und von ihren Ehemännern zu ihrer Bildung dorthin gebrachten augenscheinlich äußerst wohl fühlten und von den Kaiserswerther Diakonissen unter Leitung der Schwester Charlotte Pilz, des „weiblichen alten Schneller", der Vorsteherin der Anstalt schon seit 34 Jahren, in allerlei Kunstfertigkeiten unterwiesen und in arabischer sowie deutscher Sprache unterrichtet wurden.

Die Veranda, zu der die Blumen und Blütensträucher des

schön gepflegten Gartens heraufdufteten, bot eine prachtvolle Aussicht auf das Bergland Judas und auf einen großen Teil von Jerusalem; die Einrichtung der Unterrichts-, Schlaf- und Eßsäle war möglichst einfach, um die Mädchen nicht für ihre spätere Stellung zu verwöhnen, und wie genau die Erziehung überwacht wurde, sahen wir, als ein paar kleine Mädchen aus dem Eßsaal schlüpfen wollten, ohne die zu ihrem Abendbrot erhaltenen Feigen verzehrt zu haben; sie hatten sie am Abend im Bett liegend essen wollen, was dann sicher nicht ohne sichtbare Spuren abgegangen wäre. Schon brach der Abend an, als wir wieder dem alten Aussätzigenasyl gegenüber zwischen mohammedanischen Gräbern an dem steilwandigen, teilweise ausgehauenen, teilweise ummauerten Mamillateich standen und uns dann von unserm freundlichen Führer verabschiedeten, um uns am nächsten Vormittag mit ihm zusammen das Modell des ältesten Heiligtums von Jerusalem, des Tempels, von dem schon genannten Altmeister der Topographie von Alt-Jerusalem, Herrn Baurat Schick, erklären zu lassen.

In einem eigens dazu eingerichteten Raume seines in der Vorstadt jenseits der freundlichen arabisch-protestantischen Kirche gelegenen Hauses steht auf einem großen Tische das hölzerne, 2,60 Meter lange, 1,68 Meter breite Modell des Tempelberges, fast in seiner ursprünglichen Gestalt, die nur an wenigen Stellen durch die Unterbauten des Tempels verdeckt oder durch Cisternen geändert ist. In Horizontalkurven von fünf zu fünf Fuß allmählich ansteigend gipfelt er in zwei Spitzen, auf denen sich später die Burg und der Tempel erheben sollen. Und nun werden auf diesem Untergrund Terrassen und Bauten aufgeführt. Es ist nicht ein Werk kühner freibildender Phantasie, sondern sein Schöpfer ist dabei mit deutscher Gründlichkeit vorgegangen. Sämtliche Angaben der Bibel, des Josephus und des Talmud sind nicht nur unter sich, sondern auch mit der Örtlichkeit selbst genau verglichen, und nicht eher sah der Forscher seine Aufgabe als gelöst an, als bis sie ohne Annahme von Schreibfehlern mit dem

heutigen Tempelplatz übereinstimmten. Als er zuerst den Tempel selbst auf die höchste Bergspitze setzte und die Maße nirgends stimmten, wollte er daher seinen Plan schon aufgeben; da kam ihm plötzlich der Gedanke, den Brandopferaltar auf den „heiligen Felsen" zu setzen, und das Problem war gelöst.

In goldschimmernder Pracht steht der Tempel Salomos vor unsern Augen. Wie werden aber doch die Vorstellungen vom Tempel wohl bei allen berichtigt, die das Glück haben, den Erklärungen des alten Herrn, die dieser mit schwäbischer Gemütlichkeit giebt, lauschen zu dürfen. Das kleine Tempelgebäude, dessen abnehmbares Dach uns auch einen Blick in das Heilige und Allerheiligste gestattet, mit dem 120 Ellen hohen Vorbau von 7 Stockwerken, nicht größer als eine Dorfkirche! umgeben von den vier Vorhöfen und den mannigfachen prächtigen Hallen und Nebengebäuden, bietet es in diesen, nicht aber in seinem Innern den Versammlungsort für Israel dar. Auf der einen Seite erhebt sich der Palast Salomos mit dem Waldhaus vom Libanon, der großen Halle aus Cedernsäulen, auf der andern ragt, durch eine Thalsenkung vom Tempelplatz geschieden, die alte Burg empor.

Und das Wort, was einst Justinian nach Vollendung der Ajia Sophia gesprochen, sehen wir schon vorher erfüllt, wenn sich nun vor unsern Augen der Tempel des Herodes erhebt. Das Tempelhaus selbst ist nach Schicks von den bisherigen Forschungen abweichenden Resultaten, von dem salomonischen nur in einzelnen Kleinigkeiten verschieden, hingegen hat der äußere Tempel eine bedeutende Veränderung erfahren. Der Platz des salomonischen Palastes und der Raum bis zur Antonia sind durch großartige Aufschüttungen und Untermauerungen und neu angelegte hallenumgebene Vorhöfe in den Tempelbezirk hineingezogen; zugleich ist im Osten der Burg ein neuer Teich geschaffen, Bethesda.

Von der Burg Antonia führt eine hohe Brücke zum Tempelplatz. So sah der Tempel aus, in dem nach jüdischer Überlieferung die Rauchsäule des Brandopferaltars stets kerzengrade

in die Höhe stieg, so daß die glänzenden Marmormauern und die goldstrahlenden Dächer nicht geschwärzt wurden, in dem durch ein anderes Wunder nie ein übler Geruch von den Hekatomben der dort geschlachteten Opfertiere zu spüren war, in dem endlich stets noch Platz war, so viele Tausende aus dem Volke sich auch dort versammeln mochten. So sah der Tempel aus, als Jesus in seinen Vorhöfen wandelte, als er über ihn weissagte, daß kein Stein auf dem andern bleiben werde. Die Weissagung ist erfüllt, und vor unsern Augen vollzieht sich das Gericht durch die Hand der Römer. Mit dramatischer Lebendigkeit werden wir in den letzten Akt dieses Vernichtungskampfes hineinversetzt. Wir sehen, wo der Widder seine Arbeit thut, wo die Römer vorrücken und von den verzweifelten Juden aufgehalten und zurückgedrängt werden; wieder und wieder stürmen sie an, die Hallen der Vorhöfe sinken eine nach der andern oder gehen in Flammen auf, endlich der letzte Vorstoß der erbitterten Feinde, eine Fackel zündet in dem Gebäude, und die Herrlichkeit Israels, das Tempelhaus selbst, bricht zusammen, der Tempelberg ist das große rauchgeschwärzte Grab eines ganzen Volkes geworden. Von den Bauten der Könige Israels ist nichts geblieben, nur die gewaltigen Substruktionen haben dem Berge eine andere Form gegeben, als er sie im Anfang hatte.

Und auf diesen Unterbauten erheben sich, ein eigenartiges, ernstes Bild, die türkischen Bauten, wie wir sie dort gesehen hatten. Bis ins kleinste Detail genau nachgebildet breitet sich das Haram esch Scherif mit seinen Bäumen und Cisternen, nackten Felsen und grünbewachsenen Grasflächen, vor uns aus — besonders fallen uns hier die ungeheuren Schuttanhäufungen, die nach dem Kidronthale zu eine alte Stadtmauer hoch überdecken, auf; nur der berühmte Säulenstumpf an der Südostecke der Mauer fehlt zum größten Leidwesen der Neugierigen, soll aber nach dem Versprechen des alten Herrn baldigst ergänzt werden. Aber freilich — eins erkennen wir, dies Bild mit den früheren vergleichend: auf

den Tempelplatz paßt ein Tempelgebäude mit seinen Vorhöfen, Hallen, Thoren und sonstigen Baulichkeiten, ein Felsendom und eine Aksa Moschee aber stehen zu dem gewaltigen Platz in gar keinem Verhältnis. Diese sind Fremdlinge an dieser Stelle. Wir schieden von dem Nestor der lebenden Jerusalemsforscher, der unermüdlich das Werk seines Lebens erklärte und bereitwilligst auf alle an ihn gestellten Fragen einging, mit aufrichtigstem Dank für die uns geschenkten Stunden, die wir zu den lehrreichsten der in Jerusalem verlebten zählen. — Inzwischen ist das Modell nach England verkauft und der rührige Verfertiger desselben hat sich an eine zweite, verbesserte Auflage gemacht, die dann hoffentlich in Deutschland eine bleibende Stätte finden wird.

Um die gleiche Zeit mit diesem greisen deutschen Forscher war ein anderer nach Palästina gekommen, der, ein Greis in Jugendfrische, noch heut in voller Rüstigkeit dem Werke seines Lebens seine Kräfte widmet, und, wiewohl ihm ein Komitee zur Seite steht, wiewohl ein Sohn, mit in des Vaters Arbeit aufgewachsen, ihm einen Teil derselben abgenommen hat, doch bis auf diesen Tag die Seele des ganzen Unternehmens ist.

Aus den Schutt- und Trümmerhaufen der Verfolgungen ist dort draußen jenseits der Vorstadt ein wenig abseits von der Jafastraße ein Samenkorn christlicher Liebessaat aufgegangen und durch Gottes Gnade zu einem weitschattenden Baume emporgewachsen, das große syrische Waisenhaus. Wie erquickend die angenehme Kühle, die den Besucher umfängt, wenn er nach einer Wanderung auf schattenloser Straße, zuletzt durch die Felder, in die Gebäude der großen Anstalt eingetreten ist. Wie anheimelnd die echt deutsche, tiefe Gemütlichkeit und herzliche Liebenswürdigkeit des greisen Patriarchen und seiner Frau, die sie dem Freunde des einen Sohnes doppelt reichlich erweisen. Wie ungemein interessant der Gang durch die ganze Anstalt unter Führung des alten Herrn selbst, der sichs nicht nehmen läßt, stundenlang mit uns durch Haus und Hof, Schulsaal und Werkstatt zu wandern.

Die Knaben, welche in das Haus aufgenommen worden sind, bleiben so lange in demselben, bis sie imstande sind, selbst ihr Brot zu verdienen.

In den Schulzimmern wird die aufmerksame Schar von deutschen und arabischen Lehrern in beiden Sprachen unterwiesen. Am meisten zieht uns die Blindenabteilung an; da liegt in der Blindenpunktierschrift: „Preisend mit viel schönen Reden.“ An der Wand des Zimmers lehnen einige große in der Anstalt selbst gearbeitete Reliefkarten, Deutschland und Palästina; es findet soeben Rechenstunde statt, und mit dem Griffel werden die Zahlen gleichfalls in Punktierschrift in das Papier eingegraben. Diese Armen, die ihr Augenlicht meist durch die ägyptische Augenkrankheit verloren haben, lernen dann Decken, Matten, Körbchen flechten, mit recht hübschen Mustern von den völlig Erblindeten hergestellt, denen die Halbblinden die verschiedenfarbigen Rohrstäbchen oder Strohhalme sortiert haben, oder sie drehen Bindfaden. Neben diesem für die bedauernswertesten Anstaltsglieder bestimmten Saale haben die andern Meister ihr Heim aufgeschlagen, die aus Deutschland hierher gewandert sind, um die Zöglinge zu ehrsamen Handwerkern auszubilden. Schon während der letzten Jahre ihrer Schulzeit müssen dieselben die ersten Handgriffe in dem von ihnen erwählten Berufe erlernen, so daß sie schon eine gute Grundlage in die eigentliche Lehrzeit mitbringen. Da verarbeiten nebeneinander Drechsler- und Tischlermeister in großen Sälen das knorrige Olivenholz zu Möbeln und zu kleinen Kunstwerken, von denen wir gern einige zum Andenken erstehen. In einem tiefer gelegenen Raume ist eine ganze Anzahl von Zöglingen bei den anscheinend sehr leistungsfähigen Maschinen der großen Buchdruckerei beschäftigt, auf der Töpferscheibe entstehen an andrer Stelle zierliche Miniaturthongefäße, die im Lande üblichen Formen nachbildend und angeblich zum Bemalen viel und gern gekauft, und die Meister vom Knieriemen und vom Bügeleisen treiben inmitten zahlreicher lernbegieriger Jüngerscharen die große Kunst, aus Bergen von alten

Stiefeln, Schuhen und Kleidern neue zu machen. Die Elite der Zöglinge, deren Zahl nahe an 150 reicht, wird in einem fünfjährigen Kursus zu Evangelisten, Lehrern, Dolmetschern u. s. w. ausgebildet und dient dazu, mit dem Christentum auch höhere Bildung unter ihren Volksgenossen zu verbreiten. Wir wandern durch die Schlafsäle und sehen den ältesten Teil des Hauses, aus dem der Gründer der Anstalt vor mehr als dreißig Jahren (1858) hatte fliehen müssen, wir steigen zum Museum empor, in dem den einen besonders die hübsche kleine Mineraliensammlung, den andern mehr die Schlangen und ausgestopften Tiere anziehen, wir werfen einen Blick in die Gärten und statten auch dem Hühnerhof, sowie den Grautieren, welche den Verkehr mit Jerusalem erleichtern und die Vorräte herbeischaffen, einen Besuch ab, wir dürfen uns auch durch eigenes Probieren von der Güte des in den Weingärten des Waisenhauses gewonnenen Gewächses überzeugen — es ist ein ganzer Mikrokosmos, eine Welt im Kleinen, und wer einmal in dieselbe eingetreten ist, der bleibt ihr Glied, auch wenn er längst wieder jenes Haus verlassen hat. Die in Jerusalem Zurückbleibenden sammelt die arabisch-protestantische Gemeinde als ihre treusten Glieder in der für sie erbauten St. Paulskirche in der Vorstadt, die im ganzen Lande zerstreut Lebenden aber werden zweimal jährlich auf „Evangelistenreisen" aufgesucht, früher oft unter Teilnahme des Leiters der Anstalt, jetzt meist von zwei Lehrern an derselben ausgeführt, um so mit neuen Banden an die Anstalt gekettet zu werden. Am Tage nach unserm Besuche sollte eine solche beginnen und ein Herr, der mit uns zugleich die Anstalt besuchte, wollte sich diese günstige Gelegenheit, Land und Leute kennen zu lernen, nicht entgehen lassen, weshalb er sich den Reisenden anschloß. Wir mußten für unsere Wünsche viel zu früh scheiden von diesem großartigen Werke des einen Mannes, das sich wohl dem des großen hallischen Waisenvaters zur Seite stellen läßt.

Um Jerusalem sind Berge (Psalm 125, 2).

Mächtige Thore mit eisernen Nägeln beschlagen schlossen bis vor kurzem von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang die Stadt von jedem Verkehr mit der Außenwelt ab. Die Thorbauten gestatten nicht den geraden Durchgang, sondern lassen nur eine Passage über Eck zu. Die Stadt, die so vielen Belagerungen, Eroberungen und Zerstörungen preisgegeben war, scheint noch heut jedem Feinde trotzig die Stirn bieten zu wollen. Hoch ragt die zinnengekrönte Mauer, zum größten Teil in ihrem sichtbaren Oberbau wenigstens ein Werk aus mohammedanischer Zeit, ob sie auch teilweise auf alten, vielleicht aus der Königszeit stammenden Fundamenten ruht. Eine Wanderung zum Davids- oder Zionsthore hinaus bis zum Stephansthore zeigt uns Stadt- und Tempelmauer in unmittelbarster Nähe.

Hier am Zionsthor ist die Mauer von Grund auf ein mohammedanisches Bauwerk, mit altem Material, geränderten und ungeränderten Quadern in buntem Wechsel erbaut, durch Säulenfragmente nach moslemischer Meinung gefestigt, mit Spitzbogen, Blendarkaden und Arabesken geschmückt. Es ist Jerusalem nicht anders ergangen, als den andern alten Großstädten, die neue Stadt deckt sich nicht mit der alten. Das neue Rom fängt jetzt erst wieder an, sich auf den Ruinenstätten von Altrom auszubreiten, vor wenigen Jahren noch hatte es am Forum Romanum, dem Mittelpunkte der alten Stadt, sein Ende erreicht, in Athen lehnen sich an die Akropolis, im Altertum das hochragende Centrum der Stadt, heut nur wenige alte Baracken, die Neustadt hat sich nach dem Lykavittos hin gedehnt, Jerusalems heiliger Zionsberg, die alte Oberstadt und die Senkung des Tempelberges nach Süden hin, Ophel, liegen außerhalb der heutigen Mauern. Aber noch trägt das Thor bei den Mohammedanern den Namen des Nebi Daud, des Propheten David, noch ragt, von den

Kirchhöfen der verschiedensten christlichen Konfessionen, der Lateiner, Griechen, Armenier und Protestanten umgeben, aus dem schattigen Grün breitwipfliger Ölbäume und ernster Gruftcypressen der Komplex von Gebäuden auf des Berges höchster Spitze, der das Grab Davids in sich schließen soll. Da jedoch der Zutritt zu diesen von den Türken befestigten Gebäuden mit großen Schwierigkeiten verknüpft ist, übrigens auch nur das Modell des Sarges Davids gezeigt wird, wanderten wir unter Verzicht auf diese fragwürdige Sehenswürdigkeit weiter an der Mauer entlang.

Vom Berge des bösen Rates, Djebel Abu Tor am Wege nach Bethlehem scheidet uns das tiefe, steile Thal Ben Hinnom, das vom Jafathore an die Stadt im Westen und Süden umzieht, um sich im Südosten beim Hiobsbrunnen mit dem Kidronthale zu vereinigen, Gruppen von Ölbäumen, zwischen denen der Boden durch Steinwälle terrassiert und bebaut ist, stehen auf dem Abhang des Berges. Mit doppelter Gewalt treffen uns an der Südmauer der Stadt die Strahlen der Sonne, wir überschreiten die Wasserleitung, die von den Teichen Salomos hinter Bethlehem her kommend, den Tempel mit Wasser versorgte, kommen an der kleinen Moghrebinerpforte vorüber und hinter derselben zu der in ihren unteren Lagen vormohammedanischen Tempelmauer. Vor uns liegt der Ölberg, an seinen Abhang angeklebt das Dorf Silwân (Siloa), das Thal in der Tiefe zeigt bei genügender Bewässerung guten Anbau und üppige Fruchtbarkeit, über die Mauer blickt die Kuppel der Aksa Moschee und an der Südostecke der Mauer, die, noch jetzt von imposanter Höhe, früher 23 Meter hoch über dem steilen Kidronthal emporragte, ziehen Riesenblöcke unsere Aufmerksamkeit auf sich. Eine lange Gräberstraße aber ists, auf der nun unser Fuß schreitet, nachdem wir um die Ecke der Mauer herumgebogen sind. Diese Schutthalden, welche bis zu 12 Meter Höhe den Felsabsturz des Kidronthales decken, unfruchtbar und der Glutsonne ausgesetzt, sind der Lieblingsbegräbnisplatz der Mohammedaner; ihre mehrfach abgestuften,

teilweise arg verwitterten Grabsteine erheben sich zwischen Büschen halbverbrannten Grases und den hellgrünen Ranken der giftigen Koloquinten; von drüben her, vom Ölberge schimmern die weißen Grabsteine der Juden, und so ruhen die Anhänger der beiden starr monotheistischen Religionen schiedlich, friedlich im Wadi Jehoschafat, in der gleichen Hoffnung hier beigesetzt, zu dem großen letzten Rechtsstreit am jüngsten Tage zuerst dem Grabe entrückt zu werden. An den vermauerten, flachen Bogen des goldenen Thores vorüber schreiten wir dem Stephansthore zu, das von außen von vier in die Mauer eingelassenen Löwen — wohl aus der Kreuzfahrerzeit — auf seiner Innenseite von der teils rauchend nichts denkenden und teils nicht denkend rauchenden türkischen Wachtmannschaft geschützt wird.

Ein andrer Nachmittag führt uns in gleicher Richtung zu Esel um die Stadt herum, diesmal jedoch nicht dicht an der Mauer, sondern unten im Thale entlang. Zum Jafathore hinaus reiten wir unter den trotzigen Türmen der Citadelle hin, um dann ins Thal Ben Hinnom hinabzusteigen. Dort, wo sich der Weg aber senkt, kriechts oder rutschts heran, in eine Staubwolke eingehüllt, aus der uns ein paar blöde Augen in einem furchtbar entstellten Gesicht anblicken, ein paar verstümmelte Hände sich uns entgegenstrecken und eine heisere Stimme flehentlich Libra libra zuruft. Aussätzige sinds, deren von der türkischen Regierung erbautes Heim wir am Ausgang des Hinnomthales schauen werden und die dies Jammerleben der guten Pflege im deutschen Hospiz vorziehen, wo allerdings ihre Neugierde nicht so volle Befriedigung findet, wie an dieser reich belebten Straße nach Bethlehem.

Wir gelangen in die tiefe Thalsenkung, in welcher durch zwei mächtige quer durch das Thal gezogene Mauern ein Teich geschaffen war, der Birket es Sultan, jetzt freilich wasserlos. Zwischen ihm und der Stadt reiten wir hin, sehen die malerisch gekleideten Bethlehemitinnen, welche ihre Einkäufe in Jerusalem

beendet haben, über die als Brücke dienende untere Teichmauer und dann am jenseitigen Bergesrand entlang ihrer Heimat zueilen, und steigen selbst tiefer und tiefer in das Thal hinab, das uns bald in seiner vollen, wild romantischen Schönheit umfängt.

Jerusalem ist verschwunden, steil erhebt sich zur Linken der Zionsberg, zur Rechten der Berg des bösen Rates. In den gewaltigen Felsterrassen gähnen zahlreiche, tiefe Höhlen, alte Felsgräber, die in die weichen Meleke-Schichten gehauen sind, manche unter ihnen mit schönen Portalen geschmückt, die schmale Thalsohle aber und die zwischen den Felsterrassen liegenden Äckerstücke sind, wiewohl mit zahllosen Steinchen besäet, und daher zu andrer Zeit wohl unfruchtbar erscheinend, doch durch Steinmauern abgegrenzt, von Ölbäumen beschattet und mit üppig grünen Saaten bestanden. Ein hochragendes Gewölbe, an dessen Öffnung die Esel nur unwillig herangehen, da es senkrecht tief in den Fels hinab eingehauen ist, wird uns als das eigentliche Hakeldama-Gebäude gezeigt.

Dort, wo das Thal ein wenig sich weitend in das Kidronthal einmündet, im Süden des Tempelberges, zeigen die Puffbohnen, Gurken, Artischocken und andern Gemüsearten auf den Feldern, die meist zu berieseln sind, doppelt freudigen Wuchs. Hier ist ja auch die einzige Stelle in der Umgebung Jerusalems, an welcher wir Wasser zu Tage treten sehen. Zum Wasserspiegel des Hiobsbrunnens freilich, dessen Überfließen für die Bewohner Jerusalems stets ein Tag der Freude ist, müssen wir in der zweiten Hälfte des April schon tief in das Brunnenhaus hinabschauen. Wie anders wars doch vorzeiten hier, als jetzt, wo die Aussätzigen aus dem türkischen Spitale dort am Bergeshang diesen Brunnen benutzen. Hierher waren die Könige Israels wohl oft aus ihrer hohen Königsburg hinabgestiegen, um sich in ihren schattigen Gärten zu ergehen, die gewiß schon vor dem Exil, wie uns für die spätere Zeit berichtet wird, bei der Quelle Rogel lagen, hier hatte Salomo oft Botanik studiert, in der er

ja besonders excellierte, hier herunter war ja auch die Flucht des unglücklichen Zedekia gegangen, des letzten Königs von Juda.

Wenige Schritte zum Tempelberg hinauf aber finden wir sogar ein Bächlein in seinem tief eingeschnittnen Bette dahinrinnen, die Wasser Siloa, die schon seit Jahrtausenden leise unter Morija hervorquellen. Am untern Siloateich fließt das Wasser vorbei, so daß derselbe jetzt trocken liegt, während es im obern Siloateich zwischen zwei Säulenstümpfen ans Licht tretend kaum den Boden bedeckt. An den grauweißen senkrechten Kalksteinwänden, die den tief in den Fels eingehauenen Teich einschließen, neigen sich Büschel saftigen Grüns und gelbleuchtende Blumen tief herab, und der Moslim, der dort unten seine Gewänder einer Säuberung unterzogen, steht auch still sinnend inmitten dieser Abgeschiedenheit. Wir wollen ihn nicht stören und verzichten deshalb ebenso auf die Besichtigung der vor einigen Jahren entdeckten Inschrift in dem Kanal, der von hier zur Marienquelle führt, wie auf die von hier aus mögliche, aber, wie behauptet wird, doch sehr unbequeme Passage durch diesen Kanal. Statt dessen wählen wir den Weg, der sich am westlichen Abhang des Kidronthales gegenüber dem Dorfe Siloa hinzieht. Einer der Würfel, die aus dem Stein gehauen oder an den Fels geklebt dort die Bezeichnung von Häusern haben, wird uns sogar sehr großartig als Haus der Frau Salomos, der Tochter des ägyptischen Königs, vorgestellt. Als wir dann auf den Stufen standen, die in den Berg hinein zur Marienquelle in zwei Absätzen hinabführen, tönte uns aus der Tiefe der Erde der laute Ruf: „Haram haram" von den Frauen, welche diese prachtvolle Badeanstalt benutzten, entgegen und zwang uns zu warten, bis dieselben ihre Toilette beendigt hatten und bis zur völligen Unkenntlichkeit eingehüllt an uns vorbeischlüpften. Dann stiegen wir selbst hinunter und gingen nach beiden Seiten, dem Zufluß und Abfluß der Quelle entgegen, wenige Schritte vorwärts. Und nun aufwärts im Kidronthale, dessen schmale Sohle vom Schutt des Tempelberges und den zum

Teil nackt zu Tage tretenden Kalksteinschichten des Ölbergs eingefaßt wird. Der Weg zieht sich dicht an Absaloms Grab vorüber, an dem der Stein um die ovale Öffnung an seiner Vorderseite sonderbar abgeblättert scheint, die Spuren der Steinwürfe, durch die noch heut jeder dort vorüberschreitende rechtgläubige Jude seinem Abscheu gegen den Übertreter des vierten Gebots Ausdruck giebt.

Heiß brennt die Sonne in der engen Thalschlucht, und vollends, als wir auf steinigem Pfade den Ölberg hinanlenkten, wollten unsere Grautiere nur noch in langsamem Schritt vorwärts. Noch breiten sich auf der felsigen Abdachung des Berges neben Granatenbäumen, Feigen- und Dornsträuchern am Wege und in den saftig grünen Gerstenfeldern besonders die lichten Kronen breitästiger Ölbäume, aber kaum würde der Berg sich heut seinen Namen erwerben. Die verschiedenen Eroberer der Stadt haben zu gründlich mit den Bäumen ringsherum aufgeräumt, und die Türken haben zu wenig Sinn — ich will garnicht von solchem für Schönheit reden — für ihren eignen Vorteil, als daß sie Anpflanzungen begünstigen sollten. Der gänzliche Mangel an Bauholz bedingt das schwerfällige, kostspielige Wölben eines jeden Zimmers, und eine Verordnung des Großsultans, gleich jener des Großkönigs Kores (Esra 6, 11), welche die Übertreter seines Gebotes, Jerusalem zu bauen, an einem aus ihrem eignen Hause herausgenommenen und aufgerichteten Balken aufzuhängen drohte, würde heut nur bei den wenigsten Einwohnern der Stadt zur Ausführung kommen können. Ja, auch das Brennholz, zu dem meist die Stubben der alten Ölbäume verwandt werden, nimmt so schnell ab, daß lang ansässige Europäer alles Ernstes in nächster Zeit Holzmangel für die Stadt befürchten; wer aber es wagen wollte, junge Ölbäume anzupflanzen — wehe ihm! längst bevor sich eine Olive an ihnen zeigt, erscheint der türkische Steuereinnehmer und verlangt im Namen der Regierung von dem künftig zu erwartenden Nutzen

derartig hohe Prozente, daß er in Deutschland sicher mit dem Strafgesetzbuch nahe Bekanntschaft machen müßte. Wächst also ein unbefangner junger Ölbaum zufällig auf dem Besitz eines Bauern, so wird mans diesem kaum sehr übel nehmen, wenn er den dünnen Stock lieber abschneidet, als Jahre hindurch hoch versteuert.

Auf dem flachgewölbten Gipfel des Ölbergs reiten wir in gemessener Entfernung an den armseligen Hütten des Ölbergdorfes vorüber und treten zuerst neben einer bereits vollendeten, kleinen griechischen Kirche auf den Bauplatz einer zweiten, deren Turm wir schon vor unserem Eintritt in die heilige Stadt begrüßt hatten. Ergreifend der Anblick, der sich dort uns bot. Mit einem Blick schauten wir beides, Jerusalem, die Stadt Gottes, und das tote Meer, die Stätte des Gerichts. Noch gewaltiger zeigten sich diese Gegensätze, als wir vom Minaret neben der kleinen jetzt in der Hand der Mohammedaner befindlichen Himmelfahrtskapelle eine nach allen Seiten hin freie Rundschau genossen. Wie eigens für diesen Standpunkt angelegt, so breitet sich im Westen auf schräger allmählicher Abdachung das Panorama von Jerusalem aus, die niederen Stadthöhen, der alte Morija und Bezetha dem Standpunkte des Beschauers zunächst liegend, Zion und Akra hinter ihnen sich höher erhebend, das ganze Bild umrahmt von der tiefen Kidronschlucht vor der Stadt, und den langgestreckten Linien des Gebirges Juda im Hintergrund, deren Einförmigkeit nur durch einige Wachttürme und die massigen Formen des Russenbaus in der Vorstadt unterbrochen wird. Hoch thront im Norden, eine Königin unter den Höhen um Jerusalem, Nebi Schamwil, wo die uralte Benjaminitenstadt Mizpa lag, im Süden ragt der anscheinend vulkanische Frankenberg, das Wahrzeichen Bethlehems, wohin der Weg dort an dem über der Südostecke der Stadt weißleuchtenden Eliaskloster vorüberführt, und wenden wir uns nach Osten, so sucht das Auge umsonst einen Ruhepunkt in dem wirren Felsmeere der Wüste

Juda. Weiter und weiter schweifts, tiefer und tiefer sich senkend, bis es gefesselt wird von dem leuchtenden Blau jenes wundersamen Salzsees, den die durchsichtige Luft fast greifbar nahe rückt. Das dunkle Grün der Bäume, welche das Jordanbett säumen, läßt sich weit hinauf verfolgen; jenseits ein andrer grüner Streif, der sich von dem Bergland Peräas herabschlängelt, ein Bach, der in den Jordan strömt, und darüber hin, von der sinkenden Sonne erleuchtet, jene fernen Gebirge, die in dunklen, satten Farbentönen in reicher Gliederung zum Bergland Ruben ansteigen, überragt von einigen höheren Gipfeln, von deren einem einst der Mann Gottes, Moses, auf das gelobte Land blickte, um dann zu sterben. Doch nicht Todesgedanken, nicht ein „Sieh Palästina und stirb" zieht durch unsere Seele — über den drei Grabstätten, dem Nebo, dem toten Meere, der Grabeskirche ragt hoch empor der Berg der Himmelfahrt.

Kein Wunder, daß fromme Sage auch andre heilige Erinnerungen mit diesem Berge verknüpft hat. Zwei Einheitszeichen der Christenheit hat die Überlieferung hier entstehen lassen, beide mit Unrecht; das apostolische Glaubensbekenntnis, das sie den Jüngern Christi in den Mund gelegt hat, und das Vaterunser, das sie hier statt auf Galiläas Bergen, diesen Jüngern gelehrt wissen will. Nicht weit von der kahlen Himmelfahrtskapelle inmitten ihres öden, nur mit einigen Altären versehenen, von hohen Mauern umgebenen Hofes erhebt sich an der Abdachung des Berges eine andere Anlage von hehrer Pracht.

Schön gepflegte Anlagen, deren Rosen und Sommerblumen in verschwenderischer Üppigkeit prangen, schließen die von einer edlen Französin, der Fürstin Latour d'Auvergne im Stile Nordfrankreichs, in edelster Gotik, errichtete Vaterunserkirche ein. Der Kreuzgang neben der Kirche trägt einen einzigartigen Schmuck, auf einunddreißig großen Tafeln das Vaterunser in ebenso vielen Sprachen, ein ergreifendes Zeichen der Universalität des Christentums, ein steinern Gegenbild zu jenem weit verbreiteten Blatt, das

den Spruch aus dem Ev. Joh.: Also hat Gott die Welt geliebet u. s. w. in den verschiedensten Sprachen enthält. Auch das stille Gotteshaus, dessen edles, einfaches Innere in magischem Schimmer erglänzt, lädt zur Sammlung und zu stiller Andacht.

Auf steilem Wege gings dann hinab, die Kirche, welche in der Nähe des Gethsemanegartens von der russischen Kaiserfamilie errichtet wurde, ließ den eigentümlichen russischen Stil bereits deutlich erkennen; an ihr vorüber setzen wir unsern Weg fort bis zu der großenteils in den Fels gehauenen Marienkapelle, jenseits des Gethsemanegartens. Auf breiter Marmortreppe steigen wir aus dem schon unter dem Niveau der Straße gelegenen Vorplatz zu der Kreuzeskirche herab, die wir durch einen schönen Spitzbogengang betreten; beim Scheine der dort brennenden und der von uns angezündeten Kerzen sehen wir in einer kleinen in das Hauptschiff eingebauten Kapelle den Steinsarkophag, der einst Marias Leichnam geborgen hatte. Die Pracht der Bekleidungen der Kapellen- und Altarwände mit bunten Seidenstoffen verleiht diesem unterirdischen Gotteshause einen ganz eigenen Ausdruck. Zwei an der Treppe einander gegenüberliegende Kapellen werden als die Gräber des Mannes und der Eltern Marias, eine dicht neben der Kirche liegende Felshöhle als Höhle der Todesangst gezeigt.

Von der Propheten und der Gerechten Gräbern hatte Jesus einst zu den Einwohnern Jerusalems gesprochen. Sie kannten solche. Noch bis auf diesen Tag erregen von den Überbleibseln der Vergangenheit Jerusalems die Gräber das größte Interesse; benannte und unbenannte, echte und unechte, jüdische und christliche, gut erhaltene und halb verfallene. Jerusalems Umgebung ist von den ältesten Zeiten her ein großer Friedhof, von den Felsengräbern Hakeldamas an im Süden bis zu den Königsgräbern im Norden, an der Straße nach dem alten Sichem, der Hauptstadt Samarias. Zu letzteren sollten uns unsre Esel noch vom Mariengrabe aus tragen unter Leitung des arabischen Esel-

jungen, dessen Kenntnis der deutschen Sprache noch nicht einmal an unsere Vertrautheit mit der arabischen heranreichte, und der selbst nicht einmal den Weg kannte; doch mit der Findigkeit eines echten Eselbuben brachte er uns ohne viele Umwege zum Ziele. An der Stadtmauer entlang reitend sahen wir, wie das weiter im Süden steilwandige Kidronthal bald in eine flache Senkung überging. Lang dehnte sich nach Norden hin der Scopusberg und über die frisch grünenden Gerstenfelder, die den Weg einschlossen, breiteten alte Ölbäume ihr schattiges Laubdach. Aus einem ärmlichen Hause tritt der Führer, der uns auf breiter Felstreppe in einen aus dem Felsen gehauenen viereckigen offenen Vorhof hinabführt. Der an einer Seite unterhöhlte Felsen deckt eine große Cisterne, während auf einer andern Seite nur eine schmale von einer Thür durchbrochene Felswand diesen Vorhof von einem zweiten noch größeren trennt. Über einem weiten Portal zieht sich ein mit Blumen- und Fruchtguirlanden reich geschmückter Fries hin und erst durch dieses Thor treten wir — noch längst nicht in die Grabkammer, sondern erst in die vordere Vorhalle; dann steigen wir noch einmal in eine Vorkammer hinab und erst aus dieser führen vier schmale Durchgänge in ebenso viele Grabkammern, die von Schiebgräbern, d. h. wagerechten Stollen, in welche die Leichname hineingeschoben werden, umgeben sind, und die noch mit einigen kleineren Gemächern in Verbindung stehen. Ein Labyrinth im Schoß der Erde, die großartigste Anlage in der Umgebung Jerusalems, die auch in ihrem jetzigen Zustande, wo die Grabkammern nur noch einen Sargdeckel bergen, von königlicher Macht zeugt, ob sie auch den Namen von Gräbern der Könige mit Unrecht trägt. Nicht Judas Herrscher haben hier ihre Königsgruft gehabt; ob das Königshaus von Adiabene, welches zum Judentum übergetreten war, und dessen Grabmal mit dem des Mausolus verglichen wird, ist zweifelhaft. Daß allerdings dies Felsgrab erst aus einer Zeit stammt, in welcher die einheimische Bildhauerkunst längst griechischen Formen hatte weichen

müssen, wird durch jene prächtigen Fruchtguirlanden über dem Portal bewiesen; in seiner ursprünglichen Form von zwei Säulen getragen, mochte es an das Jakobusgrab erinnern, das auch in seinem Innern in einfacherer Gestaltung die Anlage der Königsgräber wiederholt.

Der Weg zur Stadt zurück führte uns noch zur Jeremiasgrotte, einer gewaltigen Höhle in der Nähe des Damaskusthores, an deren senkrechten Wänden sich die Gesteinschichten um Jerusalem her so gut wie nirgends sonst erkennen lassen. Der Moslem wollte die Thür der quervorgezogenen Mauer zuerst nur gegen ein riesiges Bakschisch öffnen und setzte seine Forderungen erst herab, als wir kehrt gemacht und einige Schritte zurückgeritten waren. Wären wir nicht wiedergekommen, wir hätten nicht viel verloren gehabt. Eine von einem natürlichen Pfeiler gestützte feuchte Höhle, an deren Wänden das Wasser herabträuft, und in deren Höhe Tauben nisten, hat sie samt dem Haus des Fellachen und der Cisterne daneben wahrscheinlich ebenso wenig mit den Klageliedern des Jeremias zu thun wie mit dem Golgathahügel, den einige Forscher, vorzugsweise englische, in neuester Zeit in dem Felsen über ihr sehen wollten — eine Auffassung, die in Deutschland durch das Piglheimsche Rundbild weithin bekannt geworden ist. — Wahrscheinlich ist die Grotte ebenso wie die schräg gegenüber unter der Stadtmauer sich hinziehende Baumwollengrotte, nichts als ein alter Steinbruch. Für die evangelische Kirche, die auf apostolische Succession großes Gewicht legt, wäre es allerdings von besonderem Wert, da in der Grabeskirche kein Platz mehr für sie gelassen ist, nun doch zur echten Kreuzigungsstätte Zutritt zu erhalten, wie denn auch die griechische Kirche neben dem lateinischen Gethsemane einen griechischen Gethsemanegarten auf dem Ölberge angelegt hat.

Die Hirtenstadt.

Ist Jerusalem von Melchisedeks Zeiten her die Königsstadt, auch von der Hirtenstadt dringt schon aus der Patriarchenzeit Kunde zu uns. Auf Ephrats Flur begrub der große Herdenbesitzer Jakob sein Lieblingsweib Rahel, und Hirtenstadt ist Bethlehem geblieben durch die Jahrhunderte hindurch bis auf Davids Jugend, der dort die Herden seines Vaters weidete, bis zur stillen heiligen Nacht, in der Hirten erst kund gemacht ward die Geburt dessen, der als „der gute Hirte“ auf die Erde gekommen war. Es ist das heilige Geheimnis des Werdens, das über diesem Orte schwebt, die Großmacht des erwachenden kindlichen Lebens, die noch heut den Bethlehemspilger ergreift, vor allem ein deutsches Gemüt, das Christbaum und Krippe von Jugend auf mit ihrem stillen Zauberglanze umsponnen haben. Der gleiche Weg ists ja, auf dem wir zu dreien nebst unserm Dragoman und dem Mukari am Sonnabend vor Ostern vom Jafathore aus an der Stadtmauer entlang traben, auf den in jener wundersamen Zeit einst von fern her gekommene Reisende gewiesen wurden dort oben im Palast des Herodes, der sich neben dem in der Citadelle noch erhaltenen Phasaelturme erhob. Freilich, zu ihren Zeiten hielt der Sultansteich wohl stets Wasser, und die Cisterne, welche sich in der südlich den Teich abschließenden Mauer befindet, ward damals noch von der salomonischen Wasserleitung gespeist, einer großartigen Anlage, deren Endpunkt wir auf dem Tempelberg gesehen hatten, während wir ihren Anfang in den salomonischen Teichen in kürzester Zeit erblicken sollten. Bald deckt der Berg des bösen Rates die Stadt, nur der Judasbaum streckt seine wagerechten Äste wie ein Galgenholz aus; auf der schönen fahrbaren Straße greifen in herrlicher Morgenfrische unsere Pferde scharf aus, fleißige Landleute begegnen uns mit den Früchten ihrer Felder und Bethlehemitinnen, die unter der Last hoher, auf dem

Haupte getragener Körbe stolz einherschreiten; unser Auge schweift über die Fruchtgefilde der Ebene Rephaim, die sich, von Bergen umschlossen, schon zum Mittelmeere senkt, und blickt nach Osten hinüber bis zu den fernen Gebirgen Moab jenseit des toten Meeres. Hier ist der Brunnen, an dem der Überlieferung zufolge die Mager hoch erfreut wurden, da sie den Stern sahen. Hinter dem Kloster Mar Elias, das in einem Baumgarten auf der Höhe des Weges liegt, eröffnet sich bei einer Biegung der Straße die Aussicht auf die Stadt, die, zu klein für eine Sippe aus Juda, vor allen hoch berühmt ward. Ganz anders als sie die Weihnachtsbilder zwischen tiefem Schnee und dunkelästigen Tannen uns in der Heimat gezeigt hatten, ein echt morgenländische Stadt, sanft hingelehnt an des Berges Halde, der von der Tiefe des Thales an durch wohlgepflegte Terrassen von dem Fleiß und der Rührigkeit ihrer Bewohner Zeugnis ablegte. Ja, bis zu unserem Wege, der am jenseitigen Bergrand sich entlang zieht und drüber hinaus dehnen sich lachende Fluren, aus denen sich von Öl-, Feigen- und Karrobenbäumen umgeben das große Krankenhaus des katholischen Maltheserordens erhebt. Welch ein Gegensatz, diese Fruchtgefilde Bethlehems, das von alters her schon eine Kornkammer Judas gewesen war, zu der fast greifbar nahen Einöde der Wüste Juda, hinter welcher der Spiegel des toten Meeres heraufglitzert. Über die Stadt her ragt der Frankenberg, zur Rechten des Weges aber am Bergeshang leuchten aus großen Baumgärten heraus die weißen Häuser von Betdjala, in ihrer Mitte auf Felsgrund gebaut die evangelische Kirche, das erste außerhalb Jerusalems und Nazareths im heiligen Lande errichtete protestantische Gotteshaus. Aber weder Bethlehem noch Betdjala ist unser nächstes Ziel.

Vorüber reiten wir auch an Rahels Grab, das im Thalgrund zur Rechten des Weges liegt, einem einfachen viereckigen von einer Kuppel überwölbten Gebäude, an welches sich eine durch einen weiten Thorbogen zugängliche flachgedeckte Halle, vielleicht

zum Schutz der Pilger und ihrer Tiere bei Unwetter bestimmt, anlehnt. Wir biegen von dem „fränkischen" Wege ab, um nun auf einem arabischen Wege unsere Pferde Schritt vor Schritt über mächtige, glatte Kalksteinplatten zu den Teichen Salomos rutschen zu lassen. Der Anbau beschränkt sich hier auf die Ebene, die Berge liegen fast völlig wüste, nur selten schließt da und dort ein Steinwall einen kleinen Weinberg ein, am Wege aber blühen die bunten Kinder des Frühlings, Alpenveilchen, Sternblumen, namentlich aber großblütige Geraniumarten in den verschiedensten Farben. Endlich sahen wir Kala'at el Burâk, die „Teichburg", in deren weitem Hofe Bienenschwärme ihre dort eingemauerten Bienentöpfe — nicht Körbe — summend bedeckten, um sie so möglichst kühl zu erhalten, und standen wenige Schritte weiter reitend am obersten der drei salomonischen Teiche. Aus diesen teilweise gemauerten, teilweise in den Fels gehauenen gewaltigen viereckigen Bassins, von denen der Thalsenkung entsprechend eins immer tiefer liegt als das vorhergehende, ward einst Jerusalems Wasserbedarf vollständig gedeckt, während man jetzt dort sogar die Zahl seiner Blumentöpfe nach der Größe seiner Hauscisterne bemessen muß. Welche Wassermassen diese Teiche fassen können, sahen wir an dem mittleren Teiche, der bei seiner schadhaften Mauer fast bis auf den Grund leer war, während der oberste und unterste hoch voll Wassers standen, das bei langsamem Zu- und Abfluß sich stets erneuerte. Die Teiche werden aus verschiedenen Leitungen gespeist, deren längste halbwegs zwischen Bethlehem und Hebron beginnt, deren kürzeste nur ein paar hundert Schritt entfernt eine Besichtigung solcher Anlage in der „versiegelten Quelle" gestattet. In der Brunnenstube, zu der wir mitten durch die Felder schreitend von einem kleinen Brunnenhause aus hinabstiegen, sammelt sich in einem Bassin aus mehreren Rinnsalen krystallklares frisches Wasser, das in einem Kanale dem obersten Teiche zugeführt wird. Die Versorgung Jerusalems mit Wasser ist ja deshalb so schwierig, weil die Stadt auf durch-

lässigen Kalkschichten fast genau auf der Wasserscheide zwischen Totem und Mittelmeere liegt. Nach drei Himmelsrichtungen zu senkt sich das Terrain schon in nächster Nähe der Stadt, nur nach Süden steigt es bis gegen Hebron an, zunächst aber nur so allmählich, daß der obere Teich nur dreizehn Meter über dem höchsten Punkt der Stadt beim Jafathore liegt. Zwei Leitungen, die sich, jetzt natürlich beide verfallen, in vielen Windungen an den Bergen entlang ziehen, um sich kurz vor Jerusalem zu vereinigen, führten das Wasser dorthin und füllten einst auch all die Cisternen des Tempelberges. Eine reiche Dame, so ließen wir uns erzählen, die der Stadt diese Wohlthat frischen Quellwassers wieder schenken und auf ihre Kosten die Wasserleitung herstellen wollte, stand von diesem Vorhaben ab, als sie die Erlaubnis hierzu mit einem Bakschisch von 2000 £ an die türkische Regierung resp. den Pascha von Jerusalem erkaufen sollte. Nette Obrigkeit!

Zurückreitend bogen wir nach einiger Zeit von dem Felsweg, den wir gekommen waren, ab und sahen, auf der Höhe eines Bergrückens angelangt, an der gegenüberliegenden Berglehne, durch eine sanfte Thalsenkung von uns getrennt, Bethlehem vor uns liegen. Ein lieblicher Anblick. Auf dem dicht mit Steinen übersäeten Acker ringsum, der durch Steinmauern in einzelne Landgüter eingeteilt ist, ranken sich grünende Reben, wogen dichtgedrängte Weizenhalme, und zwischen Feigen- und Ölbäumen lugen die weißen Häuser hervor; zum oberen Stockwerk führen im Freien Steintreppen hinauf; von Reben überrankt verleihen diese im Verein mit den vielen an den Seiten offnen Tonnengewölben, die teils als Straßendurchgänge dienen, teils die Ställe für das Vieh abgeben, teils wohl nur dem Innern des Hauses mehr Licht und Luft zuführen sollen, als es die kleinen Fenster thun, dem Städtlein ein überaus gefälliges, fast möcht ich sagen, romantisches Ansehen. Bald sind wir mitten in den engen Straßen, und dienstbereite bethlehemitische Kinder weisen uns zur Wohnung

des evangelischen Pastors von Bethlehem. Dort aber wird uns von dem verwachsenen Hannah, dem treuen Diener, der Bescheid, daß Pastor S. ausgeritten sei. So lassen wir auch unsere Rößlein weiter schreiten auf abschüssiger, gepflasterter, zum Teil überwölbter Gasse hin zum Markt, der sich vor der Geburtskirche langhin dehnt. Auch da fällt uns die prächtige Tracht der Bethlehemitinnen auf, die wir nachher noch näher zu bewundern Gelegenheit finden; zunächst zieht es uns nicht in die Läden, zu denen uns deren Besitzer dringlichst einladen, sondern in das altheilige Gotteshaus, das sich über der traditionellen Geburtsgrotte erhebt, recht bezeichnend für den „Katholizismus“ in seinen verschiedensten Abarten, nicht eine Christus-, sondern eine Marienkirche; nachdem wir uns in dem bereitwilligst zu unserer Verfügung gestellten Saale der gastfreien Franziskanermönche, deren Kloster sich an die Geburtskirche anschmiegt, ein wenig geruht und an schönem Wein von den Gefilden Bethlehems gelabt haben, treten wir wieder heraus auf den Vorplatz der Kirche. Dort zeigen sich freilich nur Spuren des Verfalls und der Erniedrigung. Die Pfeiler auf dem Platze, die Reste des Säulenhofes, der ehemals ihren Vorhof bildete, die Fassade völlig schmucklos nicht nur, nein, entstellt durch die Mauern des lateinischen und des armenischen Klosters, die sie zur Rechten und Linken überragen, und durch die vorgebaute niedrige Vorhalle, deren Dach nur die halbe Höhe des Giebels erreicht, die Eingangsthür bis auf eine schmale Pforte vermauert, angeblich, um dem Vieh, das die Mohammedaner früher öfters hineintrieben, um das Gotteshaus zu entweihen, den Eintritt zu wehren.

Wir treten ein, schreiten durch die dunkle Vorhalle und lassen unser Auge zunächst flüchtig auf der prächtig gefugten alten Thür ruhen, die den Zugang in das Schiff der Kirche bildet. Dann aber umfängt uns wie ein Lied im höhern Chor die Herrlichkeit dieses altehrwürdigen Gotteshauses. Wohl ists nur das Langschiff, das wir überblicken, Querschiff und Apsis sind

durch eine von drei Thüren durchbrochene Mauer geschieden, aber fast möchten wir sagen: „zum Glück“; denn all der Pomp und die überladene Pracht der Kreuze, Altäre und Bilder hat sich nun hinter diese Mauer zurückgezogen, während die schlichte Hoheit dieses Raumes durch keine störenden Zusätze entstellt ist. In vierfacher Reihe ragen die rötlichen Säulen, Kalksteinmonolithe, empor, die Dachbalken liegen in den Seitenschiffen unmittelbar auf den Säulenarchitraven auf, während das Mittelschiff, durch Mauern, die auf die Säulen aufgesetzt sind, bedeutend erhöht, über dem offenliegenden Dachstuhle ein spitzes Dach zeigt. Goldiges Sonnenlicht fällt durch die offnen, in der Höhe angebrachten Fenster und strahlt wieder von den Resten der schönen alten Mosaiken, die ehemals die kahle Wand unter den Fenstern völlig bedeckten, zwischen den Säulen hängen Lampen, deren Schnüre als einzigen Schmuck je ein Straußenei tragen. Dieser herrliche Raum, zu Gottesdiensten nicht benutzt, ist ein Tummelplatz der bethlehemitischen Kinder, die hier ihre Spiele abhalten. Mit Recht! Die Geburtskirche Christi gehört allzeit den Kindern.

Welch ein Gegensatz zu dieser überwältigenden Einfachheit die sinnenverwirrende Verschwendung in dem an sich auch so schönen Querschiff der Kirche. Kanzel und Altäre strotzen von edlen Metallen, die farbenfrischen Mosaiken, die auch hier noch zum Teil erhalten sind, Scenen aus Christi Leben darstellend, fallen wohl den wenigsten Andächtigen in die Augen, desto ehrfurchtsvoller aber wird das ebenso häßliche, wie reichgeschmückte, edelsteinbesetzte Marienbild begrüßt, das als größtes Kleinod der Marienkirche in der Nähe der einen zur Geburtsgrotte hinabführenden Treppe hängt. Die Apsis, in welcher der Hochaltar steht, ist von diesem Raume noch einmal durch eine Bilderwand, den Ikonostas, geschieden. Das Betreten dieses Allerheiligsten brachte neben dem Anblick kostbarer kirchlicher Geräte und liturgischer Bücher mir speciell noch ein besonderes Andenken aus einer bis an den Rand gefüllten heiligen Lampe, die beim Anstoßen

an dieselbe zwar nicht mein Haupt, wohl aber meine Schulter mit einer genügenden Portion heiligen Öls salbte. Wäre ich ein orthodoxer Russe, so würde meine Freude über dieses Geschenk wahrscheinlich eine ungeteiltere gewesen sein, als es in Wirklichkeit der Fall war.

Nun hinab zur „Geburtsgrotte“; eine unterirdische Kreuzkapelle und Apsis nimmt uns auf, die Kreuzesarme enthalten die Aufgänge, auf dem Boden der Apsis glänzt der Silberstern mit der bekannten lateinischen Umschrift. Kostbare rotseidene, golddurchstickte Stoffe decken die Wände, schwere silberne Lampen und brennende Kerzen durchleuchten den Raum, nach dem über ein und ein halbes Jahrtausend an jedem Weihnachtsfeste christliche Andacht ihre Blicke lenkt, den sie als Geburtsstätte des Friedensfürsten nennt — ob mit äußerm Recht? Der Bericht des Lukas scheint dagegen zu sprechen — ob mit innerem? Der türkische Soldat, der hier als Hort des Friedens zwischen den feindlichen Brüdern, den Griechen, Armeniern und Lateinern Wache hält, redet schweigend laut genug.

Etwas rückwärts steht in einer seitlichen Nische auch die marmorne Krippe, und ein leider mit Draht vergittertes Altarbild daneben erinnert an den Besuch der Weisen aus dem Morgenland. Hat die Sage recht, so ist nicht nur Christi Geburt, sondern auch sein ganzes Leben als Bethlehemskind hier unter die Erde zu verlegen; denn in einer kleinen durch einen Gang mit der Geburtskapelle verbundenen Kammer hat Joseph den Befehl erhalten, nach Ägypten zu wandern, und in der Kapelle daneben sind die unschuldigen Kindlein von Herodes Schergen gemordet. Glaubwürdiger erscheints uns, daß die Kapelle des Hieronymus, in die wir nun geführt werden, wirklich die Wohnstätte dieses gelehrtesten Theologen und eifrigsten Verfechters des Mönchswesens seiner Zeit gewesen sei. Thatsache ist wenigstens, daß die Geburtskirche schon ein Jahr vor Hieronymus Geburt erbaut ist und daß dieser mehr als ein Menschenalter lang bis zu seinem

Tode 420 in nächster Nähe der Geburtsstätte — diese Kapelle liegt nicht mehr unter, sondern unmittelbar neben der Geburtskirche — gewohnt hat. Auch der treuen Freundin des Hieronymus, Paula, der Schutzheiligen des Nonnenwesens im Abendlande, die ihm samt ihrer Tochter Eustochium hierher gefolgt war, ist hier durch Anweisung von Grabesstellen gedacht.

Aus der Tiefe in die Höhe, von den zweifelhaften Stätten altersgrauer Überlieferung zum Ausblick auf die Gefilde von Bethlehem Ephrata, die noch heut wie vor Jahrtausenden fruchtbeladen die Stadt umlagern, hinauf auf das Dach des armenischen Klosters. Die Höhe, die Mar Elias krönt, verbirgt Jerusalem im Norden, nach Westen ist der Ausblick begrenzt durch die hochgelegenen Häuser der Stadt, im Südosten ragt der stumpfe Kegel des Frankenberges, und im Osten erblicken wir diesseits der Berge Moab die blauen Wasser des toten Meeres, über dem sich finstre Wetterwolken ballen. Von dort kam die schlanke Ährenleserin, die Moabitin, die hier eines Königshauses Ahnfrau ward, und auf den gleichen Fluren, auf denen sie Nachlese gehalten, weidete der jüngste aus der knabenreichen Familie Isais die Schafe seines Vaters. Wohl weht hier oben der Wind so stark, daß wir uns kaum aufrecht halten können, aber doch wenden wir nur zögernd den Blick, den die Nähe und Ferne, die grauen Berge der Wüste Juda und die grünenden Fluren um die Stadt her, Vergangenheit und Gegenwart, die geschichtlichen Erinnerungen und das Bild des blühenden Ortes zu unsern Füßen gleicherweise fesseln. — Und doch können wir nicht durch die Geburtskirche zurückschreiten, ohne noch einmal zur Geburtskapelle hinabzusteigen. Sonderbare Macht der Überlieferung über die Menschen!

Nach wenigen Schritten stehen wir inmitten eines Gartens am steilen Ostabhang des Hügelrückens, auf dem sich Bethlehem erhebt, und schauen in das Hirtenthal hinab bis zu der an seiner jenseitigen sanften Erhebung liegenden Grotte der Hirten. Während

nun meine Gefährten in die Bazare treten, wandte ich mich noch einmal zurück zum evangelischen Pfarrhaus, diesmal mit soviel besserem Erfolg, als zuerst, daß ich dort nicht allein meinen Freund Schneller traf, sondern auch seine Braut, mit der er sich wenige Wochen vorher am rauschenden Ufer des Jerichobaches verlobt hatte, und die samt ihrer Mutter an diesem Tage zum ersten Male zur Geburtstagsfeier ihn in seinem Heim aufgesucht hatte. Ob ein solch — um wenig zu sagen — ungebetener Gast hier in der Heimat überall so freundliche Aufnahme gefunden hätte, wie sie mir dort ward? Die morgenländische Gastfreundschaft, ich durft es hier und hernach noch mehrmals erfahren, ist doch etwas Großes! Nachdem ich dann noch einen bethlehemitischen Kaufmann hatte bereichern helfen, stiegen wir wieder zu Pferde. Einige Tropfen Regen gingen schnell vorbei, und als wir eben abreiten wollten, wölbte sich ein Regenbogen, der auf der Geburtskirche und auf den Bergen Moabs aufstand. Die Stätte des gewaltigsten Gottesgerichtes, das tote Meer überspannt von dem Zeichen des Friedens, der von Bethlehem ausgeht!

Auf dem Heimweg wagte ich mit unserm Dragoman eine „Fantasia“, d. i. ein Wettjagen, wobei ich, während der Sieg unentschieden blieb, unsern Mukari so scharf anritt, daß er fast aus dem Sattel flog. Auf mein „mâ alêsch“ „Nimms nicht übel“, drückte er mir mit dem gleichen „mâ alêsch“ „O das thut nichts“ sein volles Einverständnis mit meinem Verfahren aus.

Noch ein anderesmal ritten wir nach Bethlehem hinaus, nicht hoch zu Roß, sondern bescheiden auf Eseln. Ich bezweifle aber, ob wir zu diesem Ritt längere Zeit brauchten, als zu jenem ersten. Dem Eseljungen war ein Bakschisch versprochen, und so legten wir den ganzen Weg im Galopp und Trabe zurück. Solche Lunge, wie die unseres Eseljungen, der seine Schutzbefohlenen fortwährend zu schärferer Gangart anfeuerte, ist unerhört. Im schönen Pfarrhaus flogen bei anregendem Gespräche mehrere Stunden schnell dahin. Neben dem Austausch unserer Eindrücke und

Erlebnisse, sowie den Plänen für unsern Weg über den Libanon ward natürlich die Lage des Landes besprochen und von Pastor Schneller als die denkbar schlechteste geschildert. Die Bestechlichkeit und Habgier der Beamten, die beim Schich el Beled, dem Dorfschulzen, anfängt und beim Wali, dem Oberpräsidenten, aufhört, natürlich nicht, ohne daß ihre Ansprüche auf diesem Wege durch die verschiedenen Stufen hindurch von den Kupferparas bis zu den Napoleond'ors gewachsen wären, übersteigt alle Grenzen. Diese guten Eigenschaften in möglichster Ungeniertheit neben einem von vornherein unvernünftigen Steuersystem ausgeübt, machen jeden Versuch, das Land zu heben, ohne weiteres aussichtslos. Ein Drittel, ja die Hälfte der Ernte wandert unter der Hand in die Taschen der habsüchtigen Steuereintreiber. Die evangelischen Christen Betdjalas, die wochenlang in den Klüften und Felsen gelebt hatten, während die in ihre Häuser gelegten Soldaten das Dragonadenunwesen erneuerten, hatten sich nur durch ein für diese armen Leute sehr hohes Bakschisch von 150 Medjidis von ihren Drängern loskaufen können. Hätten sie einer der anderen christlichen Gemeinschaften angehört, in denen den einzelnen Gemeindegliedern eine Art von Kopfgeld gezahlt wird, so wäre wahrscheinlich auch diese Summe von ihrer Muttergemeinde getragen; als Protestanten mußten sie selbst das Geld aufbringen und erhielten es nur im ersten Augenblick geliehen. Haben jene aber für ihr Christentum selbst verhältnismäßig bedeutende Geldopfer gebracht, so haben sie den Ernst ihrer Überzeugung damit bewiesen. Eine hereingerufene Bethlehemitin ließ uns ihren kleidsamen Anzug, den gestreiften buntfarbigen Rock, die reichgestickte Jacke mit den weiten Ärmeln, vor allem aber den eigentümlichen Kopfputz genau betrachten. Dieser besteht bei den verheirateten Frauen aus einem fest gearbeiteten hohen Aufsatz, der in einem Tragkranz endigt. Neben dem Kinnkettchen hängt von ihm noch eine andere mit Silbermünzen — in der Mitte meist einem Maria Theresiathaler — besetzte Kette über die Brust

herab. Den vollen Reichtum der Frau aber zeigen die Münzen, welche durchlocht reihenweise, eine über der andern um den Kopfaufsatz herumgenäht sind. Braucht nun die Frau Geld, so reißt sie eine oder mehrere dieser Münzen herunter und bezahlt. Vielleicht ist es daher auch nicht zufällig, daß wir bei keiner älteren Frau einen Rest derartigen Schmuckes entdecken konnten, während er bei den jüngeren, und sie werden teilweise noch recht jung, schon mit dem zehnten Jahre verheiratet, ohne Ausnahme vorhanden war. Über diesen Kopfaufsatz aber und bis zur Taille herab legt sich ein an den Rändern reich gestickter Linnenschleier, der Gesicht und Oberkörper umrahmend der ganzen Erscheinung eine ganz besondere Anmut verleiht. Wüßten unsere Damen, wie kleidsam diese Tracht ist, wer weiß, ob nicht bald eine Mode à la Bethlehemitin aufkäme.

Auf dem Dache des evangelischen Pfarrhauses in Bethlehem wehte die deutsche Flagge, als wir dasselbe betraten, um auch von hier einmal Rundschau zu halten. Der Platz dicht nebenan war für die evangelische Kirche bestimmt, deren Bau jetzt wieder unterbrochen ist. Es ist aber höchste Zeit, daß auch hier ein Gotteshaus unserer Konfession errichtet würde und der Gottesdienst nicht länger auf die Verborgenheit des Betsaales im Pfarrhause beschränkt bleibt. Der Gedanke, der mit zur Gründung des evangelischen Bistums von Jerusalem trieb, daß unsere Kirche um ihrer Schwesterkonfessionen willen mit einem gewissen äußeren Ansehen auftreten müsse, hat auch noch heut seine Wahrheit im Morgenlande. Wie wachsen doch die Ansprüche und die Macht des mariendienerischen Rom. Aber freilich, Rom kargt auch nicht mit Mitteln. Wenige Jahre vorher war die Kirche des lateinischen Klosters neben der Grabeskirche bedeutend erweitert, damals grade ward neben dem vom Pfarrhausdache sichtbaren kreisrunden Karmeliterinnenkloster ein Jesuitenkloster gebaut.

Unsern Aufenthalt in Bethlehem schloß ein nochmaliger Gang in die Bazare und in die Geburtskirche. Dort fand gerade

griechischer Gottesdienst statt, was aber einen greisen griechischen Priester nicht abhielt, sich lange mit Pastor Schneller zu unterhalten, während wir uns an dem reichbewegten Bild erfreuten, das die zahlreich erschienenen Bethlehemitinnen mit ihren Sprößlingen boten. Längst funkelten die Sterne am dunklen Nachthimmel, ehe wir wieder Jerusalem erreichten.

Der Schauplatz eines Geisterkampfes.

Ein Königsdrama, vor Shakespeare geschrieben, war es, dessen Schauplatz wir am Tage vor unserer Abreise noch sehen sollten. Die Güte des alten Herrn Schneller hatte einen eingebornen Lehrer seiner Anstalt, Herrn Said, für den Nachmittag frei gemacht, und unter seiner ortskundigen Leitung brachen wir in heißer Mittagsglut auf. Unsre prächtigen Pferde, die von der Hitze wenig zu leiden schienen, trugen uns nicht auf dem gewöhnlichen Wege an den Gräbern der Richter vorbei, sondern brachten uns auf schmalem Reitpfade, der sich auf der Thalsohle hinzieht, wieder in die Nähe des syrischen Waisenhauses. Die schön gepflegten Terrassenanlagen am Hange des Berges zeigten uns, welch ein Paradies noch heut das ganze Land sein könnte, wenn nicht der Fluch der Türkenwirtschaft auf ihm lastete. Jerusalem war verschwunden, als wir auf abschüssigem, über große Felsplatten führenden Wege in ein tiefes Thal hineinritten, das wir auf dem Wege von Ramle nach Jerusalem weiter unten bei Kuloniye schon einmal gekreuzt hatten. Zur Linken zeichneten sich die Wachttürme des nach Jafa führenden Weges scharf am stahlblauen Himmel ab, in ein steilwandiges Seitenthal eingeklemmt lag Lifta, ein mohammedanisches Dorf, berüchtigt wegen der Wildheit seiner Bewohner, deren einer vor mehreren Jahren sogar

unter Mißachtung des Gastrechts einen Gastfreund erschlagen hatte — das denkbar größte Verbrechen im Orient. Die Felder zur Seite des Weges zeigten uns bei dem ganz allmählichen Übergange des Bodens aus nacktem Felsen in fruchtbare Erde hier mehr, als sonst irgendwo bei Jerusalem, was Jesus mit dem „auf den Fels säen" meinte; die Gerste an den Rändern des Ackers war der andern sichtbar weit voraus, aber nur wenige warme Tage noch wie jener, und die flache Humusschicht mußte ausdörren, die Halme welken. Wohlgepflegte Weingärten senkten sich von der Höhe von Bêt Iksa in die Tiefe, Gurken- und Bohnenfelder umgaben mit lichtgrünem Kranze die grauen eng-zusammengedrängten Häuser, zwischen denen sich Kinder, Hühner und Hunde in trauter Gemeinschaft auf den Düngerstätten tummelten; jenseits des Dorfes aber erreichten wir bei sehr steilem Abstieg bald die Grenze des bebauten Landes und nur wildwachsende Pflanzen drängten sich zwischen den Felsplatten von Nebi Samwil, die sich vor uns türmten, hervor. Grüngraue niedrige Gewächse mit stachligen Zweigen und dicken, filzigen, aromatischen Blättern, von denen manche wohl von alter Zeit her, wie noch heut die des salbeiartigen Sa'tar, zur Würze des weichlichen Lammbratens, etwa beim Passahfest, gedient haben mögen, starkduftender Majoran und Thymian, Blütensträucher mit roten und gelben, an Flatterrosen erinnernden Blumen, buntfarbige Wicken, rotblühender Lein, Anemonen und Ranunkeln, schmalblättrige Erikas mit weißlichen Blüten übersät, und mannigfache andere kleine Pflanzen und Büsche konnten doch längst nicht den kahlen Fels decken, oder bei dem gänzlichen Fehlen der Bäume dem Berge den Stempel des Öden nehmen. Allein durch seine mächtige Form will er wirken auch hier in der Nähe, so, wie wir ihn schon von ferne sahen, emporragend über alle Höhen in der Nähe, das altberühmte Mizpa, die Warte Samuels. Wiewohl wir oben nicht Einlaß fanden in die Moschee, die den Gipfel krönt, also auch das Minaret nicht besteigen konnten, an-

geblich, weil der Schlüssel zu dem Hofe und zur Moschee in einem Dorfe am Fuße des Berges aufbewahrt wurde, war doch die Aussicht, die wir von der Umschließungsmauer der Moschee genossen, großartig genug, um uns diese aus letzter Zeit stammende, von dem Wachsen des moslemischen Fanatismus zeugende Chikane leicht verschmerzen zu lassen. Über die ganze Breite des Gebirges Juda und über sein Vorland schweift der Blick, im Sonnenschein glitzert im fernen Westen das Mittelmeer, eine Bergwelt breitet sich im Osten, jenseits der Jordansenkung abschließend mit dem moabitischen Hochland. Von dieser Höhe, der einen alten Gerichtsstätte Samuels, überblickte einst in strahlender Jugendschöne Israels neugesalbter König nicht nur sein Volk, dessen Glieder er um Haupteslänge überragte, sondern auch sein Land bis an die Grenzen der Feinde, die bald seine starke Hand fühlen sollten. Und von jenem Berge herauf, der im Osten vor ihm aufragte, grüßte ihren großen Sohn Gibea Sauls, seine Heimat und künftige Residenz. Unter den schattigen Ölbäumen, die neben der Moschee und dem kleinen Dorfe dort oben gepflanzt waren, entspringt diesem dürren Felsleib sogar ein kleiner Quell, der seine nächste Umgebung mit einem frischgrünen, von bunten Blumen durchwirkten Teppich schmückt. — Hinab gings auf einem so abschüssigen, bald dicht mit Steinen besäeten, bald über glatte Felsplatten führenden Wege, daß öfters der Reiter fast die Mähre tragen mußte; auf großem Umwege, der uns ziemlich nahe an el Kubebe, nach weit verbreiteter Ansicht das alte Emmaus, heranbrachte, kamen wir an einigen andern Orten vorüber nach der uralten Kananiterstadt Gibeon, dem heutigen Djib. Einige Lagen gewaltiger Quadersteine, so groß, daß sie unser morgenländischer Begleiter sogar für eine Felsmasse hielt, waren wohl die letzten Reste der einstigen Stadtmauer. Die gleichen Felder, welche, mit prangendem Weizen bestanden, die auf einem Hügel gelegene Stadt umgaben, hatten vor langen Zeiten den listigen Einwohnern das Brot geliefert, das sie verschimmelt von Hause mitnahmen, um

so durch den Schein einer weiten Entfernung ihres Wohnsitzes ihr Leben vor den heranrückenden Israeliten zu schützen.

Von nun an änderte sich der Weg, besser, von nun an begann ein Weg, während bis dahin unsere in Palästina nicht sehr verwöhnten Blicke oft umsonst nach einem solchen ausgeschaut hatten, wir kamen an den alten Saumpfad, der von Jerusalem über Lydda nach Jafa führt. War uns bis dahin kaum ein einzelner Reiter begegnet, so trafen wir von da an Schar auf Schar von den Bewohnern der umliegenden Dörfer in ihrer malerischen Tracht, die am Spätnachmittag aus Jerusalem heimkehrten. Zu Fuß und zu Esel, hohe Körbe auf dem Kopfe oder kleine Kinder an der Hand, so schritten die Frauen daher, die Männer kamen meist mit dem kurzen, oben zu einem wahren Tambourmajorsknopf sich verdickenden Stock in kleineren und größeren Trupps an uns vorüber. Mehrere Versuche, mit Frauen über ein von ihnen über den Kopf getragenes Leinentuch mit gestickten Kanten ähnlich den bethlehemitischen handelseins zu werden, stießen von vornherein auf entschiedene Ablehnung oder scheiterten an den zu hohen Forderungen.

Die Höhen mit Dörfern gekrönt, das breite Thal, in dem wir dahinreiten, sorgfältig bebaut und bepflanzt, so bietet die Gegend einen lieblichen Anblick. Von dem breiten Weg lenken wir ab, über Geröll und durch buschiges Gras, die Weide zweier großen Ziegenherden, gehts dem Hügel zu, der, zuerst sich allmählich erhebend, von einer so steilen Kuppe gekrönt ist, daß wir diese nur zu Fuß ersteigen können. Halbverfallene Gewölbe gähnen uns entgegen, Mauerreste stehen noch hier und da, Scherben decken den Boden der einstigen stolzen Königsresidenz, Gibea Sauls.

Welch ein Rundblick, der sich uns da öffnet! Im Norden thront auf einem Bergkegel er Ram, die alte Grenzstadt zwischen Juda und Israel, im Westen die Moschee von Nebi Samwil, von der niedergehenden Sonne umstrahlt, fast uns zu Füßen liegt im Süden Jerusalem, überragt von dem abgestumpften Kegel des

Frankenberges, neben dem, näher unserm Standpunkt, des Ölbergs Spitze über den Skopus herüberschaut, im Osten lehnen sich die weißen Häuser von Anathot, der Stadt des Jeremias, an eine sanfte Berghalde, und in weiter Ferne zeichnet sich scharf am klaren Himmel der Nebo ab über dem schluchtenreichen Gebirge Moab, vor dem sich das tote Meer in sattem Blau dehnt und des Jordans grünumsäumter Lauf aus fahlgelber Wüstenei zu seiner Rechten und Linken hervorleuchtet. Ein Platz für ein königliches Hoflager, wie kaum ein zweiter sich finden läßt. Von einer reichen Kultur reden hier die Trümmer und von einer furchtbaren Zerstörung, von einem hochbegabten Leben, das so tief gefallen ist. Mizpe Sammil und Gibea Sauls — die Stätten einer Königstragödie so erschütternd, wie vielleicht nur jene, die mit ihrem traurigen Abschluß im Starnberger See damals uns gerade in frischester Erinnerung war.

Aber wo bleiben die Erwarteten, mit denen wir hier zusammentreffen wollten. Die verabredete Zeit ist doch schon da; wir spähen die Straße entlang, die nach Jerusalem führt — umsonst, wohl kommen noch einzelne verspätete Trupps, die der Heimat zu eilen, manche unter ihnen auf schnellen Rossen, aber sie alle reiten an uns vorüber. Wir fragen bei den beiden Hirten, die ihre Ziegenherden unbekümmert um unsere Unruhe am Fuße des Hügels weiden, ob schon vor uns jemand hier oben gewesen sei. Sie verneinen es. Es wäre doch wirklich bedauerlich, wenn wir meinen lieben Freund aus Bethlehem verfehlen sollten; denn morgen gehts fort von der heiligen Stadt! Umsonst aber warten wir, eine Minute nach der andern vergeht, wir müssen aufbrechen, um nicht zu spät erst nach Jerusalem zu kommen. Doch beschließen wir, den Ritt über den Skopus, den wir eigentlich gemeinschaftlich mit den Erhofften machen wollten, allein zu unternehmen. So biegen wir bald vom Wege ab, um auf die Höhe zu kommen, eine Sache, leichter gesagt, als gethan. Wenn man hierzulande mit einem Pferde eine thatsächlich von losen Steinen

völlig bedeckte Berglehne hinanklimmen und ziemlich oben über eine breite aus losen Steinen aufgesetzte Mauer klettern sollte, würde man sich wahrscheinlich lieber auf seine zwei eigenen, als auf des Pferdes vier Beine verlassen. Die Kletterleistungen der Pferde in Palästina sind aber geradezu verblüffend. Ohne jedes Bedenken gingen die Tiere, denen wir die Zügel ganz locker gelassen hatten, hinüber und nun ritten wir auf schmalem Pfade dahin, zur Rechten auf das von rautenförmiger Mauer umschlossene Jerusalem, zur Linken auf das im Abendgold glänzende tote Meer hinabschauend. Da sprengt uns ein einzelner Reiter entgegen, der lang Gesuchte, ihm nach folgen auch seine Braut, deren Schwester und ein Herr vom deutschen Konsulat. Sie kehren mit uns noch einmal zur höchsten Kuppe des Skopus zurück, mit uns sich des entzückenden Anblicks zu erfreuen. Von den Strahlen der untergehenden Sonne beleuchtet liegt Jerusalem da, amphitheatralisch vor uns aufsteigend, die weißen Häuser und Kuppeln glühen in goldigem Scheine, neben wuchtigen Kuppeln ragen schlanke Minarets, spitze Türme und ernste Cypressen auf, das lichte Grün der Olivenbäume deckt das hier noch flache Kidronthal zu unsern Füßen, drängt im Norden bis dicht an die Stadtmauer heran und umkränzt die Häuser der Vorstadt. Die Berge Judas und die Höhen, auf denen wir am Nachmittage gestanden hatten, schließen den Horizont ab, und schön, wie kaum je, erglänzt in der Tiefe das blaue Auge des toten Meeres. Die Sonne strahlt wundersame Farben darauf, wir sehen, wie die Schatten der diesseitigen Berge allmählich über dasselbe vorrücken, jetzt liegts ganz im Dunkel, aber um so satter und tiefer leuchten in den herrlichsten purpurnen und violetten Tinten die Berge Moabs. Auch an ihnen klimmt der Schatten höher und höher hinauf, die Sonne sinkt und Feuersglut flammt am Westhimmel, wir müssen aufbrechen, da die Nacht so schnell folgt. Die Pferde fliegen über die steinbesäete Hochfläche; längst ehe wir den Fuß des Berges erreicht haben, dunkelt es stark, und die letzte Strecke

des Weges legen wir, schon in voller Nacht dahinreitend, zurück. Beim Sternenschein nehmen wir am Damaskusthor Abschied von denen, mit denen wir diese gewaltig ergreifenden Stätten geschaut hatten.

Die ganze Geschichte Israels war im Laufe dieses Nachmittags an unserm geistigen Auge vorübergezogen von Abrahams Tagen an, als noch nicht das Salzmeer das Thal Siddim bedeckte, durch die Tage der Richter, Könige und Propheten bis hin zur Zerstörung Jerusalems durch Titus, dessen Legionen auf dem Skopus lagerten.

Abschied, Abschied, bittre Stunde, Abschied, Abschied, schweres Wort.

Es ist schwer von Jerusalem Abschied nehmen — nicht weil die Stadt so schön wäre! die engen, winkligen Straßen, das vorsintflutliche Pflaster, die hohen, düstern Häuser, der berghohe Schutt, der sich dort türmt, thun's einem nicht an. Nicht, weil die Landschaft so viele Reize umschlösse! die grauen, nackten Kalksteinfelsen, die knorrigen Ölbäume, der bunte Blumenteppich, der sich zur Frühjahrszeit dort breitet, gewiß, sie entbehren nicht des Reizes, aber der Gegenden giebts viele, mit denen sich jene nicht messen kann. Oder liegt etwas besonders Anziehendes in den Bewohnern der Stadt? Ihre Tracht kannten wir schon aus Ägypten, sollten sie noch länger schauen in Syrien, und auf denen, die in Jerusalem mit dieser Tracht angethan sind, lastet in ihrem Wesen, in ihrem Handeln und Schaffen ganz anders, als auf den frischen Bergvölkern des Libanon unter ihrem christlichen Pascha, der Druck der türkischen Regierung. Es ist so etwas ganz Eigenes um die Stadt, daß man meint, es sei eine entthronte Fürstin, die den Witwenschleier trägt, die aber nur ihr Geschmeide wieder

anzulegen brauche, um in königlicher Hoheit dazustehen; es lagert solch ein Duft über ihren Mauern, wie wenn nach einem schönen Sommertage die Sonne untergegangen ist, und, da der Himmel noch in goldigem Glanze strahlt, die müden Schnitter heimwärts ziehn und das Abendläuten vom Turme des Dörfleins herabklingt. Vielleicht ists ein besonderes Leiden, die Sehnsucht nach Jerusalem, und wiewohl ich noch von keinem Doktor etwas von dieser Krankheit, noch weniger von einem Mittel gegen sie gehört habe, wollt ich doch drauf wetten, daß ich sie gehabt habe, ja daß ich sie noch nicht wieder los geworden bin. Danach zu urteilen, muß es ein chronisches Leiden sein, und wer seine Kennzeichen wissen will, braucht nur im 137. Psalm nachzulesen; der ist auch von einem geschrieben, der samt seinen Genossen schon vor ein paar tausend Jahren an der gleichen Krankheit zu leiden hatte.

Es war ein stiller Gang, als wir am Vormittag des Abschiedstages noch einmal, zum letzten Male, an der schläfrigen türkischen Wachtmannschaft vorüber zum Stephansthore hinausschritten, hindurch durch das Kidronthal, am Gethsemanegarten vorüber, auf einem bis dahin von uns noch nicht eingeschlagenen Wege den Ölberg hinan. Heiß schien die Sonne vom wolkenlosen Himmel hernieder, und ihre Strahlen entlockten den Kräutern und Blumen würzige Wohlgerüche. Steinmauern, auf denen sich klugblickende Eidechsen sonnten, schlossen den Weg auf beiden Seiten ein, aus den Feldern, auf denen die Gerste zu reifen begann, hob sich das lichte Grün der jungen Triebe des Feigenbaums und das wie bei herannahendem Alter weiß schimmernde Laub der breitästigen Ölbäume. Sabbathliche Stille lag über der ganzen Landschaft. Oben auf der Höhe gehts am Ölbergdorf vorbei und seiner ganzen, elenden Verwahrlosung, dort drängen sich Frauen mit Säuglingen auf den Armen heran, strecken sich bittende Kinderhände aus: „Bakschisch, ya Chawadje, Bakschisch, o Herr!“ Und während die Erwachsenen durch kläglichste Haltung und Gebärden der Bitte Nachdruck zu geben suchen, liegt in den

großen, dunklen Augen der Kleinen die ungläubige Frage: „Ob ich wohl etwas bekomme?“, und um die Lippen zuckts in seltsamem Gegensatz zu den weichsten Tönen, deren die hellen Kinderstimmen fähig sind, voll schalkhaften Humors: Giebts nichts, so schadets nicht viel, wir haben dann doch mit dem Ferenghi unsern Spaß gehabt. Ihnen zu entgehen, wandte ich mich hin nach jenem Platze bei der russischen Kirche. Leb wohl, du leuchtendes totes Meer, leb wohl, du grünumkränzter Jordanlauf, lebt wohl, ihr Berge Moabs drüben und ihr zahllosen Kuppen der Wüste Juda auf dieser Seite. Das kleine Stück kreidigen Kalksteins mit den eingeschlossenen Feuersteintrümmern, das ich mir dort oben brach, ruft mir auf meinem Schreibtisch stehend noch jetzt wieder alle Einzelheiten dieses Augenblicks wach.

Auf der andern Seite des Ölbergs stellt sich uns noch einmal das Gesamtbild Jerusalems vor Augen. Da liegt die heilige Stadt, der Tempelplatz in seiner gewaltigen Ausdehnung mit den so kleinen Gebäuden, die breiten, wuchtigen Kuppeln der Grabeskirche, welche mit dem Felsendom ein mitten in Wogen plötzlich zu Stein erstarrtes Meer von Kuppeln überragen, die trotzige Citadelle, umschlossen von der krenelierten Mauer. Wir suchen dies Bild in seinem mit Grün geschmückten Felsrahmen fest uns einzuprägen, nach Mizpe Samwil im Norden, zum Frankenberg über Bethlehem hin im Süden fliegt der Blick; am Fuß des Ölbergs der Weg nach Bethanien, in der Tiefe des Thales Absaloms Grab, was möcht man nicht alles unverlierbar festhalten bei solchem Abschied fürs Leben! Wir müssen scheiden. Heiß brennt die Sonne, als wir am andern Thalrand zum Stephansthore hinaufsteigen, still liegen in der Mittagsglut die Straßen Jerusalems, durch die wir still hindurchschreiten.

Die letzten Vorbereitungen zum Abschied sind getroffen, noch einmal schreite ich an der Grabeskirche und dem Muristan vorbei dem deutschen Pfarrhause zu, um auch ihm Lebewohl zu sagen. In Pausen erklingt die große Glocke der Grabeskirche mit ihrem

tiefen Ton über die ganze Stadt hin, die uns auch in der vorhergehenden Nacht lange munter gehalten hatte, und in der Kirche liegt wohl das arme, bethörte Volk auf den Knien oder läuft in wilder Hast mit der Prozession der griechischen Priester um die Grabkapelle und schreit zu Gott empor um das heilige Feuer, das vom Himmel herniederfallen soll, und das der griechische Patriarch aus der Engelskapelle heraus der harrenden Menge darreichen wird, damit die Tausende, welche vielleicht schon die ganze vorhergehende Nacht im Gotteshause zugebracht haben, ihre mitgebrachten Lichte daran anzünden können. Die Russen haben großenteils besondere Laternen, in denen sie die dort angezündeten Flammen bis nach ihrer Heimat tief im Innern von Rußland bringen, und welcher Wert im heiligen Lande selbst auf dieses Feuer gelegt wird, zeigt sich daraus, daß sofort nach Empfang desselben zwei Reiter nach Bethlehem sprengen, von denen der zuerst an der Geburtskirche ankommende drei Napoleons erhält. Wir wollten nicht mit diesem Eindruck unsern Aufenthalt schließen und hatten deshalb auf den Anblick dieser höchsten „Feier" in der Grabeskirche verzichtet. Gerade als ich wieder in unser Hotel zurückkehrte, tönte ein lauter Lärm und das Schreien einer großen Menschenmenge zu mir herüber; gewiß war das heilige Feuer soeben vom Himmel gefallen; und die Freude des Volks über dies große Wunder machte sich in lautem Jauchzen Luft.

Zum Schlusse gabs noch eine Geduldsprobe und eine Probe orientalischer Pünktlichkeit, indem der Wagen, der um vier Uhr nachmittags uns versprochen war, erst um ein halb sechs Uhr erschien. Am Thore der Stadt trafen wir auf einen Leichenzug; ein kleines Kind wars, das auf der Bahre lag, das Angesicht nur mit einem ganz leichten Schleier verhüllt, so daß wir die Züge deutlich sehen konnten. Den Weg hatte es wohl, Gott gebs, gefunden aus dem irdischen Jerusalem ins himmlische.

Ein herrlicher Abend, an dem wir nun auf dem von Spaziergängern belebten Wege zwischen den Häusern der Vorstadt dahin-

fuhren. Bald blieben die Häuser zurück, dem Ölberge und seinem neugebauten Turm, welche, die Stadt überragend, hervortraten, galt unser Abschiedsgruß, dann wars noch am ersten Wachtturme das Türmchen des syrischen Waisenhauses, das erste und letzte Zeichen von Jerusalem, an dem das Auge sehnend festhielt, an einer Biegung des Weges verschwand auch dieses, die heilige Stadt lag hinter uns. Vom dunkelnden Abendhimmel hebt sich Mizpe Samwils massige Felsgestalt scharf ab, die Schatten lagern sich dichter und dunkler über die Schluchten und Thäler, vor Kuloniye läuft ein Schakal über den Weg, gefolgt von einem Hunde, der nach einiger Zeit mit dem jenem abgejagten Knochen zurückkehrt. Dort unten ist am Gasthof nach einigen durch Schadhaftigkeit der Wagenbremse schon vorher verursachten Unterbrechungen der Fahrt der erste offizielle Aufenthalt, und wir verwenden ihn ebenso wie der Kutscher und die Templerin aus Jafa, der wir die Mitfahrt gestattet haben, zu unserm Abendimbiß. Inzwischen ists dunkel geworden; denn unsere Mahnungen an den Kutscher zur Eile sind bei ihm ungehört verhallt, und auch die Templerin, die wir zur klareren Dolmetschung unserer Gefühle gegen ihn gebraucht haben, erklärt uns, nachdem sie die Erfolglosigkeit ihrer Bemühungen eingesehen, es sei ein Araber, und die seien meist sehr dumm, zu ihm selbst gewandt aber wiederholt sie im schönsten Schwabendeutsch mit echter Gemütlichkeit: „Du bischt wirklich ä Bissele zu sähr dumm.“

Bergauf und bergab, durch Felseneinöden und zwischen bebauten Feldern hin ging der Weg, hin und wieder leuchtete aus dem Dunkel der Nacht heraus die glutrote Flamme eines Beduinenfeuers, um das sich einige schwarze Gestalten gelagert hatten, große Karawanen von Lastkamelen und Eseln zogen an uns auf der auch zur Nachtzeit ziemlich belebten Straße vorüber und zwangen unsern Wagen zu öfterem Halt; so oft uns aber ein Wagen begegnete, gingen zwischen den beiden Kutschern erst die Fragen hinüber und herüber, die schon seit Homers Zeiten zwischen Unbekannten gewechselt werden:

„Wer? Und woher die Männer? Wo hausest du? Wo die Erzeuger?“ Dazu mußte noch der Name des Fuhrunternehmers, das Nationale der Insassen, die Abfahrtszeit 2c. angegeben werden, und bis diese Erkundigungen beendigt waren, wurde regelmäßig halt gemacht. In Bab el Wadi holten wir während der längeren Rast, die das Abfüttern in Anspruch nahm, den Schlaf etwas nach, an den auf dem harten Sitz des engen Wagens nicht viel zu denken war. Von Ramle aus leuchtete uns der Mond und umglänzte den Turm von Ramle inmitten der Olivengärten und Kaktushecken mit seinem ungewissen magischen Licht. Bald ward es nun heller. In tiefem Blau lagen die Berge Judas, über denen purpurnes Morgenrot strahlte, auf den Feldern waren fleißige Hände schon geschäftig — es war am 17. April — die Gersteuernte einzuheimsen, der Blütenduft der Orangenhaine strömte uns stärker und stärker entgegen, bald ging der Weg zwischen Baumpflanzungen dahin, auf beiden Seiten mit hohen Kaktushecken umschlossen, an deren einzelnen Blättern bis zu sechs ja noch mehr dem Aufbrechen nahe Blütenknospen leuchteten, Schlingpflanzen rankten sich um die dicken Stämme der Katteen, hellgelbe Citronen und dunkelglühende Orangen und Pomeranzen bogen noch die Zweige nieder, an welchen schon wieder porzellanweiße Blüten in verschwenderischer Fülle schimmerten, in den Häusern erwachte soeben das Leben ihrer Bewohner, und wir gelangten durch einige Straßen müde und zusammengerüttelt zu dem uns schon bekannten Hotel, in dem wir uns noch etwas ruhten.

Glockenhelle Hornklänge weckten mich bald. „Ännchen von Tharau,“ „Es war ein König in Thule“ und andere deutsche Volkslieder ertönten aus dem metallenen Munde, und jubelnd und klagend zogen die Klänge aus der Heimat durchs Herz, die Macht des deutschen Volksliedes hier in Palästina, wie überall „so weit die deutsche Zunge klingt und Gott im Himmel Lieder singt.“

Hin und wieder gingen wir im Laufe des Tages durch die Stadt, vorüber an mehreren Neubauten, die von der wachsenden

Bedeutung Jafas Zeugnis ablegten, über den Marktplatz, auf dem die Erzeugnisse des Landes ebenso wie die frutti di mare ausgeboten wurden, durch einen schönen von Säulenarkaden umgebenen Moscheenhof mit zierlichem Brunnen in der Mitte, auf steilen Treppen und engen überwölbten Gäßchen hinab zum Hafen. Dort herrschte an der hohen Hafenmauer ein geschäftiges Treiben, Kamele wurden befrachtet, türkische Zollbeamte empfingen die ankommenden Waren, eine bunte Menge bedeckte die enge Straße. Umsonst schauten wir aber nach dem Lloyddampfer aus, der den kairener evangelischen Pastor samt den uns unbekannten außerpalästinischen Teilnehmern an der morgenländischen Pastoralkonferenz in Gestalt des Geistlichen von Alexandria nach Jafa bringen sollte. Während der französische Messageriedampfer, mit dem wir die Fahrt nach Beirut machen wollten, schon längst auf der Reede ankerte, warteten die von Jerusalem zum Empfange der Gäste abgesandten Deutschen mit uns bis zum späten Nachmittage vergeblich, und als endlich eine Rauchwolke sein Nahen ankündigte, wars für ein Wiedersehen mit unserm kairener Freunde für uns zu spät. Schon lag das Boot bereit, das uns aufnehmen sollte, der letzte Schritt auf dem Boden Palästinas ward gethan und auf der spiegelglatten Fläche fuhren wir dem Dampfer zu. Um sechs Uhr abends wurden die Anker gelichtet, und wir stachen in See. Das satte Blau der Berge Judas hob sich gegen den gelben Sand der Dünen von Jafa scharf ab. Bald ward es völlig Nacht, und aus dem Dunkel heraus glänzte nur noch das periodisch wiederkehrende Licht des Leuchtturms von Jafa, das hernach durch das Licht eines andern Leuchtturms, vielleicht von Haifa, abgelöst wurde.

Palästina lag hinter uns, und nur unsere Gedanken durften noch dort weilen. Ja, auch sie fanden kaum Zeit zur Sammlung und Stille. Nicht, daß das hier übel berüchtigte Meer zu unruhig gewesen wäre, bei dem herrschenden Ostwind ward sein breiter Rücken nur von kleinen Wellen gekräuselt, aber das Schiff mit

all den Reisenden an Bord, die nach dem Osterfest Jerusalem und Palästina auf dem Seewege verließen, war so überfüllt, daß nirgends ein ruhiges Plätzchen zu finden war. Das Vorderdeck bot einen bunten Anblick dar, jeder Platz war besetzt, hier ein Derwisch mit hoher, gelber Mütze, dort ein Händler mit Affen und Papageien, wohlbeleibte Türken und hagere Fellachen, heimkehrende Pilger und tief verschleierte mohammedanische Frauen, kurz Leute aus allerlei Volk lagen dort in ihre Teppiche oder Decken gehüllt in malerischer Unordnung, und bei jedem Schritt mußte man einen der Schlafenden vorsichtig umgehen. Auf dem Hinterdeck aber saß die Tochter eines bekannten englischen Reiseunternehmers und stellte einem preußischen Justizbeamten gegenüber, in dem sie einen sehr aufmerksamen Zuhörer gefunden hatte, im vollsten Ernst die Behauptung auf, daß Arabisch und Deutsch zwei eng verwandte Sprachen seien — jedenfalls darin verwandt, daß Miß C. von der einen genau so viel verstand wie von der andern, im übrigen aber ein würdiges Seitenstück zu der Ansicht des „Justizministers“, der nach dreitägigem Aufenthalt in Kairo schon „alles“ gesehen hatte. Man lernt schließlich auch solche Mitreisenden als ein unvermeidliches Übel tragen, freilich ohne die Hoffnung, vor Ende der Reise von ihnen Abschied nehmen zu können, denn wenn man auf der gewöhnlichen Touristenstraße bleibt und nicht ausnehmend lange an einem Orte verweilt, ist man sicher, auf den Schiffen nicht nur, sondern sogar bei den einzelnen Ausflügen und Besichtigungen bei der beschränkten Reisegelegenheit stets wieder die gleiche Gesellschaft zu treffen. Glücklicherweise sind auch solcher nicht Vergnügungs-, sondern Qualreisenden wohl stets nur wenige, im Verein mit den Unannehmlichkeiten der Reise nur eine Mahnung, über den reichen Genüssen und der interessanten Gesellschaft in der Fremde nicht der Heimat und des eigenen Hauses zu vergessen. Abschied und Heimweh, wie macht ihr doch so traurig!

———

Die Stadt des ewigen Frühlings.

Wars schade, daß sich am nächsten Morgen das entzückende Bild der syrischen Küste nicht erst vor unsern Augen entrollte, langsam und allmählich sich entschleiernd? Oder wars so schöner, daß wir nach einem bei der vorhergegangenen fast ganz durchwachten Nacht besonders festen Schlaf erst um ein halb sechs auf Deck kamen, als das Schiff soeben still lag in der großen St. Georgsbai von Beirut und nun mit einem Male die ganze Herrlichkeit dieser gottgesegneten Landschaft in voller Pracht vor uns lag? Jedenfalls war der Anblick, der sich uns hier bot, berauschend schön. In weitem Halbkreis umschloß das Land von Ras Berut an bis dorthin, wo die hohen Libanonberge schroff und steil ins Meer abfielen, die spiegelglatte See. Farbenglühend wie des Morgenländers Gewandung erglänzte die weite Bucht im Morgensonnenstrahl. Dicht an des Meeres Gestade hat sich der Riese gelagert, des Meeres, das leise die Sanddünen wie gelbe Schuhe umplätschert, lichtgrün in des Propheten Farbe deckt der breite Baumgürtel die Hüften; die Schultern umfließt die braun und weiß gestreifte Abaye, der weite Mantel, der mit seinen glänzenden Schneestreifen faltenreich vom Djebel Sannin herniederwallt; sein Haupt ist mit einer schneeweißen Keffiye verhüllt, auf seinen schwieligen felsharten Händen aber hat der Gewaltige dicht am Meere sorglich schützend und schirmend sein kostbares Riesenspielzeug, die Stadt Beirut, ausgebreitet.

Noch weht die Quarantaineflagge über dem großen türkischen Zollamt, und wir haben Muße, den wunderschönen Anblick ungestört von zudringlichen Bootsführern zu genießen. Die Häuser von Beirut machen mit ihren zahlreichen, großen Fenstern und den Ziegeldächern einen weit freundlicheren Eindruck, als ihn uns bis dahin in den andern morgenländischen Städten die flachen Häuser geboten hatten, die mit ihren wenigen engen Fenstern viel

eher Gefängnissen ähnlich sahen. Nicht dicht aneinander gedrückt liegen sie hier beisammen, wie in steter Furcht vor einem feindlichen Überfall, nein, wie den festen Kern des Kometen weithin der lockere Kometenschweif umgiebt, so dehnt sich auch um das kleine Alt-Beirut weithin eine Gartenstadt, in der jeder unter seinem Weinstock und Feigenbaum wohnt, in der hohe Palmen ragen, breitästige Pinien weithin schatten, Akazien ihr lichtes Laubdach im Winde wiegen und aus dem frischen Grün heraus, je weiter von der Altstadt entfernt, desto mehr vereinzelt, die bräunlichen Häuser hervorlugen. Und was für prächtige Gebäude sind es, die groß und imponierend auf den felsigen Geländen, die sich hier zum Meere senken, emporragen. Schon vor unserm Eintritt in die Stadt merken wirs, daß hier doch ein anderer Einfluß sich geltend macht, den wir bis dahin in solcher Kraft noch nicht im Morgenlande gefunden haben. Die Türme, die sich da und dort über die Häusergruppen erheben, zeigen uns, daß das Christentum hier festen Fuß gefaßt hat an dem durch seine Lage und seinen regen Handel wichtigsten Punkte Syriens, in der Stadt, die den Hafen für den christlichen Libanonbezirk, wie für das fanatisch mohammedanische Damask, für den Hauran mit seinen lachenden Weizengefilden, wie für den fernen Osten bildet, dessen Schätze von schwerbeladenen Karawanen nach dem uralten Stapelplatz jener Länder, Damask, und von dort auf dem alten Saumpfad oder auf der bequemen Fahrstraße hierher gebracht werden. Daß freilich in der Stadt, deren Bedeutung auch die türkische Regierung durch die inzwischen erfolgte Erhebung zu einem selbständigen Vilajet anerkannt hat, die Türkenherrschaft keineswegs aufgehört hat, wurde uns nicht erst wiederholentlich von den dort ansässigen Europäern bestätigt, sondern zeigte sich uns schon bei unserer Landung, als die Allmacht Cooks, die uns hier wieder unter ihre Fittiche genommen hatte, Paß, Gepäckrevision und alle andern Formalitäten umgehend, uns zwischen den Klippen hindurch direkt vor unser Hotel d'Orient rudern ließ.

Hohe, kühle Zimmer umfingen uns, in denen sich gar gut die Briefe aus der Heimat lasen. Alle Thüren führten hier, wie auch in den andern Beiruter Häusern, auf die große Halle, die meist auch schon von außen durch größere oft mit Stabwerk verzierte Rundbogenfenster sich bemerklich macht und den Bauten dieser Stadt ein ganz besonderes Gepräge verleiht; fast ist man in Versuchung, von einem Beiruter Baustil zu sprechen, der sich auch durch die ausnehmende Höhe der einzelnen Gemächer und die durch die unmittelbare Nähe des waldreichen Libanon sehr nahe gelegte Anwendung des schön gemaserten Holzes für die Decken vorteilhaft vor den gedrückten Jerusalemer Steingewölben auszeichnet. Die Höhe der Zimmer aber hat ebenso wie dieser Hallenbau und die Anlage von Loggien bei vielen der neueren Häuser seinen Grund in der großen Hitze, die in den Sommermonaten viele Einwohner in die Sommerfrischen auf die Libanonhöhen treibt, den Zurückgebliebenen aber nur in eben jenen großen, hohen Hallen den Aufenthalt erträglich gestaltet.

In solch einer Halle wurden wir auch empfangen, als wir im Sonnenbrande vorüber an einer preußischen Apotheke — so weit ist das deutsche Element hier schon eingedrungen — und an dem großen Exerzierplatz, der um eine türkische Kaserne her sich über das Niveau der Straße erhebt, sowie an der von einem hohen Turm überragten schönen Kirche und der großartigen Druckerei der nordamerikanischen Presbyterianer, nach einigem Suchen das Haus des Direktors Staiger gefunden hatten, dem wir aus Jerusalem Grüße überbrachten. In dem kleinen Garten vor der Thür dufteten die herrlichsten Rosen und in der wohlthuenden Kühle der Halle empfing uns süddeutsche Herzlichkeit, tönten uns die aus dem Munde der Frau Direktorin anheimelnden schwäbischen Laute entgegen. Da die gleichfalls zu den Anstalten der nordamerikanischen Presbyterianer gehörige Schule, der Herr Staiger vorstand, des griechischen Osterfestes wegen an diesem Tage noch Ferien hatte, widmete er uns den ganzen Tag und

begleitete uns zunächst zum deutschen Konsulat, wo uns der durch seinen arabischen Sprachführer bekannte damalige Kanzler, Herr Hartmann, jetzt Professor am orientalischen Seminar in Berlin, die Teskeres (türkischen Pässe), die für den Eintritt in die europäische Türkei zum mindesten sehr wünschenswert sind, zu besorgen die Güte hatte.

Bei unsrer beschränkten Zeit — wollten wir doch schon an diesem Tage einen Dragoman für unsern Ritt über den Libanon nach Damask wählen — mußten wir es uns versagen, auf die Anstalten und Institute der übrigen christlichen Konfessionen mehr als von außen einen Blick zu werfen, wiewohl sie in ihrer Großartigkeit alle zu einem Besuche einladen. Seit den Greueln der syrischen Christenverfolgung 1860 sind in regem Wetteifer aller christlichen Länder und Konfessionen der schon weit älteren Thätigkeit der amerikanischen Presbyterianer Werke christlicher Barmherzigkeit zur Seite getreten, die den Mohammedanern das Christentum bei aller Verschiedenheit der Bekenntnisse doch als eine einheitliche, von der Religion des Propheten grundverschiedene Geistesmacht zeigen müssen. Wie sich in den ersten christlichen Jahrhunderten von den Großstädten und Handelscentren aus das Christentum verbreitete, so dringen heut von diesem Missions-Mittelpunkte aus christliche Einflüsse tief ins Innere Syriens hinein. Und nicht an letzter Stelle steht bei diesem edlen Wettkampf der Konfessionen unsere deutsche evangelische Kirche. Deren Anstalten mußten wir zum mindesten sehen.

So führte uns unser freundlicher Geleitsmann auf jene langgedehnte Via Sacra Beiruts, die Konsulstraße, an der neben dem weit außerhalb der Stadt auf stolzer Höhe ragenden Syrian Protestant College der Presbyterianer drei Stiftungen deutscher Wohlthätigkeit errichtet sind. Auf einen Besuch in dem am weitesten entfernten Johanniterhospital mußten wir bis zu unsrer Rückkehr von Damask verzichten; unser Ziel waren jetzt nur die beiden engverbundenen ältesten Anstalten, deren eine, das Waisen-

haus für Mädchen, wohl mit die erste sichtbare Frucht jener Blutaussaat des mohammedanischen Fanatismus war, deren andere, das Pensionat, auch schon wenige Tage darauf das fünfundzwanzigjährige Jubiläum feierte. Von hoher Mauer umschlossen scheidet ein kleiner Vorgarten mit schattigen Bäumen die Anstaltsgebäude, über die ein stattlicher Glockenturm aufsteigt, vom Staub und Lärm der Straße. Durch beide Anstalten, die unter Leitung der Kaiserswerther Diakonissen 130 Waisenkindern und 25 Pensionärinnen Erziehung und Unterricht, neben ihnen noch gegen 100 in der Stadt wohnenden Mädchen höhere Schulbildung gewähren, führten uns die liebenswürdigen Vorsteherinnen, Schwester Luise von Trotha und Luise Kaiser. Da viele Zöglinge der Ferien wegen noch abwesend waren, konnten wir das volle Getriebe der Anstalt nicht beobachten, aber das ließen uns die schönen, großen Schul- und Wohnzimmer erkennen, das bewies der große schattige Spielplatz hinter dem Hause, das zeigten uns die frischen Gesichter der anwesenden Kinder und ihre leuchtenden Augen, daß hier den Kindern die Heimat in vollstem Maße ersetzt wurde. Auf dem flachen Umgang, der sich hier, wie auch bei andern Häusern Beiruts an einem Teile des erst kürzlich aufgelegten Ziegeldaches hinzog, konnten wir nicht lange weilen des stark wehenden Schirokkos wegen, der den Himmel mit einer dichten Staubwolke verhüllte und die Sonne vollständig den Blicken entzog, den Atem aber in der mit feinsten Staubteilchen erfüllten Glutatmosphäre erschwerte und den Mund ausdörrte. Daher zogen wir uns, nachdem wir noch einen Blick in die schöne Kapelle und in den kleinen, aber prächtig gepflegten Garten gethan hatten, für die heißeste Zeit des Tages in unser Hotel zurück, wurden aber dort auf unserm Zimmer, wie auf der Veranda des Hauses von einem Dragoman nach dem andern aufgesucht, die uns ihre Dienste für den Weg nach Damask anboten. Teilweise echte Galgengesichter stellten sie ihre Mühwaltungen möglichst groß dar und wollten, besonders als wir auf einem von Pastor

Schneller uns geratenen, wegen seiner Beschwerlichkeit wohl selten eingeschlagenen Weg über den Libanon beharrten, ihre Leistungen auch möglichst teuer verkaufen. Mit unserm schließlich aus ihrer Schar gewählten Jussef hatten wir, wie es sich zeigte, keinen schlechten Griff gethan. Dienstwillig und zuvorkommend, ein ganz tüchtiger Koch, hat er bei mäßigen Preisen (45 Frank für den Tag) unsere Wünsche, soweit es in seinen Kräften stand, stets erfüllt.

Lange schwankten wir, ob wir bei der sengenden Hitze einen Ausflug wagen durften, endlich entschlossen wir uns in Gemeinschaft mit Herrn Direktor Staiger zu einer Fahrt nach der Pineta, jenem Pinienwald, der von dem umsichtigen, thatkräftigen Fachr ed din, dem selbständigen Beherrscher Nord-Syriens im Anfang des 17. Jahrhunderts, zum Schutz gegen die von Süden her drohende Versandung der Stadt angelegt war. In den Straßen der Altstadt trat uns das Geschäftsgewoge entgegen, nur merkten wir, daß die Tracht der Frauen sich sehr zum Vorteil vor der in andern morgenländischen Städten von uns gefundenen auszeichnete. Der Schleier bestand hier à la Stambuli nur aus einem leichten bunten oder weißen Flor, von denen besonders der letztere die Gesichtszüge deutlich erkennen ließ; böswillige Zungen wollten behaupten, daß die jungen hübschen Frauen und Mädchen den weißen Schleier wählten, während die „älteren jungen Damen" ihre Schönheit mit dem buntgeblümten verhüllten; in Wahrheit aber waren es wohl die Religionen, welche diesen Unterschied veranlaßten. In den großen Kaffeehallen, anders lassen sich diese breiten, mit festem Holzdach versehenen Lauben kaum bezeichnen, waren die niedrigen Binsenstühle sämtlich von trinkenden, rauchenden, brettspielenden Gästen besetzt. Sobald wir die eigentliche Stadt im Rücken hatten, fiel uns wieder die Pflanzenpracht auf, welche sich in den Gärten der Vorstadt ausbreitete. Die weißen und bunten großen Glocken der Abutilons hingen neben den roten Traubenblüten des Judasbaumes mit seinen seltsamen Blättern,

Bäume von indischem Flieder ragten blütenübersät neben einer baumartigen Solanumart mit großen weißen Kelchen, an den Wänden kletterten blaublühende Glycinen und mit Rosen bedeckte Schlingrosen hoch hinauf, um die Geländer rankten Passifloren mit ihren zierlichen Blättern und den sinnig gedeuteten farbenprächtigen Blütenkronen, über den grünen Bodenteppich erhoben sich die farbenreichen Becher der Zwiebel- und Knollengewächse, unter denen uns schon im Garten des deutschen Waisenhauses die kostbar weiße Blüte einer erst vor wenigen Jahren aus Marokko eingeführten Zwiebel aufgefallen war. Überall zeigte sich die Pracht dieser und tausend anderer Frühlingskinder an dieser Stätte des ewigen Frühlings, wo man je nach der Höhe, die man am Libanon hinaufsteigt, das ganze Jahr hindurch in Blütenreichtum schwelgen kann.

Die Trümmer herrlicher, grauer Granitsäulen reden zu uns von vergangenem Glanze des alten Berytus, als sich hier in der römischen Kaiserzeit gewaltige Tempel erhoben und glänzende Prachtbauten aufgeführt wurden. Die Kalksteinsarkophage, die hier und da, zum Teil mit Skulpturen bedeckt, in den Gärten stehen, wohl gar als Wassertröge benutzt werden, zeigen uns indes, daß das Gedächtnis an solch eine Vergangenheit im heutigen Beirut völlig erloschen ist. Ohne die stumme Mahnung des evangelischen Friedhofes am Wege mit seinen weißen Marmordenkmälern und ernsten Gruftcypressen würde man hier nur der Gegenwart denken, der Gegenwart, die zum Entzücken jedes Beschauers die reichgegliederte Kette der Libanonberge vor uns aufrollt. Bei den satten bräunlichen Tönen des Gesteins hebt sich jede Bodenwelle, jede Senkung auf diesen Höhen deutlichst ab, und jenseits der reichen Anpflanzungen am Fuß des Gebirges schimmern aus dem Grün der Pinien und Kulturgewächse die weißen Häuser der Libanondörfer herüber. In nächster Nähe aber umfängt uns das fröhliche und geschäftige Treiben der großen Handelsstadt. Wir sind ja auf der Straße von Beirut nach

Damask, die, von einer französischen Gesellschaft gebaut, noch heute die einzige Fahrstraße in Syrien bildet. In eleganten Wagen rollt die vornehme Welt Beiruts, auch die einheimischen Damen meist nach europäischer Art schleierlos, dahin, hochbepackte Lastwagen kommen von Damask, in den verstreuten Häusern treiben Seidenweber an einfachen Webstühlen ihr Handwerk vor aller Augen, hinter den Häusern aber und über die ganze Ebene hin dehnen sich, von einzelnen Palmen überragt, die für Beirut so charakteristischen Pflanzungen von Maulbeerbäumen, die während des ganzen Jahres eine vierzigtägige, dann allerdings Tag und Nacht fortgesetzte Arbeit verlangen, dafür aber auch dem Besitzer und seiner Familie ausreichenden Unterhalt gewähren.

An der ersten Piniengruppe vorüberfahrend, ließen wir bei der zweiten halten. Auf dem vordem gänzlich toten roten Sande sind diese bescheidenen Nadelhölzer zu ganz stattlichen Wäldchen herangewachsen, die unten freilich kahl aus dem Flugsande aufragen, weil man die untersten Zacken abhaut, bei den breiten Kronen aber doch ziemlich dichten Schatten geben; vor allem haben sie die Gefahr der Versandung durch jene Dünen beseitigt, die dort, wo sie nicht befestigt sind, unaufhaltsam vorrücken, Weinstöcke und Feigenbäume gänzlich überdecken und von den hohen Palmenbäumen höchstens die Kronen aus dem Flugsandgrabe hervorragen lassen.

Vor dem Kaffeehause saßen wir bei arabischem Kaffee und rauchten aus den Nargilehs, deren Wasserbehälter auf dem Boden standen, Tumbak, jene persische Hanfart, von der eine Hand voll klein geschnitten, in Wasser getaucht, und auf den Aufsatz der Pfeife festgedrückt wird, um durch die darauf gelegte glühende Holzkohle allmählich zu verbrennen. Da der Rauch, der in die Lungen gezogen wird, durch das Wasser gehen muß, erfordert das Nargilehrauchen eine weit größere Kraftanstrengung, als sie hierzulande auf das Rauchen verwandt wird; aber freilich, es ist ja auch die einzige, der sich der Orientale unterzieht. Ich für meine

Person fand den Geschmack gar nicht übel, eine Ansicht, die sich allerdings nicht allgemeinen Beifalls erfreute. Dabei ging die Rede herüber und hinüber, die Gedanken blieben auch nicht bei dem herrlichen Gebirge, das sich vor uns ausdehnte, oder bei der Stadt und dem bunten Leben, das sich auf der tiefer gelegenen Landstraße zu unsern Füßen abspielte, sondern wanderten zu den steilwandigen Ambas, den Tafelbergen, und den tief eingeschnittenen Kolas der afrikanischen Schweiz, zu dem Felsennest Magdala und zu dem grausamen Theodorus, zu dem wirklichen Sieger über den König, Lord Napier, und zu den Gefangenen in der Hand des Tyrannen, die, unter ihnen unser Direktor Staiger und seine Frau, während der mehr als vierjährigen Gefangenschaft hundertmal dem Tod ins Auge geschaut und sich inzwischen die Zeit mit Rauchen verkürzt hatten. Das Verhalten des englischen Oberbefehlshabers erschien nach dem dort Gehörten von einer gewissen Hinterlist nicht ganz frei zu sein, ohne die freilich die Gefangenen schwerlich mit dem Leben davongekommen wären.

Auf einem andern Wege gings, als sich der Libanon schon in den sanften violetten Tönen des Abends zu färben begann, durch den ziemlich ausgedehnten Pinienwald an Seidenspinnereien vorbei, auch vorüber an einer großen Sanddüne, die sich kahl emportürmte, zur Stadt zurück.

Dort saßen wir noch lange auf dem Balkon unseres Hotels und schrieben Briefe. Galts doch am nächsten Tage durch eine von der Kultur noch nicht sehr beleckte Gegend nach Damask aufzubrechen und auch dort, so meinten wir, würden wir schwerlich eine so gut eingerichtete Postanstalt treffen, wie hier in Beirut, wo man in einem Hause auf einer Galerie die östreichische, englische, französische und türkische Post beisammen fand und neben der Freude der Wahl die Qual hatte, für eifrige Markensammler in der Heimat auf den vier Bureaux Markenserien erstehen zu müssen.

Jussef war inzwischen nicht müßig gewesen und hatte für den Weg nach Damask gerüstet. Wiewohl der Aufbruch erst am

Nachmittage erfolgen sollte, erschien er doch schon in aller Frühe und lud uns ein, die Pferde zu probieren. So gings zuerst am Meeresstrande entlang, dann durch enge Gäßchen über Stock und Stein, wo die Pferde gleich Gelegenheit hatten, ihre für unsern Weg notwendige Haupttugend, das Klettern, zu zeigen. Von der Konsulstraße Beiruts, zu der sie dem deutschen Johanniterhospital gegenüber emporgeklommen waren, lenkten wir sie wieder, schon weit draußen vor der Stadt, in ein steilrandiges Bachbett und dem Meere zu, durch Hecken, die die Felder umgaben, über Felsplatten hin, und überall bewährten sie sich vorzüglich. Der prächtige Anblick der tiefblauen Wellen, die mit ihren weißen Schaumköpfen langsam heranrollend sich an den braunen Felsklippen und dem jäh abfallenden Gestade brachen, sowie des rasch ansteigenden bebauten Landes, gekrönt von dem Leuchtturm auf der Höhe des Ras Berut, dem Vorgebirge von Beirut, lockten zu längerem Verweilen. Aber um die Pferde und uns nicht zu ermüden, machten wir kehrt und trafen unsern Mukari, Hassan, einen gutmütigen Araber, schon auf die Pferde wartend. Die buntgestreifte mit einer schwarzen Schnur festgehaltene seidene Keffiye deckte seinen Kopf und Hals vollständig, und ließ nur das dunkle Gesicht mit den treuherzigen Augen frei, das durch den mit Ausnahme des Schnurrbarts als Stoppelfeld behandelten Bart noch einen Schein brauner erschien, als es von Natur war. Das Obergewand wurde samt den weiten blauen Beinkleidern durch einen bunten Gürtelshawl um die Hüften zusammengehalten, und die nackten Füße steckten in weiten Schuhen. Während Jussef, gegen ihn der reine Gentleman, sich mit den Sitten der Ferenghis schon vertraut zeigte, entlockte unsere Unbekanntschaft mit den Bräuchen des Orients dem noch mehr canadierhaften Hassan oft ein stilles Lächeln.

Die Mittagsstunden verwandten wir, um das für den Ausflug Notwendige in zwei kleine Handkoffer zu packen, während wir unser übriges Gepäck in unserm Hotel in Beirut zurückließen.

Aus Tropenglut in Schneeregion.

Die heißeste Zeit war vorüber, als wir nachmittags um ein halb drei aufbrachen, unser Zug zwei Europäer, zwei Orientalen, drei Pferde und ein Maultier stark. Letzteres mußte neben unsern Koffern, dem Proviant für unsere kleinere Karawane und der Gerste für die Tiere auch noch die nicht ganz schmächtige Gestalt unsres würdigen Hassan tragen. Bald hatten wir die Stadt hinter uns und ritten über die Brücke des Beirut-Flusses, der in breitem, von Kies- und Geröllbänken durchsetztem, von niedrigem Gebüsch eingerahmtem Bett im Nordosten der Stadt die Schneewasser des Djebel Sannin und Djebel Knese dem Meere zuführt. Dort stand der Posten, der uns zeigte, daß hier ein bevorzugtes Gebiet des türkischen Reiches, das Paschalik des Libanon beginne. Ein Verdienst Napoleons III., der den mit rasendem Haß verfolgten Christen jenes Bezirks neben einem christlichen Pascha noch manche andere Vergünstigungen bei der Pforte ausgewirkt hat. Eine derselben sahen wir unmittelbar neben der Brücke in den dort feilgehaltenen Libanoncigaretten, die nicht, wie in der übrigen Türkei dem staatlichen Monopol unterliegen und hier nicht, wie in jedem Tabakladen Beiruts als „gepaschte“, sondern offiziell zu haben sind.

Wie erquickte sich doch ein deutsches Auge an den zahllosen Rinnsalen und Bächlein, die über den Weg flossen oder neben demselben entlang geleitet waren. Der fruchtbare, schwere Lehmboden trug zwischen den Maulbeerbäumen, deren weitausgedehnte Kulturen die ganze Ebene mit einem dichten Blätterdach überspannten, Zwischenpflanzungen von Bohnen, Gurken, Melonen, Tomaten und anderen bei der reichen Bewässerung und der Treibhauswärme üppig gedeihenden Gemüsen. Aber bald konnten wir nicht mehr unbehindert um uns schauen, sondern mußten auf den Weg achten; inzwischen zu einem schmalen Reitpfad zusammen-

geschrumpft, zog sich dieser allmählich aufwärts, vorüber an einzelnen, für orientalische Verhältnisse ganz stattlichen Häusern, deren Besitzer in den Anpflanzungen fleißig arbeiteten, zwischen undurchdringlichen Hecken hin, über verwitterte Holzbrücken und über morastige Stellen, auf denen die Pferde kaum festen Fuß fassen konnten. Mit den Maulbeerpflanzungen wechselten dichtbestandene kleine Pinienwaldungen und jeder Blick rückwärts zeigte immer umfassender und herrlicher das ganze großartige Bild der Stadt und ihrer prächtigen Umgebung, die vorspringenden Landzungen, und als Goldrahmen die von der Nachmittagssonne bestrahlte glatte Meeresflut.

Bald aber hören die Rückblicke auf, wir gelangen in ein Thal, auf beiden Seiten von schroffen grauweißen Kalkfelsen überragt; einige Häuser von Kalkbrennern liegen zur Seite, neben ihnen die Kalköfen und Haufen gebrannten weißen Kalkes. Die Pferde müssen Schritt vor Schritt an den Berglehnen hinaufklettern; der Weg führt auf rohen Steinstufen über einen breiten Bergsattel; rings um uns her quellen aus allen Ritzen und Spalten des Gesteins, in denen sich der fette, rote Lehm, dieser in allen Kalkgebirgen sich findende unlösliche Rückstand des aufgelösten Kalksteins festsetzen konnte, Alpenveilchen, mit ihren schön geäderten nierenförmigen Blättern und den auf langem Stiele nickenden blaßrötlichen oder leuchtendroten Blumen; hießen sie nicht Alpenveilchen, sie verdienten wirklich den Namen von Libanonveilchen, so zahlreich sind sie hier zu finden; duftende niedrige Irideen, Muskathyacinthen mit unscheinbaren wohlriechenden Blüten, Aronswurz mit pfeilförmigen Blättern und löffelförmigen gefleckten oder schwarzen, sammtschimmernden Blüten, buntfarbige Distelarten mit glatten, oder mit dichtem Filz überzogenen, zierlich geformten Blättern, rotblühender Lein, hohe blätterreiche Stauden von Alliumarten, überragt von den blaßroten auf hohem Stiel getragenen Blütendolden, breiten eine zarte Decke über den Boden, unter der allenthalben der durch den Lehm rötlich gefärbte Kalkstein

hervorschimmert. Und nun sind wir auf den ersten Höhen angelangt, der Blick weitet sich, hinter uns liegt wie auf der Landkarte die ganze Bucht von Beirut, um uns her sind die sanfteren Berghalden terrassenförmig mit Maulbeer- und Feigenbäumen bestanden oder von wogenden Gerstenfeldern bedeckt, und vor uns heben sich aus dem dunklen Grün der Pinien und dem frischgrünen Laub der Maulbeerbäume hervorleuchtend die weitzerstreuten kleinen weißen Häuser der Seidenraupenzüchter von Brumana samt den größeren Villen reicher Beiruter malerisch von dem dunkelbraunen Sandstein ab, der hier dem Kalkgebirge auflagert. Je weiter wir emporsteigen, desto umfassender wird die Aussicht auf die Libanonberge und die dunklen Schluchten, desto reicher der Anbau, zuletzt gehts zwischen förmlichen Wäldern von Maulbeerbäumen hin. Weißdorn- und Johannisbrotbäume mit langen Schoten stehen am Wege, steil klettern die Pferde das letzte Stück vorüber an einzelnen Häusern zwischen Büschen rotblühender Felsenmisteln unter breitwipfligen Pinien empor, endlich halten wir vor der großen Missionsanstalt der englisch-amerikanischen Friends, deren Vorsteher, Herrn Theophilus Waldmaier, wir einen Gruß seines Beiruter Freundes Staiger zu überbringen haben.

Die Anstalt bildet für die Knaben nach Absolvierung der Elementarschule in fünfjährigem Kursus eine Vorbereitung für das amerikanische Syrian Protestant Kollege in Beirut. Noch aber waren Ferien, und die Zöglinge, Knaben und Mädchen, tummelten sich wohl noch daheim auf dem Gebirge. Den fleißigen deutschen Gelehrten aber trafen wir in seinem Arbeitssaal, der — mit einer überraschend reichhaltigen Bibliothek versehen, „mit Gläsern, Büchsen rings umstellt, mit Instrumenten voll gepfropft" — ein Zeugnis von der vielseitigen Beschäftigung ablegte, zu der sich hier oben Anlaß fand. War doch Herr Waldmaier neben der ihm obliegenden Leitung der Anstalt und neben seinen physikalischen, meteorologischen, botanischen und astronomischen Beobachtungen, von denen uns schon die ganze Zimmereinrichtung Kunde gab,

auch schriftstellerisch thätig und hatte kurz vorher seine früher schon deutsch erschienene Autobiographie umgearbeitet englisch erscheinen lassen, ein fesselnd geschriebenes Buch, das ebenso über seine frühere Arbeit und unfreiwillige Muße in Abessinien, wie über die Verhältnisse des Libanon Aufschluß giebt. Nichts lag ihm dabei ferner, als sich in seine Klause zu vergraben, sein ganzes Auftreten war eine harmonische Erscheinung des „homo sum, nihil humani a me alienum puto.“ Wie wären wohl zwei Fremdlinge, die nur einen Gruß zu überbringen hatten, bei einem deutschen Gelehrten in der Heimat aufgenommen! Dort waren wir vom Augenblick unseres Erscheinens an willkommene Gäste; denn über der Thür des Hauses stand mit sympathetischer Tinte die Inschrift, die man auch sonst öfters im Morgenlande finden soll: „Herberget gern“.

Wir galten als Gastfreunde, die, ungehindert, zu thun und zu lassen, was sie wollten, sich hier ganz zu Haus fühlen und in dem beti betak (mein Haus dein Haus) mehr als eine bloße Höflichkeit sehen durften. So machten wir denn auch von unserer Freiheit ausgiebigen Gebrauch und gingen zuerst ein wenig zwischen den freundlichen sauberen Kalksteinhäusern des Dorfes umher, in dem eifrig an einer Fahrstraße von Beirut herauf gearbeitet wurde. Aus den Pflanzungen von Maulbeerbäumen heraus schallte uns der Gruß der dort beschäftigten fleißigen Arbeiter entgegen: neharakum saïd (Gesegnet sei euer Tag), ja einer von ihnen, als er unsre Anstrengungen um eine Aronswurzknolle sah, kam uns sogar mit seiner Steinhacke zu Hilfe, und nur mit Mühe konnten wir ihm wehren, uns nicht noch mehrere Knollen auszugraben. Wir merkten hier, was wir auch nachher von verschiedenen Seiten ausgesprochen hörten, daß die Libanesen fast wie ein von den Bewohnern Palästinas völlig verschiedener Menschenschlag erscheinen. Es ist die erfrischende Kraft des Gebirges, welche seine Bewohner stählt und wohl auch die Arbeit unter ihnen lohnender gestaltet, als in der erschlaffenden

Ebene. Hier in der Freiheit der Berge trafen wir auch einen mit einem Genossen zugleich durch den Wanderer auf biblischen Pfaden getauften Jüngling, der vor den Verfolgungen und dem drohenden türkischen Militärdienst hier oben Sicherheit gefunden hatte. Seinem Wunsche, zum evangelischen Prediger ausgebildet zu werden, glaubte Herr Waldmaier seiner nicht genügenden Begabung wegen nicht stattgeben zu sollen und hielt ihn in dem großen Garten beschäftigt, der die Erziehungsanstalt umschloß.

Von einer Sandsteinkuppe aus, die sich mit Pinien und stachlichtem Unterholz bewachsen aus den Fruchtterrassen erhob, schweifte der Blick nach allen Seiten weithin über die Waldhänge und die bebauten Thäler des Libanon, und jenseits der grünen Ebene von Beirut flammten in der Abendsonne goldig die Wogen des Mittelmeeres; überall aber beherrschte an diesem Tage und in der ersten Hälfte des folgenden den Gesichtskreis das alte weißschimmernde Emirschloß Baabda, wie von Natur zum Thronsitz bestimmt, gegenwärtig zum Regierungsgebäude des Libanonbezirkes eingerichtet.

Dem schönen Tag folgte ein Abend, der uns nach langer Zeit wieder mit dem stillen Zauber echt deutscher Gemütlichkeit in einem deutschen Hause umwob. Der Gesang deutscher Lieder seitens der jungen Damen des Hauses wechselte mit Proben arabischer Sangeskunst, in welcher sich die eingebornen christlichen Lehrer der Anstalt hören ließen, von den socialen und staatlichen Verhältnissen des Libanon sprang die Unterhaltung über auf Abessinien, das auch dem anwesenden Schwiegervater Herrn Waldmaiers langjährigen gastlichen und ungastlichen Aufenthalt gewährt hatte; über die wundersam verworrenen Gesteinschichtungen des Gebirges wurde uns ebenso bereitwillig Aufschluß gegeben, wie über seine aus Anhängern der verschiedensten Religionen gemischte Bevölkerung, die fanatischen mohammedanischen Metawile, über die Dulder von 1860, die monotheletischen, d. h. neben den zwei Naturen in Christo nur einen, den göttlichen Willen anerkennenden

Maroniten und ihre Todfeinde, die Drusen, deren Religion ein sonderbares Gemisch mohammedanischer Anschauungen und heidnischen Aberglaubens bildet.

Am Morgen saßen wir nach herzlichem Abschied von diesem gastlichen Hause früh zu Pferde. Da unser Dragoman auf diesem von Reisenden selten eingeschlagnen Wege selbst nicht Bescheid wußte, hatte sich unsere kleine Karawane an diesem Tage um einen vermehrt, einen kräftig ausschreitenden jugendlichen Araber, der mit uns Reitern sehr bequem Schritt hielt, eine um so anerkennenswertere Leistung, als der Weg auch von unsern Pferden an diesem Tage wahre Kunststücke verlangte. Zuerst im Dorfe an zwei gewaltigen Eichen vorüber und hernach auf der neuen Fahrstraße, an der fleißig gearbeitet wurde, gings flott vorwärts zwischen den Pinien und Maulbeerpflanzungen stets bergan, bald zur Rechten bald zur Linken mit dem Blick in ein prächtiges terrassiertes Thal, im Rücken die See. Aber das Meer verschwand, als wir höher kamen, wir gelangten zu den letzten Wegarbeitern und waren dann auf den alten Reitweg angewiesen. Großenteils mit stufenförmig gelegten Steinen bedeckt, führte er bergauf und bergab zwischen grauweißen, regellos verstreuten Kalksteintrümmern hin, auf denen nur eine rötliche Flechte haftete, an senkrecht abfallenden Sandsteinfelsen vorüber, von deren rotbraunem satten Farbenton sich graue Flechten scharf abhoben, und aus deren tiefen Spalten sich eine reiche Fülle blühender Frühlingsblumen hervordrängte. Jenseits Baabdat, einem kleinen Libanondorfe, türmten sich auf einer sanften Abdachung Hunderte von gewaltigen Sandsteinblöcken, drei bis vier übereinanderliegend, vor uns auf; der Bach, der in zahllosen Rinnsalen uns entgegenströmte, kleine Kaskaden und Wasserfälle bildend, hatte den Fels bis auf diese Trümmer zernagt, hier einen Haufen Erde zusammengeschwemmt, dort bis auf die letzte Krume das lockere Erdreich weggewaschen. So waren wir nun in das Flußgebiet der Sulima gelangt, eines Armes des Nahr el Beirut, während wir

vorher, meist auf der Höhe der Wasserscheide hinreitend, nur ab und zu einen Blick in dieses tiefe das Gebirge durchfurchende Thal hatten thun dürfen. In raschem Wechsel der Schichten folgte einem Durchbruch schwarzen Melaphyrs eisenschüssiger braungefärbter Sandstein. In Antura, einem schön gelegenen, von Weinpflanzungen und Maulbeerbäumen umgebenen Dorf hielten wir Rast. Mit Freuden ward uns ein Zimmer zur Verfügung gestellt, ausgekehrt, mit Matten und Kissen des Besitzers und dem von unserm Jussef darübergebreiteten Teppich belegt, und die kalte Kost nebst dem feurigen Dorfwein schmeckte vorzüglich.

Unsere Pferde hatten es nicht so gut. Niemand dachte daran, ihnen Futter zu bringen; nach der Morgenmahlzeit wurden sie erst wieder versorgt, wenn wir abends nach acht- bis zehnstündigem, auch noch längerem Ritt in die Quartiere eingerückt waren. Ja Hassan nahm nicht einmal so viel Rücksicht auf sie, daß er sie während der Wegrasten im Schatten angebunden hätte, sondern ließ sie kaltblütig in der Glutsonne stehen. Hingegen durften sie an den Bächen und Rinnsalen, die unser Weg öfters kreuzte, saufen, soviel sie mochten, ob sie auch nach schärfer gerittenen Strecken zuweilen ganz erhitzt an den Tränkstellen ankamen. „Sie sind das nicht anders gewöhnt", hieß es auf all unsere Bemerkungen.

Und nun, da wir das Dorf samt seinen Anpflanzungen hinter uns gelassen und einen Hain von Schwarzpappeln, zwischen denen ein Bach rieselte, passiert haben, ein schauerlich schöner Ritt am Abhange des Sulimathales entlang. Zu unsern Füßen, wohl 150 Meter unter uns, rauscht und braust der Wildbach dahin, ein jäher Abhang, oft von oben bis unten hin mit lockerem Geröll und Gesteinstrümmern bedeckt, fällt steil und fast ohne Pflanzenwuchs, nur hie und da einem Allium mit seinen großen blaßroten Schirmblüten oder anderen anspruchslosen Zwiebelgewächsen Raum bietend, in die Tiefe ab, über uns erhebt sich die Kalksteinwand nackt und rauh gewiß auch noch 100 Meter

fast senkrecht in die Höhe. Jeder Anbau hört auf, nur Ziegen und einige Kühe weiden auf der schmalen Thalsohle, auf die wir hinabblicken. Ein Scheuen des Pferdes wäre fast dem Sturz in die Tiefe gleich. Aber sicher greifen die Tiere aus, denen wir die Zügel ganz locker lassen, sorgfältig achten sie auf jeden Schritt, wir geben uns voll und ganz dem herrlichen Naturgenuß hin. Aus den Seitenthälern herabströmend netzen kleine Bäche und Wasserfälle den Weg, die mit ihrem Kohlensäuregehalt den dichten Kalkstein zuweilen in schöne Stalaktitengebilde gewandelt haben, immer höher hinauf führt der Pfad dem Lauf der Sulima entgegen, bis wir sie endlich auf gewaltigen Felsblöcken, die herabgestürzt sind, und eine natürliche Brücke gebildet haben, nicht fern von dem Felskessel, in den das Wasser vom Djebel Sannin herunterdonnert, überschreiten.

Gefährlicher aber noch und für die Pferde viel beschwerlicher ist der Aufstieg auf dem andern Ufer. Im Zickzack windet sich der Weg, auf dem man hier zu Lande kaum Ziegen emporschicken würde, die Höhe hinan, so steil und glatt, daß — ein Augenblick drohendster Gefahr — ein Pferd unserer kleinen Karawane unmittelbar am Rande des Abgrundes ins Rückwärtsgleiten kommt, und der Reiter nur durch augenblickliches Abspringen dem Unheil entgehen kann, um dann lieber eine Zeitlang dem Beispiel jenes edlen Ritters aus Schwabenland zu folgen und sein Rößlein am Zaume nachzuführen.

Endlich sind wir am oberen Rande des Abgrunds angelangt, und als wir uns eben anschicken, die sanfte Wölbung des Gebirges zu überschreiten, da stürmts hinter uns her, gespenstisch alles umschleiernd, Wolkenmassen, die die Aussicht oft völlig verdecken und uns in ihren feuchten, kalten Nebelschleier einhüllen. Wo dieser aber zerreißt, da zeigt er uns, vielleicht noch phantastischer, als bei heller klarer Luft, ein Felsenlabyrinth mit den sonderbarsten Bildungen. Hunderte von ungeheuren Blöcken türmen sich vor uns auf. Gewaltige Felsthore erschließen

ıen Zugang zu Felswohnungen, in welchen die Einbildung un=
chwer eine versteinerte Niobe oder einen steinernen Roland thronend
inden kann. Hier und da begegnet uns, als wir die breite
ıügelige Paßhöhe erreicht haben, ein Esel, schwer beladen mit
Rhododendrongesträuch, dem Brennmaterial der Gebirgsbewohner,
ınd bald können wir selbst die großen roten Rhododendronblüten
ıflücken, während rechts und links vom Wege an den nördlichen
Senkungen noch Schneefelder locken, das Wintervergnügen der
Jugend noch einmal auszuüben. Dann gings abwärts, während
ıer Führer, der sich nun für überflüssig erklärte, wieder rüstig
einer Heimat zuschritt. — Wie wars nur möglich, daß der Wind,
der doch vom Meere her über das Gebirge kam, uns auch in
den verstecktesten, gedecktesten Thälern so fassen konnte! Scharf
und schneidend wehte die schwere kalte Luft vom Berge herunter
und ließ uns keinen Augenblick erwärmen. Über mehrere kleine
Höhenzüge hinweg kamen wir an Getreidefeldern und Wein=
pflanzungen vorüber allmählich zur Bekaa hinab auf einem Wege,
dessen sanfte Senkung sich an Rauheit mit dem berganführenden
Pfade gar nicht vergleichen konnte. Auch hatten wir kaum ein
Drittel der erreichten Höhe wieder abwärts zu steigen, um jene
großartige treffend als „Spalt" bezeichnete Hochebene zu erreichen,
die sich in einer Höhe von 1100–800 Metern mit allmählicher
Senkung nach Süden zu zwischen Libanon und Antilibanon hin=
zieht. Weit hinab dehnte sich am Abhang eine kurz gefaßte
Übersicht über das ganze Gebirge, eine versteinerungsreiche, durch
rötlich gefärbten Kalk verbundene Breccie von dunklem Kohlen=
schiefer, Kalkspat, weißer Kreide und vor allem grauem Kalkstein.
Schon von weitem zeigte sich uns das fast ganz christliche Zahle,
die größte Ortschaft des Libanon. An beiden Ufern des Berduni
erstreckt sich der Flecken im tief eingeschnittenen Thale dieses vom
Sannin herabbrausenden Wildwassers weithin. Die weißen Häuser
klimmen am Bergeshang empor, während ein dunkler Streif von
schlanken Schwarzpappeln das Bett des Baches säumt. Bald hören

wir, die steilen Straßen hinabreitend, das Rauschen des ungestümen Gesellen, der hier viele Mühlen treiben muß. Nach erfolgloser Verhandlung bei einer Herberge müssen wir ihn auf gewölbter Steinbrücke überschreiten, um im Hause der Witwe Tamir Abu Fehsa's am jenseitigen Ufer ein gern gewährtes Unterkommen zu finden.

Ein großes Zimmer auf den kleinen Hof hinausgehend, natürlich ohne Glas in den Fenstern, nahm uns auf. Von Möbeln fand sich nur eine große, mit Perlmutter roh eingelegte Truhe vor, der die noch junge hübsche Frau gleich nach unserm Eintritt ihr schwarzes Festtagsgewand, wie den Goldschmuck für ihr Haar entnahm. Die Teppiche und Decken, die im Zimmer lagen, wurden unverweilt herausgeschafft und über die niedrigen an zwei Wänden sich entlang ziehenden Divans neue Kissen und Decken gebreitet.

Während sich nun unser Jussef mit der Zurüstung unseres Abendbrots beschäftigte, wanderten wir zuerst auf der breiten Straße, die sich am Bachufer hinzieht, dann auf schmalen Rainen zwischen schön bestandenen Gersten-, Bohnen- und Gurkenfeldern dem Lauf des Wassers entgegen, gefolgt von einer ganzen Schar von Knaben und jungen Burschen, die sich in Erwartung eines Bakschisch zu allen möglichen Diensten anboten. Zurückgekehrt fanden wir unsere Mahlzeit bereit, der wir mit gutem Appetit zusprachen und sandten noch Briefe in die Heimat, unter erschwerenden Umständen freilich — mußten wir doch auf dem niedrigen Divan mehr hockend als sitzend, beim Lichte der von unserm Dragoman mitgebrachten Laterne, einen auf einen niedrigen Schemel gesetzten Mansef, d. h. eine große runde zinnerne Platte, die sonst samt ihrem Untersatz die Stelle des Eßtisches vertritt, als Schreibtisch benutzen. Dazu hatten wir unsere Wirtin samt ihren Verwandten als eifrige Zuschauer, ja mußten sie auch noch unterhalten, wobei wir wahrscheinlich ebenso wenig von ihnen verstanden wurden, wie wir sie verstanden. Auf den Divan gestreckt ver-

suchten wirs dann zum ersten Male mit einem arabischen Nacht-quartier, allerdings nicht ohne in der Nacht Proben des solcher Herberge eigentümlichen Lebens zu erhalten.

Die Sonnenstadt.

Mit Sonnenaufgang saßen wir zu Pferde, vom ganzen Hause zum Abschied freundlichst begrüßt. Der Sonnentempel in der Sonnenstadt, dem alten Baalbek (Heliopolis), war unser Ziel. In dem ganzen Orte, an den sich das mohammedanische Muallaka unmittelbar anschließt, herrschte schon reges Leben. Wasserschöpfende Frauen am Bache, Arbeiter, ihr Arbeitsgerät auf der Schulter, auf dem Wege zum Werkplatz, Kamele und Esel hoch bepackt ihre Straße ziehend, Läden und Hausthüren geöffnet. — Und nun liegen die Häuser und die Vorberge des Libanon hinter uns. Eine weite Ebene breitet sich vor uns aus. Die Sonne hebt sich soeben über die fernen Berge des Antilibanon, deren sanft gebogene langgestreckte Rücken den Ausblick abschließen, und über einem Wolkenkranz erglänzt hell die breite Schneestirn des Alten vom Berge, des Djebel esch Schech, wie ihn die Araber nennen, des Hermon. Zuerst führt der Weg, sogar eine leidlich gute Fahrstraße, am Fuße der Ausläufer des Libanon entlang. Zum ersten Male steigen wir in Kerak Nuh von den Pferden, um das von einer Mauer umschlossene Grab des „Propheten Noah" zu sehen. Der erste Weinbauer — der zweite große mohammedanische Prophet! Dieser Ahnherr des Menschengeschlechts muß sich aber einer für seine Größenverhältnisse überraschend schlanken Figur erfreut haben; sein übermauertes und mit Kalk abgeputztes Grab wenigstens ist bei mehr als 40 Meter Länge nicht breiter als das eines von seinen zwergenhaft entarteten Nachkommen. Noch einmal machen wir an den Vorbergen des Libanon halt in Temnin,

wo wir im Schatten einer offnen Halle auf dem Hofe unser Frühstück verzehren und mit den schon in die Geheimnisse der arabischen Schrift eingeweihten Kindern ein Examen abhalten. Dann wendet sich die Straße scharf vom Gebirge ab und führt quer durch die Ebene auf das ferne Baalbek hin. Die fast völlig baumlosen Felder sind gut bestanden, Zwiebelgewächse senden ihre mit roten und blauen Blumen bedeckten Blütenschäfte zwischen den Halmen empor. Nach einer starken Stunde überschreiten wir den Litani auf steinerner Brücke und reiten quer durch die Ebene hin auf jene Gruppe hochragender Säulen am Fuße des Gebirges zu. Sanft gebogene Bergwellen, der Hauptkette des Antilibanon vorgelagert, begrenzen zur Rechten die hier spärlicher bebaute Ebene. Vor uns dehnt sich der Horizont in unermeßliche Fernen, zur Linken leuchten in blendendem Mittagssonnenglanz die Schneefelder der Libanonberge Djebel Knese, Sannin und Makmal, hinter welch letzterem, wie uns unser Dragoman mitteilt, in einer wilden, schuttbedeckten Felswüste der letzte Rest der alten Herrlichkeit des Libanon, der Cedernhain, liegt, und hinter uns scheinen die Berge des Libanon und Hermon zusammenrückend die große Thalebene völlig abzuschließen. Höher und höher heben sich vor uns gewaltige Säulen aus dem frischen Grün der Baumgärten empor, ein Riesenwerk inmitten der Pygmäenbauten des heut dort ansässigen Geschlechts.

Von längst vergangner Blütezeit der Stadt redeten schon die acht schönen Granitsäulen, die jetzt auf freiem Felde zu einem mohammedanischen Heiligengrabe zusammengestellt sind. Der früher als Gebetsnische benutzte Sarkophag liegt am Boden, und der Architrav ist wohl durch Erdbeben bedenklich aus seiner ursprünglichen Lage gerückt. Die Steinbrüche des Antilibanon zur Rechten lassend, ritten wir bald darauf in das kleine Städtchen ein, wo uns die Terrasse des Viktoria-Hotels die prächtigste Aussicht auf die gewaltigen Ruinen der Akropolis bot. Doch lange litt es uns nicht dort. Wir wollten die auch in Trümmern noch herr-

lichen Denkmäler eines hervorragend schöpferischen Geistes in nächster Nähe schauen. Aus den engen, winkligen Straßen heraustretend, gelangten wir über einen rauschenden Bach, der im Schatten von Pappeln und Weiden dahin eilte, zu dem breiten wasserlosen Burggraben, der mit Obstbäumen und Weinstöcken besetzt war. Ein langer gewölbter Gang führte uns nach Entrichtung des üblichen Obolos aus dem Dunkel plötzlich mitten zwischen die beiden großartigen Tempelruinen.

Zur Linken der kleinere, am besten erhaltene sogenannte Sonnentempel, der uns seine noch ziemlich unverletzte Nordseite zukehrt. Neun glatte schlanke korinthische Säulen, ebenso wie die andern Teile dieses Wunderbaues aus einem halb krystallinischen, an den Kanten durchscheinenden Kalkstein, dessen Oberfläche einen gelblichen Ton angenommen hat, sind mit einem kräftig ausladenden, überaus reichen Gesims gekrönt und in einer Höhe von mehr als 15 Metern durch mächtige Steinplatten mit der glatten Mauer der Cella verbunden. Über Säulenreste und Mauertrümmer führt der Weg zu ihnen hinab. Welch ein überreicher Schmuck, den die kassettierte Decke trägt. Die einzelnen Felder zeigen, von Blattwerk und Arabesken umrahmt, die Brustbilder von Göttern, Kaisern und Frauen, leider zum großen Teil von muslimischer Barbarei arg beschädigt. Auf der hinteren westlichen Schmalseite stehen von mehreren Säulen nur noch die unteren Teile, während die oberen herabgestürzten samt gewaltigen Trümmern der Decke hier den Umgang sehr erschweren; an der Südseite, die wir von unserm Hotel aus schon vor uns gehabt hatten, steht der Tempel unmittelbar auf den Quadern des kolossalen Unterbaus, der die ganze Tempelgrundfläche hoch über die nähere Umgebung erhebt. Da lehnt sich eine Säule, während all ihre Nachbarn zur Rechten und zur Linken zertrümmert zu Boden liegen, gegen die Wand der Cella; der Simson des Erdbebens, der mit starker Hand so manches hier stürzte, konnte sie wohl erschüttern, aber nicht zerbrechen. Einige Steine der Cella sind

von ihrer Wucht eingedrückt, die Eisenbänder der Säulentrommeln sind nicht geborsten.

Nur mit ihren oberen Teilen ragen aus Trümmermassen an der südöstlichen Ecke noch vier Säulen dieser Langseite und neben ihnen zwei kannelierte Säulen der Vorderfront empor. Arabisches Mauerwerk ist auf die Decke aufgesetzt und zeigt im Verein mit den vor uns liegenden Gebäuden und andern Mauerresten, daß die prächtigen Tempel einst die willkommenen Grundmauern einer Festung hatten bilden müssen.

Aber all diese Entstellungen können den berückenden Eindruck, den das Tempelportal macht, ebenso wenig verkümmern, wie der Mauerpfeiler, der zur Stütze des sinkenden mittleren Steins der Oberschwelle aufgeführt ist. Reichster Skulpturenschmuck von Guirlanden und Genien, von linearen Friesen unterbrochen, umrankt in fast rafaelischer Weise den Thürrahmen, dessen monolithische Pfeiler ein wenig gegeneinander geneigt sind. Der Formenreichtum und die ungeheure Gestaltungskraft, die wir überall an diesen Bauten bewundern, erreichen an diesem goldenen Thore ihren Höhepunkt.

Das Innere, das durch acht Halbsäulen auf jeder Seite gegliedert ist, trennte einst eine noch teilweise erhaltene Scheidewand mit zwei seitlichen Durchgängen in ein Heiliges und ein Allerheiligstes; letzteres viel einfacher, wuchtiger ausgestattet, nicht durch Halbsäulen, wie die Cella, sondern durch Pilaster gegliedert. An der Vorderseite der Scheidewand sind einige Skulpturen erhalten, besonders gut zwei kleine Genien an dem Bogen des einen Durchganges.

Wir wenden uns den sechs gewaltigen Säulen des großen Jupitertempels zu, die samt ihrem schönen korinthischen Kapitäl und hochragenden Architrav den letzten Rest dieses einst als Weltwunder betrachteten Baues bilden. Welch ein Anblick muß es gewesen sein, als das Tempelgebäude noch auf seinem mächtigen Unterbau stand, von 58 solcher dreiteiligen Riesen-

säulen umgeben. Da zogen die Prozessionen nicht durch den unterirdischen Gang, nein, da stieg der feierliche Zug die große Freitreppe im Osten, die jetzt verschwunden ist, hinan und nahte durch die Säulenhalle des Portikus und über den sechseckigen kleinen und den großen viereckigen Vorhof schreitend dem Prachtbau. Wir machen den Weg in umgekehrter Richtung. Die Höfe sind von viereckigen und halbkreisförmigen Gemächern umgeben, die, sämtlich überdacht, sich auf den Hof öffnen und durch zwei übereinandergestellte Nischenreihen reich gegliedert sind. Vieles liegt ja in Trümmern, aber die erhaltenen Teile sind noch gewaltig genug, um eine Vorstellung von dem Ganzen zu geben und die künstlerische Formengewalt, das blühende triebkräftige Leben der Erbauungszeit uns vor Augen zu führen. Bald überdecken Muscheln die Nischen, bald sind dieselben von halbkreisförmigen, bald von gebrochenen, bald von giebelartigen Gesimsen eingefaßt. Es ist, als sollte der ganze Reichtum der Gedankenwelt eines genialen Künstlers, der mit allen Mitteln einer vollendeten Technik ausgerüstet, durch keine Rücksichten gebunden, von Tausenden fleißiger Hände unterstützt in einer Epoche üppigsten Glanzes aufgetreten ist, vor uns entfaltet werden.

In welch gewaltigen Dimensionen die ganze Anlage sich bewegte, das merkten wir aber erst, als wir bei dem Umgang um die gesamte Akropolis in der westlichen Umfassungsmauer jene drei Riesenquadern sahen, welche, die größten Bausteine der Welt, dem Tempel den Namen des „Trilithon“, des Dreisteintempels, verschafft haben. In welcher Zeit, von welchem Gigantengeschlecht, mit welch ungeheuren Kräften wurden diese Steine hierher geschafft, deren jeder über 19 Meter lang, über 4 Meter breit und hoch ein Gewicht von c. 800000 Kilogramm repräsentiert?

Welch ein Abstand gegen diese Bauten war doch der halbkreisförmige kleine Tempel mitten im Dorfe, der mit seinen überladen reichen Verzierungen, mit seinen Muscheln und Guirlanden, mit dem gebogenen Architrav seiner korinthischen Säulen, wenn

er etwas weniger zierlich gearbeitet wäre, ebenso gut in Schwetzingen stehen könnte. Wahrscheinlich nur wenig hinter den großen Tempeln an Alter zurückstehend, ist er doch das untrüglichste Zeichen einer überlebten Epoche. Eine neue Zeit brach an auch für Baalbek. Ich meine nicht jene kurze Periode, die kaum etwas an den Tempeln änderte, außer daß sie hin und wieder ein Kreuz in die Wand meißelte und in einer Tempelcella einen neuen Altar errichtete, sondern die, welche durch die mohammedanische Eroberung schon sehr früh über die Stadt heraufgeführt ward. Erschlaffend wie der heißglühende Schirokko hat sie sich über die Stadt gelagert, alles Leben tötend, alles Geschaffne vernichtend.

Wundervolle Kapitäle, spiegelblank polierte graue Granit- und rote Porphyrsäulen hatte man aus den Tempeln zusammengeschleppt zu dem Hallenbau einer Moschee — und diese dann zusammenstürzen lassen; draußen vor der Stadt am Ufer des rauschenden Baches noch eine andere große Moschee mit Kalksteinsäulen, gleichfalls eine Ruine.

Und noch einmal grüßte die scheidende Sonne ihren Tempel, ihre Purpurglut umflammte die Trümmer, vergoldete den hellen Kalkstein und durchstrahlte die Säulen, die ihr Licht aufsaugten, bis sie hinter den weißen Schneefeldern des Libanon versank.

Noch einmal gings zur Trümmerstätte mit dem ersten Frühlicht des nächsten Tages. O, ihr herrlichen Ruinen, warum konntet ihr nicht unentdeckt bleiben, bis die Kinder erwachsen wären, die mit Ornamenttrümmern gegen eure kostbaren Ornamente zielten, bis die Türken nicht mehr im Lande herrschten, die euch barbarisch verwüsteten, zerstörten und in ihre Befestigungen verbauten, und bis die Europäer keine Türken mehr wären, die euren Prachtstein mißbrauchten, um ihre Namen aere perennius in allen Sprachen des Westens einzugraben oder aufzumalen!

Als wir nach unserm Hotel zurückkehrten, fanden wir die Pferde schon gesattelt; der Weg führte an dem größten Baustein der Welt vorüber, einem Riesen von mehr als 21 Meter Länge,

der sich würdig jenen drei oben erwähnten zugesellen sollte, aber noch nicht völlig vom Felsen losgelöst war; dann gings um einen niedrigen Hügel herum und in wenigen Minuten war Baalbek den Blicken entschwunden, wir waren in den Vorbergen des Antilibanon.

Zum irdischen Paradiese der Mohammedaner.

Die gleichen Kalksteinkonglomerate, die wir an dem Abhang des Libanon gefunden hatten, kehrten am Antilibanon wieder, eine Trümmerhalde in diesem Lande, wo alles zu Trümmern zerschlagen wird. An dem alten Brunnen von Ain Berdai ist noch ein Kreuz eingemeißelt, aber auch als hier noch eine ausschließlich christliche Bevölkerung wohnte, war wohl der Antilibanon viel weniger angebaut, als seine Parallelkette. Bei weitem nicht so reich gegliedert, wie diese, von den befruchtenden Niederschlägen in geringerem Maße getroffen, den Raubzügen der Wüstenbewohner mehr ausgesetzt, war er nicht seinen Bewohnern Feste und Kornkammer zugleich, konnte er von vornherein nicht ein so glücklich beanlagtes, thatkräftiges Geschlecht erziehen, wie die Libanesen, geschweige, daß er unter dem Wali von Damask dem seit der Christenverfolgung von 1860 einem christlichen Generalgouverneur unterstellten Libanonbezirk hätte gleich kommen können.

Gerade in den ersten Stunden unseres Rittes von Baalbek, während welcher wir mehrere tief eingeschnittne steilwandige Thäler durchkreuzten, fanden wir meist nur in der Nähe der Dörfer Kulturen. Auf hohem Bergrücken lag von Weinpflanzungen umgeben el Chorebe, das uns eine prächtige Aussicht auf die ganze Libanonkette mit ihren weißen Schneehäuptern bot. Wasserlose Betten von Winterbächen durchreitend gelangten wir an das abschüssige Wadi Jafufe, in dessen Tiefe ein wilder Bach dem

Litani zurauschte. Ein wild romantischer Weg, der dem Bache entgegen in die Tiefe führte. Der ganze Abhang eine rollende Schutt- und Trümmermasse, deren weißliches Grau nur hin und wieder von dem lichten Grün eines kleinen Strauches oder einer blätterreichen Lilienart unterbrochen wurde; kräftiger Baumwuchs deckte die Thalsohle, jenseits kletterten einige Ziegenhirten ihrem leichtfüßigen Volke nach. Doch hielt das Thal einen Vergleich mit dem der Sulima im Libanon nicht aus, auch war der Weg nie so abschüssig, daß er zum Absteigen gezwungen hätte. Über einen kleinen Wiesenplan hin erreichten wir den Thalgrund und überschritten auf der alten Römerbrücke, der Djisr er Rumani, den Bach. Nach kurzer Rast im Schatten der Felsen stiegen wir zu dem in schönen Baumgärten gelegenen, wasserreichen, breitgebauten Surghaya empor; jenseits entspringen einige Quellen unmittelbar am Wege; in den zurücktretenden Felsen erblicken wir die Eingänge zu alten Gräbern. Ein breites Längsthal, das ganz allmählich ansteigt, zieht sich zwischen zwei Ketten des Antilibanon hin und bildet die Wasserscheide zwischen dem Litani und dem Barada, dem Mittelmeere und den Steppenseen. Schwarze Basaltsteine und Lavaschlacken decken den Weg und geben in ihrer Verwitterung das Fruchtland, das hier bei guter Bewässerung einen prächtigen Stand der Früchte zeigt. Zur Rechten wie zur Linken erheben sich steile Höhen, in deren Schluchten noch Schnee liegt.

Bald hatten wir den höchsten Punkt des Thales erreicht und gaben dem wildrauschenden Wasser zu unsrer Seite, es war der entfernteste Quellbach des Goldstroms, des Chrysorrhoas der Griechen, des hochberühmten Amana eines Naeman — Grüße mit nach Damask; wir selbst gelangten an diesem Abend nur bis Zebedani, aus dessen herrlichen Baumgärten uns schon lange vorher der Duft der Apfelblüten entgegengezogen war. Wie erquickend der Anblick der Ortschaft in ihrem grünen Kranze, wie erfrischend schon, das Brausen des Wassers zu hören, das hier

mehrere Wassermühlen treibt, wie zuvorkommend die liebe Dorfjugend, die uns in einer lawinengleich anschwellenden Schar mit dem morgenländischen Gruß: „Bakschisch, bakschisch ya chawadje" folgte. Unser Chan lag fast am andern Ende des Ortes, und so hatten wir schließlich wohl die ganze Hoffnung von Zebedanï um uns. Auf schmaler Treppe stiegen wir zu unserm auf dem Dache errichteten Prophetenstübchen empor, in dessen Besitz sich bis dahin — der ganze Ort ist christlich — ein griechischer Priester befunden hatte. Die evangelische Kirche aber war der griechischen „über", und mein sehr geehrter Herr Amtsbruder mußte sich trotz seines Widerstrebens ein andres Nachtlager suchen. Noch litt es uns nicht auf dem großen flachen Dache vor unserm Gastzimmer, und wir streiften von einer ansehnlichen Eskorte begleitet durch die Baumgärten und an den Hügeln entlang, die das Dorf umschlossen; über den Bach gings, da eine Brücke fehlte, auf dem Rücken eines kräftigen jungen Arabers, der seine Last sicher trug. Vor uns leuchteten, als wir aus dem Gewirr der Baumgärten heraus auf einen kahlen Hügel kamen, die Schneegipfel des Hermon, welche noch rosig erglühten, als wir zurückgekehrt schon längst inmitten eines großen Kreises von Arabern auf dem Dache unserer Herberge saßen.

Das Vorurteil der Leute, die in jedem Franken nicht nur einen Krösus, sondern auch einen Äskulap sehen, führte uns auch den alten Onkel unserer Frau Wirtin zu, dessen geschwollenes Gesicht lebhaft an die eine der Böcklinschen Masken in Basel erinnerte, und der über grimme Zahnschmerzen stöhnte. Ich wies ihn, als er sich an mich um Hilfe wandte an meinen Reisegefährten: „Ana haterdjuman, hade hahakim. Ich bin nur Dolmetscher, dort sitzt der Arzt." Das einzige Mittel aber, welches zu Gebote stand, war Hinfong, und so wurde des Onkels Backe mit diesem Mittel innerlich und äußerlich kräftig behandelt. Vielleicht war die Dosis etwas stark, wenigstens sagte uns die Wirtin am Abend, dem Onkel ginge es gar nicht gut, worauf

wir ihr mit der unschuldigsten Miene versicherten, das sei das beste Zeichen, am nächsten Morgen werde er nun gewiß die Zahnschmerzen los sein. Im Herzen waren wir allerdings ganz froh, als wir nach einer ungestörten Nachtruhe am nächsten Morgen früh um sechs von unsern Pferden herab von der ganzen Familie Abschied nehmen konnten, ohne daß der Onkel bis dahin schon erwacht wäre. Noch lange währte es, ehe die Sonne über die hohen Berge hinweg kam, die sich im Osten türmten. Allmählich ward das Gefälle des Baches zu unsrer Rechten rascher, und als wir, die schöne Ebene von Zebedani verlassend, um einen Hügel bogen, eilten uns seine Gewässer in einer Reihe von Stromschnellen voraus und stürzten sich, in zwei Arme geteilt in einem doppelten Wasserfall in die Tiefe der steil eingeschnittnen Schlucht. Immer enger wurde das Thal, in dem der Bach im Schatten breitästiger Nußbäume, schlanker Schwarzpappeln und andrer Bäume dahinrauschte. Bald bot sich kein Platz mehr für einen Pfad neben ihm, und die Pferde mußten zeitweise im Wasser selbst waten. An der engsten Stelle stiegen wir ab und klommen aus der Schlucht zu einer in den Fels gehauenen alten Römerstraße empor. Vielleicht sollte sie, laut der noch gut lesbaren lateinischen Inschrift in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts angelegt, zur bequemeren Verbindung zwischen der zu neuem Glanze erhobenen Kultusstätte des Sonnengottes, Baalbek, und der alten Wüstenstadt Damask dienen. Die Könige hatten den Weg gebaut, die eigentliche Arbeit aber hatten, wie die Inschrift besagte, die Kärrner gethan, die Bewohner der entzückend schönen Gegend, in die wir nun, nachdem wir den Bach auf einer Brücke überschritten hatten, gelangten. Althistorischer Boden, auf dem wir uns befanden. In dem Marktflecken des Baradathales, Suk Wadi Barada, dem alten Abilene, ließe es sich noch heute gut Vierfürst sein. Wie geschützt liegt doch der Ort da, von den hohen Kalkfelsen umschlossen, in denen die Höhlen der alten Gräberstadt gähnen. Wie prächtig der Blick von dem am Bergeshang

sich entlang windenden Wege über das Thal, das sich zu einer kleinen Ebene erweitert. Da schlingt sich die Rebe um die Maulbeerbäume, da zeigt sich in den von undurchdringlichen Hecken oder Zäunen eingefriedigten Gärten bei reichlicher Bewässerung eine ungeahnte Üppigkeit des Wachstums, da schatten mächtige Baumriesen weithin, da sehen wir — von den Pinienwaldungen des Libanon abgesehen ein schon monatelang entbehrter Anblick — dichte Waldbestände auf dem feuchten Boden emporgeschossen, da lehnt sich malerisch eine Ortschaft neben der andern an die Berghalden.

Noch einmal, zum letzten Male vor Damask, führt die Straße über den Barada und läuft dann an den in mächtigen Platten nach dem Thale zu abfallenden Kalkfelsen hin.

Einen sonderbaren Anblick muß unser kleiner Zug den fleißigen Thaleinwohnern geboten haben, die in ihren ausgedehnten Weinpflanzungen arbeiteten.

Zuerst mein Reisegefährte mit dem Dragoman in eifrigem Gespräche, weit hinter ihnen der Schreiber dieser Zeilen, fast mehr neben dem Schimmel, als auf ihm, um jeden auffallenden Stein genau betrachten zu können, und wieder in weitem Abstand der Mukari, der sich auf seinem Maultier durch nichts aus der Ruhe bringen ließ. Nur von Zeit zu Zeit, wenn mein Name gerufen ward, oder wenn Jussef ein lautschallendes langgezogenes: „Hassan" ertönen ließ, daß die Berge wiederhallten, fand ein allgemeines Aufrücken statt, doch ohne langdauernden Erfolg.

Auf dem schattenlosen Wege hatten wir oft schon vergeblich nach einem Ruhepunkt gesucht; wir fanden ihn erst, großartig schön, auf den Mauerresten des Heiligtums, das sich ehemals über el Fidje, der Quelle schlechthin wölbte. Unter einer mächtigen Kalkfelswand, deren große unter steilem Böschungswinkel geschichtete Steine ohne alle Vegetation fast an eine ägyptische Pyramide erinnerten, sprudelt und wallt es aus einem gewaltigen Felsloch herauf inmitten eines schattigen Hains von Weiden, Pappeln und Nuß-

bäumen. Und doch scheint die Öffnung fast zu klein für diese strudelnden grünlichen Wassermassen, die mit weißem Schaume gemischt mit elementarer Kraft hervorbrechen und krystallklar bis auf den Grund, so daß man die Fische in ihnen spielen sieht, in wilden Wirbeln dahinströmen. Auf den vorspringendsten Teil des alten Mauerwerks gelehnt genossen wir lange schweigend den überwältigenden Anblick. Dann stiegen wir noch näher zur Quelle hinab und standen unmittelbar zu ihrer Seite. Wie das siedet und zischt, wie das wogt und braust. Wenige Schritte von hier strömten die hier zu Tage tretenden Wassermassen — es müssen die Wasservorräte eines großen Teils des Antilibanon sein — mit dem Barada zusammen, der bis hierher unser treuer Begleiter gewesen und schaffen ihn aus einem kleinen Bache zu einem Fluß um, der, wenn er nicht zu reißend wäre, bis an seine Quelle schiffbar sein würde. Beim Weiterreiten fiel uns noch auf, daß junge Triebe der Nußbäume in nächster Nähe der Quelle nicht vom Frost gelitten hatten, wie wir es in dem hochgelegenen Gebirgsthale vorher vielfach gesehen hatten. Ein sonderbarer Selbstwiderspruch der Weg von hier bis nach el Aschrafiye — kahle Felsplatten auf der einen Seite, das üppig grüne enge Flußbett des Barada auf der andern, die Dörfer langgestreckt in das Thal hineingeklemmt. Dann auf müden Pferden ein langsamer Aufstieg aus dem Thale, das hier so eng war, daß es neben dem Flusse dem Wege keinen Raum ließ, auf die Berge. Zwischen Kalkgeröll sproßten auf dem schweren Lehmboden die Getreidehalme und ließen zwischen sich Platz für manche schöne Feldblume. Ein Zwiebelgewächs fiel uns besonders auf mit Blüten von einem so herrlichen Blau, wie ich es sonst noch an keiner Blume bemerkt hatte. Doch bald hörte der Anbau auf und nach kurzem Abstieg waren wir auf der weiten Sahra-(Sahara) Hochebene angelangt.

Keine Spur von einer menschlichen Wohnung, nur in weiter Ferne in den Felsen einige Höhlen, die vielleicht den Räubern

zum Unterschlupf dienen können — ganz sicher solls hier für einen Einzelnen nicht sein. Kein Baum zu sehen, der Pflanzenwuchs schon dem Verdorren nahe. Glühend heiß brannte die Sonne, als wir über die Ebene ritten, fast unerträglich vollends prallte die Glut von den hohen Wänden des Kreidekalks auf uns zurück, zwischen denen uns nachher unser Weg dahinführte, und wie zum Hohn lachte vor uns der grüne Streifen des Baradathales uns entgegen, leuchteten silberglänzend hoch über demselben die Schneemassen des Hermon. Noch einmal erreichten wir bei Dumar das Thal mit seiner schattigen Kühle, schon streiften wir die große Poststraße von Beirut nach Damask, da führte uns Jussef erbarmungslos wieder auf den alten Saumpfad zurück, wenn anders sich da von einem Pfade sprechen läßt, wo der Weg einen steilen Berg hinan über breite Kalkfelsplatten führt, auf denen die Pferde kaum treten können. Auf der Höhe lag ein kleines schon verwittertes Rundtempelchen, Kubbet en Nasr, Siegeskuppel genannt, und als wir in dasselbe eintraten — wie dankbar waren wir da unserm guten Jussef —! Im Augenblick lag, wie in einem Märchen aus 1001 Nacht mit einem Zauberschlage vor uns ausgebreitet, die ganze, weite, herrliche Ebene von Damask. In blauer Ferne hebt sich im Süden das zerklüftete Bergland des Haurân aus der Ebene empor; über die Sümpfe, in denen der Barada ein Ende nimmt, die sog. Wiesenseen hin schweift der trunkene Blick bis zu den Tulul es Safa, deren runde vulkanische Kuppen, gegen fünfzig Kilometer entfernt, in langer Reihe den Horizont im Osten begrenzen, und unabsehbar breitet sich von ihnen nordwärts bis zu dem langgestreckten Zuge des Antilibanon die Wüste, die Wüste, durch welche der Weg zu den Ruinen der Wunderstadt jener wundersamen Frau auf dem Throne, Zenobia, nach Palmyra führt. Und zu unsern Füßen der größte Abstand zu den Wüsteneien, durch die wir in den letzten Stunden gekommen waren, ein Gartenwald, aus dem die Minarets der Omayadenstadt hervorragten. Kein Wunder,

daß nach arabischer Erzählung Mohammed, der sein Leben lang über Sachras geritten war, beim Anblick dieses entzückenden Bildes mit den Worten: „Ein Paradies kann der Mensch nur haben; das meinige liegt anderswo," an diesem Punkte umgekehrt ist, ohne die Stadt zu betreten. Kühner als er schickten wir uns zum Abstieg an auf dem teilweise in den Fels gehauenen Wege. Noch vor dem Eintritt in die reichbewässerte Ghuta, so heißt die Gartenlandschaft, welche wie ein grüner Kelch die farbenprächtig schimmernde Blumenkrone von Damask umschließt, kamen wir an einem öden, jedes Grüns baren mohammedanischen Totenacker vorüber nach Salehiye, einer Vorstadt von Damask, auf der Grenze des Fruchtlandes gelegen. Enge Gassen, Lehmmauern, mehr oder weniger zerfallen, viele Chane und Stallungen für die Pferde, große Unreinlichkeit, das war der Eindruck, den wir beim Vorüberreiten empfingen. Wie erquickend aber wars, als dann das Wasser zur Seite des Wegs rauschte, hier und da in den von Lehmmauern eingefaßten Gärten ein Springbrunnen plätscherte und aus den Brunnenöffnungen allerorten das köstliche Naß in unerschöpflicher Fülle hervorquoll. „Sind nicht die Wasser zu Damask besser, denn alle Wasser in Israel?" Wir fingen an, den Stolz des alten Syrers auf die Stadt der sieben Flüsse, die ihren Namen heut mit dem Syriens gradezu identifiziert hat — esch Scham — zu begreifen.

Durch ein festes Thor und durch breitere Straßen, als wir sie sonst in morgenländischen Städten gewöhnt waren, zuletzt allerdings durch enge Gäßchen gelangten wir zum Hotel Dimitri, das uns in einem im Damascener Stil gebauten Hause nach der etwas primitiven Verpflegungsart der letzten Tage wieder mit europäischem Komfort umgab.

Im mohammedanischen Paradiese.

Das Hotel Abbat in Alexandrien, das uns die erste Unterkunft auf morgenländischem Boden bot, trägt einen völlig europäischen Charakter; Alexandrien ist eine abendländische Stadt. Das Hotel du Nil in Kairo besteht aus einem europäischen vielstöckigen Gebäude und dem orientalischen Gartenbau; Kairo ist halb morgenländisch, halb europäisch. Das Hotel Dimitri in Damaskus zeigt ein rein orientalisches Gepräge; Damaskus ist eine ausschließlich morgenländische Stadt. Ein enger Thorweg führt in das Haus, das sich von außen in nichts von seinen Nachbarn unterscheidet. Die Zimmer gehen auf einen echt damaszenischen Hof, aus dessen buntem Mosaikpflaster heraus sich auf schmalen Blumenbeeten feinlaubige Granaten- und glänzend grüne Pomeranzenbäume, mit porzellanweißen Blüten und rotgoldig schimmernden Früchten zugleich bedeckt, erheben, da plätschern die kühlenden Wasser eines Springbrunnens und laden mit ihrem eintönigen Rauschen zu träumerischer Ruhe in der hochgewölbten Spitzbogenhalle, dem Liwan, der sich auf der Nordseite des Hofes öffnet. Aber wer könnts wohl am ersten Abend in Damask lange zwischen den vier buntfarbigen Mauern eines Hofes — mit dem Blick auf die großen Glasfenster, welche die Korridore im obern Stockwerk gegen den Hof abschließen, aushalten. Damaszener Leben wollten wir ja sehen und machten uns, als wir flüchtig unsere Reiseeindrücke mit einigen auf anderem Wege gekommenen Touristen, die wir hier wieder trafen, ausgetauscht hatten, nach dem Abendbrot zu einer Wanderung durch die Stadt auf — um, ach wie bald, wieder zurückzukehren. Unter den breiten Platanen auf der „richtigen Straße" waren noch einige Buden geöffnet, und ein paar trübselige Öllaternen beleuchteten culinarische Genüsse von dünnen Brotfladen oder dem am Spieße gebratenen Hammelfleisch; nur wenige, meist nicht sehr vertrauen-

erweckende Gestalten vor denselben; aber eine Laterne nach der andern erlosch während unseres Vorübergehens, so daß wir bald in voller Nacht dastanden. So mußten wir, wohl oder übel, schon um nicht der Damaszener Polizei in die Hände zu fallen, die für nächtliche Streifereien eine Laterne verlangt, zu unserm Hotel zurück. Aber auch das ging nicht ohne Hindernisse. Das große Thor des Stadtviertels, in dem dasselbe lag, war schon verschlossen und daher der Ruf nach dem Harîs, dem Wächter, notwendig. Damaskus ist am Abend tot.

Wie ganz anders pulste das Leben, als wir am nächsten Morgen die Straßen betraten. Daß von Sonntagsruhe nichts zu merken war, war kein Wunder, waren doch von den 110 bis 120000 Einwohnern kaum ein Zehntel Christen, meist griechischer Konfession. Ein deutscher Gottesdienst findet in Damaskus gar nicht statt, ja es giebt dort überhaupt keine deutsche Missionsunternehmung, die den amerikanischen Bestrebungen um die Ausbreitung evangelischen Christentums zur Seite stünde. Was uns vom ersten Augenblick an auffiel, war das vollständige Fehlen europäischer Gesichter in der bunten Menge, die uns auf Schritt und Tritt umdrängte. Von den wenigen Fremden abgesehen, die sich durch den neben ihnen schreitenden Dragoman sofort als solche legitimierten, haben wir wohl während unseres ganzen Aufenthaltes in Damaskus keinen einzigen Europäer auf der Straße getroffen. Hier, das merkten wir sofort, waren wir in der Stadt angelangt, die, der östlichste Punkt unsrer Reise, auch am wenigsten von westländischer Art berührt war. Das spannte unsere Erwartung von vorn herein sehr hoch.

Bei weitem die meiste Zeit widmeten wir den Bazaren. An einem Brunnen mit fließendem Wasser vorüber, wie sie sich hier im Unterschiede von andern morgenländischen Städten vielfach finden, gelangten wir mitten in dieselben hinein. Hier braucht man keinen Bädeker, oder sonst ein Hilfsmittel zum Verständnis, das Geschrei der ihre Waren ausrufenden Verkäufer

würde man, auch wenn man arabisch spräche, ebenso sicher nicht verstehen, wie die einzelnen sanften Töne, die dem Munde eines Berliner Saaandmanns oder eines thüringer Heedlbeerverkäufers entquellen, für die nicht Eingeweihten ein ewiges Geheimnis bleiben. In Damaskus kann sich übrigens noch weniger als in Kairo die blumenreiche Sprache des Orients mit dem Ausrufen des einfachen Namens der Waren begnügen; sie muß alles durch die Blume sagen, z. B. „Besänftige deine Schwiegermutter“, wenn sie Blumensträuße anbietet, oder „süß wie Rosenwasser“, um Granatäpfel zu empfehlen, oder „trockene Datteln“, wenn sie Rosinen anpreisen will.

Auch um die sonstigen Zurufe braucht man sich nicht viel zu kümmern, denn wenn auch das „dahrak ya chawadje dein Rücken, Herr“ die Gefahr, in der des Fremdlings Rücken steht, oft dringend genug erscheinen läßt, so wird doch auch in Damaskus nichts so heiß gegessen, wie es gekocht wird, und die Gefahren, die einem Europäer durch einen schwer bepackten Esel oder ein ungeschlachtes Kamel auf dem Bazar von Damaskus drohen, halten einen Vergleich mit denen, die man beim Übergang der Friedrichstraße in Berlin zwischen Linden und Behrenstraße aussteht, längst nicht aus. Gefährlicher sind die fanatischen Bewohner der Stadt selbst, deren älterer Generation das Blutbad von 1860 noch vor der Seele steht; doch haben wir nur einmal, als wir zu Pferde saßen, eine kleine Abkühlung mit einer Wasserspritze empfangen — ein unschuldiges Vergnügen, so lange nicht, wie es auch vorkommen soll, das Wasser mit Öl vertauscht wird; ein Junge, der ob seiner Zudringlichkeit mit dem Stocke einen leichten Schlag auf die Hand bekommen hatte, ließ es beim Aufheben eines Steines und grimmigen Blicken bewenden.

Der Europäer, der zum erstenmal den Bazar von Damask betritt, wünscht sich nur statt seiner zwei Augen die des allsehenden Argos, um sich nichts von all dem Neuen entgehen zu lassen, dem er hier begegnet.

Mehr im Mittelpunkt der mohammedanischen Welt gelegen, als Kairo, ein Stapelplatz, nicht nur wie dieses für die Rohwaren des Südens, sondern für die ganze Gewerbthätigkeit des Ostens, übertrifft die Stadt der sieben Ströme durch den Reichtum ihrer Bazare die ägyptische Hauptstadt bei weitem. Wo wir auch Vergleiche zogen, ob zwischen den Kupferschmieden, oder den Goldarbeitern, den Teppichhändlern, oder den Schuhmachern, sie fielen stets zu Gunsten von Damaskus aus, nur daß bei dem Zurücktreten des japhetitischen und hamitischen Elements das Volksleben nicht eine so unendliche Vielgestaltigkeit zeigte, wie in Kairo. Immerhin noch, welche Unterschiede zwischen einem würdigen Ulema im schwarzen Kaftan und blendend weißen Turban und einem halbwilden, fast wie geistesgestört ausschauenden Derwisch, zwischen einem behäbigen Türken und einem kriegerischen Drusen, zwischen einem geschäftsgewandten Juden und dem unerschütterlich auf sein Kismet vertrauenden, in seinem Laden hockenden mohammedanischen Kaufmann, zwischen einer unförmig schwarzverhüllten, langsam dahinwatschelnden Damascenerin und einer blau tättowierten, scheu umherblickenden Beduinenfrau.

An beiden Seiten einer breiten Straße in der Nähe des Hotels sitzen Kupferschmiede, unter deren Händen mannshohe ciselierte kreisrunde Schilde entstanden waren, nicht zu feindlicher Abwehr, sondern zum Zeichen gastfreier Aufnahme der Fremden in den Beduinenhäusern. Zu diesen gewaltigen Kupferplatten gehören sodann noch die kleinen mit Perlmutter eingelegten Tischchen, die bei den Mahlzeiten auf eine das Tischtuch vertretende Matte gestellt und mit der großen Platte bedeckt werden; auf letztere stellt man die Schüsseln und läßt sich dann im Kreise nieder, um ohne weiteres Handwerkszeug ans Werk zu gehen. Diese kleinen Tischchen fanden wir in dem anstoßenden Griechenbazar, einer schönen, hohen, mit Holzdach versehenen Halle, die in der Höhe durch seitliche Fenster Licht erhält. In diesem Bazar mit seinen vielen Fortsetzungen und Verzweigungen ist alles zu haben, wo-

nach das Herz begehrt. Türkische Kleider und Kaftane, weiß und braun gestreifte oder auch gelblich weiße Abayen, d. i. Mäntel aus Kameelshaar, indische Bronzen mit ihren eingemeißelten reichen Mustern, deren Herstellung nur da möglich, wo Zeit keinen Wert hat, Metallvasen mit Emaille ausgelegt und mit Ciselierungen versehen, alte Dolche und Pistolen, aufs reichste verzierte, kostbare antike Schmucksachen und einfache Fliegenwedel, aus geschlitzten und mit einem Griff versehenen Palmblättern hergestellt, Tarbusche und Nargilehs, buntseidene Keffiyen und weiße reich gestickte Turbantücher, wer wollte die Herrlichkeiten alle aufzählen. Vor unsern Augen sehen wir die tierähnlichen Phantasiegebilde entstehen, mit denen ein frommer Mohammedaner eine Messingschale schmückt. Er hat dieselbe in Pech eingelassen und treibt nun mit Hammer und stumpfem Meißel die Verzierungen heraus. Ja, dem Schuhmacher, dessen Ware im Morgenlande viel bunter aussieht, als in unserer kalten Heimat, müssen wir selbst das Leder geschmeidig machen helfen, indem wir über die auf die Bazarstraße geworfenen Ballen hinwegstolpern. Übrigens ist auch hier jedes Handwerk im großen und ganzen auf einen bestimmten Teil des Bazars beschränkt. Wir finden einen ganzen von Antiquitätenhändlern besetzten Gang, eine Schuhmacherstraße, einen Buchhändlerweg, eine Goldschmiedshalle u. s. w. Die letztgenannten liegen nicht allzuweit von der großen Omayadenmoschee entfernt, der wir auch noch einen Besuch abstatten wollen. Bei den Gold- und Silberschmieden finden Liebhaber neben der besonders hervorzuhebenden Filigranarbeit, die uns an geschmackvollen Broschen, Busennadeln, Armbändern, zierlichen Untersätzen für die kleinen arabischen Kaffeetassen entgegentritt, auch Münzen, meist nur arabischen und oströmischen Gepräges und nicht billig.

Von dem einen Lieblingsaufenthalt der Damen gehts zum andern, an dem sie noch zahlreicher zu finden sind, nämlich zum Stoffbazar. Wie viel öfter mögen aber auch unsere Damen vielleicht unwissend an diesen Ort und an die Stadt gedenken, als wir

Männer. Ich erinnere nur an das Wort Damast, das vor Jahrtausenden in einer israelitischen Frau Munde war*), wie es heut in deutscher, englischer, französischer, italienischer und arabischer Zunge erklingt. Neben manchen Waren, deren Geschmacklosigkeit ihren Ursprung im Abendlande nur zu deutlich verrät, finden sich da farbenprächtige Stoffe für die reichen Harimsgewänder, neben den buntbeblümten Schleiern für die türkischen Damen auch genug, was die Männer anzieht, vor allem die schönen weißen Turbantücher in verschiedenen Größen mit einer oft überreichen gelben Stickerei in schönen Mustern bedeckt. Unsre Einkäufe machen wir hier wie auch späterhin nur noch „auf arabisch". Jussef, unser treuer Dragoman, steht schweigend hinter uns, höchstens, daß er zuweilen französisch uns einen Rat giebt, um dafür eine Flut arabischer Schmeichelworte zu ernten; nur einmal gerät er in Verwunderung, als ich meinen Namen arabisch aufschreibe für einen Stockschnitzer, der im Schweiße seines Angesichts fast künstlerisch schön einen Stock nach dem andern mit arabischen Sprüchen und Verzierungen bedeckt, und gesteht, daß ihm Vertrautheit eines Reisenden mit der arabischen Schrift in seiner Praxis als Dragoman noch nicht vorgekommen sei; und in der offenen Bazarstraße, wo Wasserpfeifen, Stöcke und Tschibuks besonders die Männer locken, drängten sich die braunen Gestalten an uns heran, um zu sehen, daß ein Ferenghi wirklich arabisch schreiben könne. Gut, daß es inmitten der biederen Raucher geschah, denn

„Wo man raucht, da kannst du ruhig harren,
Böse Menschen haben nie Cigarren;"

in der Buchhändlerstraße wäre es vielleicht gefährlicher gewesen, wo inmitten der meist in rotes Leder eingebundenen Bücher die größten Fanatiker der Moslems sitzen, die Hüter des heiligen

*) Amos 3, 12 lautet in wörtlicher Übersetzung: Wie der Hirt aus dem Rachen des Löwen zwei Unterschenkel oder ein Ohrläppchen rettet, so werden sich die Israeliten retten, die in Samaria sitzen in der Diwanecke und auf dem Damast des Lagers.

vom Himmel gefallenen Buches, des Korans; nie werden sie ihn einem Kâfir in die Hand geben; schon ein Gläubiger begeht eine schwere Sünde, wenn er in seiner Bibel liest, ohne seine Fibel ordentlich im Kopfe zu haben und nun auch nur ein Wort falsch ausspricht. Aus diesem Grunde werden auch in den Koranhandschriften und Drucken die Vokale mitgesetzt, die sonst in den semitischen Sprachen der Leser meist selbst ergänzen muß.

Wie interessant ist doch das Kaufen in Damask! — freilich es kostet — ein Wert, den die Morgenländer nicht kennen — Zeit. Da sehe ich bei einem Trödler, in dessen Laden türkisbesetzte Armbänder und bunte Teppiche, kostbare Dolche und Schwerter mit Nephritgriffen in edelsteinbesetzten Scheiden und einfache Dolche mit Horngriffen und einem verdächtig an abgeschliffne Sägeblätter erinnernden ciselierten Stichblatt, Rosenöl, wenige Tropfen in langen schmalen dickwandigen goldbemalten Fläschchen, und grünliche Hennakügelchen zum Rotfärben der Nägel zu finden sind — einen kleinen Beduineneßtisch, nicht besonders eleganter Arbeit, aber von einer Form, die vollständig von der sonst gesehenen abweicht. „Zeige mir den“. Der Trödler holt ihn unter den andern Schätzen hervor. Ich sehe ihn näher an, er ist gewiß schon ein Jahrhundert alt und an dem eingelegten Perlmutter klebt der Rest mancher Beduinenmahlzeit. „Was soll er kosten?“ „60 Franken!“ „Viel zu teuer!“ „Sehr wohlfeil mein Herr!“ „Sieh, ein neuer kostet nur dreißig Franken und der ist schon ganz alt; und sieh, hier und hier“ — dabei werden ihm ein paar ein wenig schadhafte Stellen vor Augen geführt. „Nimm ihn umsonst.“*) „Ich werde dir zwanzig Franken geben!“ Entrüstet stellt der Verkäufer seinen Tisch beiseit. „Nun was soll er kosten?“ „Deinetwegen, dir zu Liebe nur fünfzig Franken!“

*) Eine uralte Redensart der Verkäufer, heut so wenig wörtlich zu nehmen wie zu Abrahams Zeiten bei dessen Handel mit den Hethitern um ein Erbbegräbnis 1 Mose 23, 11.



„Auch nicht vierzig. auch nicht dreißig." Für dies Mal ist nichts zu machen und ich beschließe zu warten. Am nächsten Tage komme ich „zufällig" wieder an demselben Laden vorüber, bleibe „zufällig" vor ihm stehen, sehe ein weiß leinenes, gelb gesticktes Turbantuch und fange an, um dieses mit dem Araber zu handeln. Wir werden nicht einig. Schon will ich mich zum Gehen wenden, da sehe ich „zufällig" den alten Tisch und frage ganz verloren nach dem Preise. „Fünfundvierzig Franken". Auch das finde ich noch zu teuer und nach halbstündigem Handel gehe ich wieder unverrichteter Sache fort, ebenso höflich beim Weggange verabschiedet, wie am ersten Tage, ganz anders, als es mir in Berliner Geschäften schon nach einer ganz kurzen Anfrage, der nicht ein Kauf folgte, ergangen war. Am dritten Tage wiederholte sich dieselbe Scene, wie am zweiten. Der Verkäufer wußte so gut wie ich, daß das Wiederkommen nur dem Tische gelte, aber es wäre ihm nie eingefallen, denselben mir zu zeigen, ehe ich nach demselben gefragt hätte. Da es das letzte Mal war, wo ich auf den Bazar von Damask gehen konnte, mußte ich auch mein Gebot steigern und als ich mit einem „Kalam frendjiye ein Frankenwort" ihm vierundzwanzig Frank als äußersten Preis bot, hatte ich den Tisch auch erstanden. Hätte ich noch einen Tag länger warten können, so wäre er sicher noch einige Franken billiger geworden.

Welche unendliche Mühe wartet oft der Teppichhändler, die ihre ganzen Schätze vor dem Fremden ausbreiten, Kelims und Karamanien, langwollige Smyrna- und kurz geschorne Bokharateppiche, große Kameltaschen und kleine Eseltaschen, grellfarbige europäische gewirkte Einfuhren und Perserteppiche, deren Farben bei langem Gebrauch nur um so schöner geworden sind, Teppiche mit symmetrischen Mustern und solche, die mehr oder weniger deutlich eine Gebetsnische, eine Kibla, zeigen, auf denen oft fromme Mohammedaner, nachdem der Teppich richtig gelegt war, das Gesicht nach Mekka gewandt, zum Gebet niedergekniet sind. Und kommt der Kauflustige, der nichts erstanden hat, wieder, so findet

er bei dem Händler die gleiche Höflichkeit, ja er wird wohl noch mit einer Tasse arabischen Kaffees bewirtet, die durch einen dienstbereiten Müßiggänger von dem nächsten Kaffeewirt herbeigeholt ist. Sie freilich kommen nicht mit einem kleinen nach der Straße offnen Laden aus, sondern haben ihre Waren in einem der großen, mehrstöckigen Chane aufgestapelt, deren Baulichkeiten um große Lichthöfe liegend sich am besten mit den Meßhäusern unserer alten deutschen Handelsstädte vergleichen lassen. Doch sind sie noch mehr als diese ständige Niederlagen für die Karawanenwaren, die aus dem Osten gebracht werden, jetzt freilich, wie wir aus glaubwürdigem Munde hörten, in einer von Jahr zu Jahr abnehmenden Menge. Der Handel Indiens, der vordem dieses alten Stapelplatzes nicht entbehren konnte, zieht seit Eröffnung des Suezkanals den Seeweg vor und wenn erst die in Aussicht genommenen persischen Bahnen ausgeführt sind, wird auch dieses bisherige Hinterland von Damask die alte Absatzstraße verlassen. Doch nach wie vor wird der Hauranier seinen Weizen dorthin bringen, wird der anspruchslose nordsyrische Beduine seine wenigen Bedürfnisse dort erstehen, wird der Bauer der Ghuta den Reichtum seines Gartenwaldes dort umtauschen. Sie dürfen wir freilich nicht so sehr im belebtesten Teile des Bazars suchen, zu den großen Chanen haben sie die Wolle ihrer Fettschwanzschafe und die Lammfelle gebracht, in den langen Speichern der Bauernvorstadt el Meidan ihre Getreidevorräte verkauft, nun treffen wir sie und ihresgleichen in den entlegneren Bazarstraßen, in den älteren Teilen, die nicht von den „zufällig" unter Midhat Paschas segensreichem Regiment entstandenen Schadenfeuern mit ergriffen und hernach neu hergestellt sind. Da drängen sie sich um die Läden, in denen neben den einheimischen Geweben auch billige aus Europa eingeführte Tücher liegen, da erstehen sie die einfachen Werkzeuge zur Bodenbearbeitung, da handeln sie um Hanfstricke für ihre Pferde, um kleine Handspiegel und schwingen sich vielleicht sogar zum Einkauf eines Stückchens Seife auf. Vor einem

störrischen Esel, der nur an die Sicherung seines eigenen Rückens denkt, oder einem schwer beladenen Kamel, das seine Last Bauholz halb trägt, halb nach sich schleppt, weichen sie vorsichtig aus, ein kluges Pferd, das auch im ärgsten Gedränge niemanden beschädigen wird, findet bei ihnen viel weniger Beachtung.

Der Markt von Damask — ein unerschöpfliches Kaleidoskop mit stets wechselnden, farbenprächtigen Bildern, eingetaucht in die Glut südlicher Sonne und arabischer Phantasie, ein Mikrokosmos mit eigner Sprache, eignen Umgangsregeln, eignen Produkten — eignem Schutzheiligen! der Schwur beim Haupte Yahiyas, Johannes des Täufers, ist dem Damascener der heiligste.

Doch jedem Besuch eines guten Moslems in der Moschee geht eine Waschung vorher, und auch wir, obwohl wir uns nicht dieses Vorzugs rühmen können, mit Allah auf besonders gutem Fuße zu stehen, wollen uns vor dem Eintritt in die Omayadenmoschee von dem Staube des Marktes säubern; verbinden wir doch damit zugleich den Vorteil, ein türkisches Bad kennen zu lernen. So treten wir in ein solches ein, an dessen schönem Eingange wir bereits auf unsern Bazarwanderungen vorübergeschritten sind. Schön ists eigentlich nicht, nach kurzem Aufenthalt im Auskleideraum auf hohen Badeschuhen, besser Badestelzen, in drei hintereinanderliegenden dampferfüllten Zimmern, in denen von den Wänden das Wasser auf den feuchten Boden herabsickert, die Steigerung heiß, heißer, am heißesten durchzumachen. Mattes Licht fiel durch die kleinen Glasscheiben, welche die schräg durch die gewölbte Kuppel gebrochenen Öffnungen oben verschlossen. Im mittleren größten Raum war ein Schwimmbassin, auch waren dort vor den Diwans Nargilehs zu beliebiger Benutzung aufgestellt. Im heißesten Zimmer konnten wir im ersten Augenblick nur mit Mühe Atem holen und uns kaum auf einer Bank niederlassen. Nachdem dies Schwitzbad gründlich durchgemacht war, traten die Badediener in ihr Recht, die die auf einer Decke ausgestreckten Glieder mit Filzlappen unbarmherzig abscheuerten, bis

die Oberhaut herunter war, um sie dann noch weiter mit Seife und Kübeln Wassers, die über den Kopf gegossen wurden, zu bearbeiten. Dann gabs in einem kälteren Zimmer eine im ersten Augenblick sehr unangenehme kalte Douche und hierauf konnten wir, in Tücher eingewickelt, einen Turban auf dem Haupte, auf unsern Badestelzen zum Ausgangspunkt unserer Badewanderung geführt, uns auf dem Diwan bei einer Tasse Mokka unserm Kef, dem süßen Nichtsthun, hingeben, in dem wir nur noch einmal durch Wechseln der Tücher gestört wurden.

Nach dieser Vorbereitung brechen wir im Verein mit einer größeren Gesellschaft unter dem Schutz eines deutschen Kawassen zur großen Moschee auf. Eins der größten Heiligtümer des Islam, ist sie erst seit kurzem den Ungläubigen zugänglich.

Ein gewaltiges, eisenbeschlagenes Thor, an dem unser die üblichen Überschuhe warten, eröffnet uns den Eintritt in die Moschee. Noch läßt sie deutlich die dreischiffige in der Mitte durch ein Querschiff abgesetzte Anlage der alten Basilika erkennen, in der in der ersten Zeit nach der mohammedanischen Eroberung nicht nur zwei verschiedene Konfessionen, wie in der bis vor kurzem durch jene berüchtigte Scheidewand in zwei Gotteshäuser zerlegten Heiligengeistkirche zu Heidelberg, sondern sogar zwei verschiedene Religionen, der Islam und das Christentum, ihrem Gott dienten. Auch heut noch ist sie eine großartige Anlage mit ihren drei gleich hohen Schiffen auf hübschen korinthischen Säulen, über denen sich eine leichte Arkadenstellung hinzieht, überdeckt von drei einzelnen schrägen Dächern mit sichtbarem Dachstuhle. Doch sind von den farbenreichen, Bäume und Häuser darstellenden Mosaiken nur noch geringe Reste in dem von bunten Marmorsäulen getragenen, von der „Geierkuppel" überwölbten Querschiff vorhanden. Zierliche kleine Säulchen umrahmen die nach Süden, nach Mekka zu gelegenen Gebetsnischen, dicke große Teppiche decken den unter der Kuppel hinter einem Gitter stehenden Sarg mit dem Haupt Johannes des Täufers. Im ganzen aber

macht die Moschee nach einem teilweisen durch einen Brand veranlaßten Neubau längst nicht mehr den Eindruck, unter dem der Chalif Welid I. den Bewohnern der Stadt einst zugerufen haben soll: „Ihr hattet vier Herrlichkeiten vor der übrigen Welt voraus, Luft, Wasser, Gärten und Früchte; ich habe die fünfte Gabe hinzugefügt, diese Moschee.“ Die Pfeiler, welche die den Hof umschließenden Hallen trugen, zeigten bei ähnlicher Anlage wie die der Gami ibn Tulun in Kairo doch eine viel reichere Ausführung. Auf einer Schmalseite des Hofes wölben sich überhöhte Rundbogen über schlanken Granitsäulen, während die schönen Marmorsäulen der Schatzkuppel, die noch neben dem Brunnenhaus auf dem Hofe errichtet ist, zum Teil wohl in Schutt vergraben, zu kurz aussehen.

Interessanteres noch, als das bisher geschaute, bietet sich, wenn man, wie wir dies am letzten Nachmittag unseres Aufenthaltes in Damask thaten, den Damascenern auf das Dach steigt. Schon mehrfach hatten wir in nächster Nähe der Moschee Säulenreste gesehen, welche, auf den engen Bazarstraßen sehr hinderlich, auf eine längst vergangene Zeit, in der dieser Stadtteil völlig anders bebaut war, zurückwiesen. Auf schmaler Treppe erreichten wir vom Buchhändlerbazar aus eins der flachen mit Rundhölzern hergestellten, mit Kalk beworfenen Dächer und konnten von dort bequem auf die Nachbarhäuser hinüberspazieren. So kamen wir zu dem Rest des herrlichen Triumphbogens, der sich dort über schönen korinthischen Kalksteinsäulen mit reichstem ornamentalem Schmuck von Architrav, Fries und dem weit ausladenden Gesims des Dachgiebels erhebt. Ein Teil des Mittelbogens, der neben diesem erhaltenen Seitenteil noch aufragt, läßt uns die großartige Anlage des Ganzen ahnen, dessen phantastisch reicher Schmuck uns in die Zeit zurückversetzt, wo Baalbeks Riesentempel entstanden. Damals zog sich von hier eine Säulenallee zu dem Heiligtum des Jupiter, das vielleicht schon in einem alten Baaltempel an gleicher Stelle einen Vorgänger gehabt hatte.

Auch die christliche Epoche hat ein bleibendes Denkmal an diesem Tempel hinterlassen. Es zu sehen, müssen wir im Goldschmiedbazar auf ein ander Dach steigen und auf längerer Wanderung in der Höhe an das Querschiff der Moschee heranzukommen suchen. Da steht über dem alten Südthor der Moschee vom Dache des angebauten Hauses halbversteckt und deshalb vielleicht mohammedanischem Haß gegen das Christentum bisher entgangen das hier ausdrücklich auf Christus bezogene Wort des 145. Psalm (V. 13):

Η ΒΑCΙΛΙΑ CΟΥ ΧΡΙCΤΕ ΒΑCΙΛΙΑ ΠΑΝΤΩΝ ΤΩΝ ΑΙΩΝΩΝ ΚΑΙ Η ΔΕCΠΟΤΙΑ CΟΥ ЄΝ ΠΑCΗ ΓЄΝЄΑ ΚΑΙ ΓЄΝЄΑ*).

Und über die Moschee ragt schlank ansteigend neben zwei andern Minarets das Madinat Isa, das Jesusminaret, auf das sich nach mohammedanischer Tradition Jesus am jüngsten Tage zuerst herablassen wird. Baaltempel, Jupiterheiligtum, christliche Kirche, mohammedanische Moschee und zuletzt über und nach allem Jesus, dies eine Gebäude eine Zusammenfassung der Geschichte und Geschicke des Morgenlandes.

Mehr als in dieser Moschee zeigt sich uns die feenhafte Pracht arabischer Architektur, welche den Fabelerzählungen von 1001 Nacht Wahrheit verleiht, wenn wir in eins der schönen, altarabischen Häusern Eintritt erlangen können.

Bereitwilligst eröffnet sich uns das Haus des deutschen Vicekonsuls, des Herrn Kaufmanns L., in der Nähe des Griechenbazars gelegen. Der Kawaß führt uns in den Empfangssalon zur Seite der großen Halle. Ehe der Hausherr erscheint, der uns mit Rat und That bereitwilligst bei unsern Einkäufen unterstützt, betrachten wir ihn genauer. Es ist ein hohes Gemach, das durch mehrere Stockwerke hindurchgeht; die Wände, unten in den Reichsfarben gestrichen, sind oben mit schönen Mosaiken eingelegt und lassen nur unter dem Gewölbebogen der reich gemalten,

*) Dein Reich, Christe, ist ein ewiges Reich und deine Herrschaft währet für und für.



kassettierten Decke ein geheimnisvolles, farbiges Licht durch die bunten in Gips eingelassenen Fenster eindringen. Bei diesem Halbdunkel erkennen wir, daß das Zimmer die Form eines großen Quadrats, aus dem ein Viertel herausgeschnitten ist, hat, und daß von dem mattenbelegten Raume, in den wir eingetreten sind, vor uns und zu unserer Linken einige Stufen zu zwei erhöhten kleineren Abteilungen emporführen, deren Fußboden kostbare Teppiche decken, an deren Wänden sich schwellende Diwans entlang ziehen. Auf diesen müssen wir uns niederlassen, ein Diener bringt kleine Schälchen Kaffee und sogar eine Nargileh wird uns angeboten. Hätten wir uns auch dem Schuhausziehen und dem Sitzen mit untergeschlagenen Füßen anbequemen müssen, wir hätten uns hier ganz als Türken gefühlt.

Das Gespräch kam auch hier auf die Türkenwirtschaft. Wie unheilvoll deren Einfluß auf den ganzen Verkehr hätte man einem andern, als dem als Exporteur und Importeur ipsi perito kaum geglaubt. Es war die Absicht, die Reede von Beirut zu einem jederzeit sicheren Hafen umzugestalten, der Wali von Damask aber schreckte von vornherein von jeder weiteren Erwägung dieses Planes ab durch die Erklärung: „Hätte Allah dort einen Hafen gewollt, so hätte er ihn selbst geschaffen.“ Das ist türkische Religion. Nebenbei gesagt, spricht sich in diesem Urteil auch türkische Geschichtskenntnis aus, indem der hohe Beamte der Pforte nicht weiß, daß erst der geniale Fachr ed din vor c. 250 Jahren durch Versenkung gewaltiger Steinmassen den Hafen von Beirut für die Schifffahrt unbrauchbar gemacht hat, um sich vor einer Landung der Türken zu sichern.

Lagern im Zollhaus von Beirut Waren, auf denen z. B. ein Einfuhrzoll von 8% liegt, so wäre es umsonst, sich zur Zahlung des Zolles bereit zu erklären, um die Waren zu erlangen. Aber wenn der Kaufmann unverrichteter Sache fortgeht, winkt ihn ein Beamter zu sich heran und macht ihm den Vorschlag: „Gieb mir unter vier Augen 5% und du erhältst die Waren.“ Und

statt daß die Regierung 8% vereinnahmt, teilt sie sich mit ihrem pflichttreuen Beamten in die 5%. In welchem Verhältnis, habe ich nicht erfahren. Das ist türkische Sittlichkeit. Ist die Lebensanschauung, die sich in diesem Zuge äußert, fatale Borniertheit, oder bornierter Fatalismus, oder beides? — Doch auch diese Sucht nach Bakschisch hat eine gute Seite. Wie sollte sonst bei den strengen Vorschriften des Koran überhaupt ein Übertritt zum Christentum, wie er sich jetzt doch ab und zu vollzieht, möglich sein. Da soll ein Christ, der Diener eines Deutschen, der seines Buckels wegen zum Militärdienst untauglich ist, gewaltsam doch wenigstens zum Mohammedaner gemacht werden. Ein Bakschisch seines Herrn von 50 Medjidis (ein Medjidi oder türkischer Thaler = 3,60 — 4,00 M.) an den Pascha der Bezirkshauptstadt läßt diesen ein Auge zudrücken. Der Polizeihauptmann des Ortes selbst aber macht bei Annahme seines Bakschisch von einem Medjidi die Bedingung, daß sich der Übergetretene nicht auf der Straße sehen lasse. „Das geht doch aber nicht“ war die Antwort, „du bist mein Freund, ich bin dein Freund, das mußt du selbst einsehen. Heut kann er wohl zu Haus bleiben und morgen auch, aber übermorgen ist Markttag, da muß er mir doch Lebensmittel besorgen.“ Der einsichtige Polizeihauptmann hatte das nötige Verständnis für diese Lage, begnügte sich mit zweitägigem Stubenarrest des Konvertiten und hat seitdem die jenen betreffenden Verfügungen wahrscheinlich „ad acta“ gelegt.

In dem Hause eines Israeliten, das wir später noch besuchten, zeigte sich schon längst nicht mehr der altklassische Stil arabischer Architektur. Marmorreliefs und zahlreiche eingelegte Spiegelchen, kostbares Porzellan und vergoldete Holzornamente, überreich gestickte Kissen und die zu diesem Stil durchaus nicht passenden europäischen Möbel machen im Verein mit der weiten Ausdehnung dieser Prachträume den Eindruck der Überladung und Geschmacklosigkeit. Hingegen fanden wir im Christenviertel in dem Hause des Christen Schamiye wieder einige schön aus-

gestattete Räume und erfreuten uns besonders an den Gartenanlagen auf dem Hofe, wo Schlingrosen an den Wänden sich emporrankten und aus dem weißen Blütenreichtum der auf Beeten ringsumstehenden Citronen- und Orangenbäume gelbe Maréchal Niel-Rosen herablachten, während üppige Sträucher weißer und roter Rosen den Boden deckten und unter dem erfrischenden Staubregen des Springbrunnens in der Mitte des Hofes die um ihn gestellten Pelargonien, Lilien, Margaretenblumen, Ackeléis und Myrtenspiräen sich in vollster Pracht zeigten.

Und noch ein Haus, in das manch Fremder eintritt, im Christenquartier, nahe dem Ostthore, in einer Nebengasse der Straße, die da heißt „die richtig" gelegen, der Überlieferung nach das des Ananias, in dem jetzt eine unterirdische kleine Kapelle in Form eines halben Kreuzes errichtet ist. Die Erinnerung an die richtige, gerade Straße, heut noch des gleichen Namens, auf der einst ein armer blinder Israelit entlang geführt wurde, läßt uns nicht Ruhe, sie treibt uns, den Spuren des Paulus zu folgen.

Vor den Thoren des Paradieses.

Zu Pferde, zu Fuß und zu Kamel haben wir die nächste Umgebung der Stadt kennen gelernt.

An der verabredeten Stelle des Bazars trafen wir unsere Pferde, die uns, da der Kontrakt mit dem Dragoman fortlief, auch während unseres Aufenthaltes in Damask stets zu Gebote standen. Ich kann jedoch nicht behaupten, daß, als wir hoch zu Roß saßen, Staunen den Bazar gefaßt hätte, wie zu den Zeiten des seligen Schwertfegers von Damaskus beim Anblick des dahinsprengenden Kalifen. Mag sein, daß erst seitdem die Schwert-

fegerzunft dort erloschen ist, auch das Pflaster sich verschlechtert hat, jedenfalls wäre heut solch Ritt unmöglich. Wir waren daher sehr froh, als wir das alte, dreiteilige Ostthor erreicht hatten und durch den einzigen nicht vermauerten Thorbogen ins Freie gelangt waren. Auf dem weiten, freien Platze liegen große Schutthaufen, und über die hohen Lehmmauern, welche weiterhin die Gärten einschließen, schwanken die Zweige der Fruchtbäume hernieder. In wenigen Minuten haben wir in der Nähe der christlichen Kirchhöfe den Ort der Lebenswende Pauli erreicht, den die Tradition erst in neuster Zeit der Bequemlichkeit der Pilger wegen aus einer Entfernung von zwei Stunden hierher verlegt hat. Wem fiele nicht bei derartigen Erfahrungen, die man oft im Morgenlande machen kann, jenes Hochwasserzeichen ein, das, von den Dorfbuben unten an der Scheune wiederholt abgekratzt, von dem Bauer in einer für jene unerreichbaren Höhe erneuert ward! Auch die Thore der christlichen Friedhöfe sind verschlossen, und wir müssen uns mit einem Blick über die erkletterte Mauer in den naturgemäß sehr kleinen englischen begnügen. An der Stadtmauer entlang reitend gelangen wir dann zu dem unfern derselben inmitten anderer Gräber im Schatten eines gewaltigen Nußbaumes gelegenen Grab des heiligen Georg, der sich für die Mohammedaner in Chidr, den ewig jungen, verwandelt hat. Wenige Schritte, und der Dragoman zeigt uns in der türkischen Stadtmauer, die hin und wieder auf ihrer Innenseite ein an sie gelehntes Haus überragt, das vermauerte Fenster, durch welches einst die Flucht des Paulus bewerkstelligt ward. Wir haben genug von dieser Art, biblische Erzählungen uns zu veranschaulichen, und reiten heim durchs Christenquartier, vorüber auch an der in der geraden Straße gelegenen Kaserne, aus welcher einst ein ehr- und pflichtvergessener Pascha das Zeichen zur Bluthochzeit von Damask gegeben hatte. Grausige Scenen, die sich damals ringsum hier abspielten! Die Trümmerberge vor dem Thore, an denen wir vorhin achtlos vorbei ritten, könnten davon erzählen.

Frei von solchen trüben Erinnerungen konnten wir uns ganz den wechselreichen Eindrücken hingeben, die uns auf einem andern Ritt die Gegenwart in Fülle bot. Zuerst legten wir einen weiten Weg innerhalb der Stadtmauer zurück. Im Judenquartier mit seinen niedrigen Häusern sahen wir so manches Gehöft unmittelbar an die Mauer angebaut, wie es wohl auch schon zu Pauli Zeiten der Fall gewesen war. Hier fanden wir auch ebenso wie dann im Christenviertel, was wir im mohammedanischen Stadtteil nirgends geschaut hatten, ganze Familien zusammensitzend; ob unter den Frauen und Mädchen, die in ihrem reichen Schmuck uns auffielen, wirklich viele schön waren, oder ob es nur das ewig weibliche in ihren Gesichtern war, dessen in jenen Landen so seltener Anblick uns anzog, wage ich jetzt nicht mehr zu entscheiden. Unverkennbar war aber der Geschäftsgeist jenes Bürschchens, das uns ein Modell jener sinnreichen Damascener Schlösser für vier Piaster anbot und schließlich, nachdem es lange hinter unsern Pferden hergetrabt war, für einen halben verkaufte. Die Hauptarbeit an diesen Schlössern, die man dort an Hausthüren ebenso, wie an Truhen und Kisten angebracht findet, fällt dem Tischler zu, während, wie schon gesagt, die Beschäftigung, nach der dieses Handwerk bei uns seinen Namen führt, ihm dortzulande von den Kupferschmieden abgenommen ist.

Niedrige Häuser, in engen, winkligen Straßen, über die die hohen Bäume der anliegenden Gärten ihr Schattendach breiteten, neben den Düften, die uns nachgerade in morgenländischen Städten etwas Selbstverständliches geworden waren, noch specifisch ländliche Gerüche und eine gegen das Geräusch des Bazars wohlthuende Stille, das waren die Eigentümlichkeiten der Vorstadt, durch die wir jenseits des Thomasthores, und nachdem wir den Barada überschritten hatten, dahinritten.

Unser Dragoman hatte sich bald seitwärts in die Büsche geschlagen, was uns indes wenig Kummer machte. Erreichten wir doch auf leidlich geradem Wege die uns schon von unserer An-

kunft her bekannte nach Salehiye führende breite Straße und auf ihr schnell auch diesen Ort selbst. Bei näherer Betrachtung fanden wir jetzt hier schöne, leider arg verfallene Bauten, alte Moscheen und andere öffentliche Gebäude, die nun zu Stallungen für Pferde und Esel herabgesunken waren. Weiter sprengten wir auf die ersten Anhöhen, die zum Djebel Kasiun anstiegen, und suchten uns noch einmal jenes herrliche Bild zu unsern Füßen recht einzuprägen — wars doch der letzte Abend vor unserer Abreise. Dort unten im Thale des Barada sahen wir schon die Chaussee, auf der wir die Stadt verlassen sollten. Auf diese suchten wir nun zu gelangen und wagten es deshalb, führerlos durch die Gärten der Ghuta uns einen Weg zu suchen. Fast wäre es uns leid geworden. Ein Labyrinth kann nicht verschlungner sein. Hohe Lehmmauern, über die man auch zu Pferde keinen Blick werfen kann, schließen die Gärten rechts und links vom Wege ein. Eine Strecke können wir dem Laufe eines Baradakanals neben dem Wege folgen, dann aber teilt sich die Straße, macht Biegungen, teilt sich wieder und läßt uns in kurzem vollständig die Richtung verlieren. Gewiß, gegen die Räuberhorden der Wüstenstämme können die Damascener gar kein besseres Bollwerk finden, als diese weit ausgedehnten Gärten mit ihren hohen Mauern und unendlich verworrenen zahllosen Wegen ohne jede Aussicht.

Doch endlich, als wir schon an den Rückweg dachten, erreichten wir die Poststraße, und während wir dann auf reiches Leben schauten, das sich vor unsern Augen auf den Baradawiesen, am Ufer des nahen Flusses und auf der gut gehaltenen Straße entfaltete, auch vom Pferde her nach dem bis auf den letzten Platz besetzten vorbeifahrenden Postwagen hinüber eine Jerusalemer Bekanntschaft erneuerten, kamen wir fast unvermerkt in die breitgebaute Vorstadt und vor unser Quartier. — Doch ehe wir von der Ghuta Abschied nehmen, muß ich, um sie nicht allzusehr in Mißkredit zu bringen, noch einen dieser Gärten, den wir schon

am ersten Nachmittage unseres Aufenthaltes dort betreten durften, schildern. Wenige Schritte vor dem bereits erwähnten Thomasthore liegt ein solcher an dem Ufer des rauschenden Baradaflusses. Schattige Pappeln säumen den Strom, dichtes Buschwerk breitet sich an andern Stellen, freie Plätze laden hier unter den breiten Nußbäumen zur Ruhe auf den niedrigen Stühlchen, die heut am Sonntag Nachmittag zum großen Teil schon von den eingebornen Christen und Christinnen in Beschlag genommen sind. Doch uns Europäern ist bald an einem passenden Platz Raum gemacht und Jussef sorgt auch für Speise und Trank, wie für die dem Araber unentbehrliche Pfeife. Auf letztere verzichten wir allerdings, aber den Absinth, der in einem kleinen Gläschen gebracht, mit Wasser vermischt und mit Schnee vom Berge Hermon gekühlt wird, müssen wir probieren. Ebenso die für die Bedürfnislosigkeit der Beduinen wohl passende, uns Europäern aber sehr homöopathisch erscheinende Zukost von einigen gerösteten Kürbiskernen und Erbsen, sowie einem dünnen, kleinen Stückchen Käse und unreifen Früchten, vielleicht kleinen Pflaumen, die uns aber gar nicht munden wollen, während die Orientalen an völlig unreifen, noch längst nicht ausgewachsenen Früchten ebensoviel Geschmack zu finden scheinen, wie an den köstlich aromatischen reifen Früchten ihres Landes.

Ein andrer öffentlicher Garten liegt in der Vorstadt, in der Nähe des neuerbauten Viktoriahotels, das für die charaktervolle Erscheinung eines Damascener Hauses die blasse Alltäglichkeit eines internationalen, im Bädeker angesternten Hauses eingetauscht hat. In jenem Kaffeegarten ruhten wir von den Strapazen unseres ersten und letzten Kamelritts im Morgenlande aus; denn ein Vierteljahr fast dort unterwegs zu sein, ohne einmal wenigstens das Schiff der Wüste versucht zu haben, schien uns ein schlimmeres Vergehen, als ein Besuch Roms, ohne den Papst zu sehen. So dachten nicht allein wir, so dachten auch zwei Damen, die schon öfters mit uns zusammengetroffen waren; daher machten wir uns eines Nachmittags selbviert auf zum

Kamelreiten. An einen stillen, menschenleeren Platz der Vorstadt hatte Jussef die Tiere beordert, freilich keine edlen Renner, sondern mehr mährenartig, die sonst wohl Brennholz oder Lasten zu schleppen, aber nicht Neulingen zu den ersten Anfängen in dieser Kunst zu dienen hatten. Nachdem das Aufsteigen einmal vorgemacht war, mußten wir es selbst versuchen. Der Beduine setzte seinen Fuß auf ein Vorderbein des auf seinen Knieen liegenden Kamels, damit dasselbe liegen bleibt, bis der Reiter erst auf dem mit einer Decke belegten Holzgerüst sitzt, welches die Stelle des Sattels vertritt. Sobald er den Fuß zurückzog, erhob sich das Kamel auf seinen Hinterfüßen und zwang uns eine tiefe Verbeugung ab, nach der wir uns aber um so stolzer erhoben, als es sich im nächsten Augenblick auch auf den Vorderfüßen aufrichtete und wir uns zu unsrer eignen höchsten Verwunderung nicht abgeworfen am Boden, sondern fest im Sattel sahen. Gefährlicher noch erschien das Aufsteigen der Damen, denen dann auch noch besondere Hilfe zu teil wurde. Wir setzten uns ladylike — das ist die Art, zu Kamel zu sitzen — zurecht, und nun gings, ein Araber auf einem Esel voran, der als jener bekannte Mann im Syrerland mein Kamel am Halfterband führte, die andern in einer Reihe hinterher, zur Freude der Menschheit zwischen den Spießruten der Damascener Lästerzungen hinein in die Gärten, und dann, als wir uns auf unsern hohen Sitzen bereits etwas sicherer fühlten, auf der Poststraße zurück. Die Bewegung war keineswegs unangenehm, von den öfters behaupteten schlimmen Folgen konnten wir nach gewiß einstündiger Dauer unsers Ritts nicht das geringste verspüren. Auch zum Traben ließ sich mein Tier bewegen, nachdem ich selbst den Zügel, einen einfachen Strick, ergriffen hatte. Hierbei fliegt man vielleicht etwas höher, als auf dem Pferde, doch ohne daß dies etwa lästig fiele. Das schwierigste nach dem Aufsteigen ist das Absteigen, bei dem die gleichen Verbeugungen nur in umgekehrter Reihenfolge zu machen sind. Doch auch dies ging glücklich von statten, und den Tag beschloß

eine Vorfeier des Geburtstages der einen von jenen beiden Damen, ein geringer Ersatz für eine elfstündige Postwagenfahrt von früh morgens vier Uhr, mit welcher der Geburtstag selbst begangen wurde. Auch wir mußten rüsten, die eingekauften Gegenstände wurden verpackt, der östlichste Punkt unserer Reise war erreicht, wir gedachten des Abschieds vom Morgenlande. Unsere Ausflüge ins Innere des Landes hinein hatten wir beendigt. Noch ein Tag des Rückweges von Damaskus, an dem wir das Meer nicht sahen, dann sollten wir bis zur vollen Heimkehr keinen Tag mehr seinen Anblick entbehren.

Vom Fels zum Meer.

Ein scharfer Ritt von fast neun deutschen Meilen, zwar auf guter Chaussee, aber erschwert durch den Übergang über den Antilibanon, stand uns am ersten Tage bevor. So fand der Aufbruch schon früh sechs Uhr statt. In der Ebene entlang führt der Weg am grünenden Ufer des rauschenden Barada, noch ein letzter Blick auf die Stadt und die schönen Kegelberge im fernen Osten, Damask verschwindet hinter den Lehmmauern der Gärten, wir kommen in das enge Thal zwischen den ersten Höhen des Antilibanon, unser Dragoman muß ans Zollhaus heranreiten und mit so und so viel Piastern uns das Recht erkaufen, die Kompaniestraße, die ausschließlich Eigentum einer französischen Gesellschaft ist, zu benutzen. Unsere Karawane hatte sich um ein Pferd, einen Paßgänger, vermehrt, den Hassan erstanden hatte.

Seltsame Gegensätze im engen Flußthal. Dicht am Wasser führt der Weg dahin, unter den Pappeln des Ufers ein grüner Teppich wildwachsender Pflanzen, besonders eine prunkende Mohnart mit zweifarbenen Blüten, auf der andern Seite des Weges nackte Kalkfelsen fast ohne eine Spur von Pflanzenwuchs. Eine öde

Hochfläche breitet sich, als wir bei Haeme das Flußthal verlassen müssen, vor uns aus, die Fortsetzung der Sahra, die wir jenseit des Barada auf dem Hinwege kennen gelernt hatten; dann steigt die Straße in Windungen steiler bergan, um sich nach kurzer Senkung noch einmal allmählich zu erheben. Kein Dorf ist in der Ferne zu sehen, in weiten Zwischenräumen nur die Chane, auf denen die Kompaniepferde umgespannt werden, hin und wieder ein langer Wagenzug oder ein Trupp Lasttiere, welch ein Unterschied diese Einförmigkeit gegen das nur wenige Kilometer entfernte paradiesische Baradathal. Ja, das beste ist das Wasser!

Niedriges Eichengebüsch deckt die flachen Berghänge und wird durch die Unholde von Ziegen, welche dort weiden, kurz gehalten, so daß wir nirgends hier an die alte Pracht der nachbarlichen Eichen von Basan gemahnt werden. Jenseits der schmalen angebauten Ebene dort winkt uns die Frühstücksrast in dem einen geräumigen rauchgeschwärzten Chan; zwar ists hier völlig sicher, und auch bei Nacht wäre wohl keine Gefahr vor diebischen Gelüsten der Eingebornen zu befürchten, über die in Damask die Mitglieder einer mit Zelten reisenden Gesellschaft geklagt hatten, aber doch wünschen wir uns ein besseres Unterkommen für die Nacht und so gehts bald weiter. Wir erreichen den höchsten Punkt an diesem Tage, unter uns thut sich die weite Ebene der Bekaa auf, über ihr leuchten die Schneeberge des Libanon, vor uns liegt der letzte Abstieg in einem flachrandigen, langsam sich senkenden Thale, das uns an einer großen Tempelruine auf einem Vorberge des Antilibanon vorüber in die Ebene gelangen läßt.

Wir meinten für heut genug gethan zu haben und hofften, in dem nahen Chane, dessen rotes Ziegeldach uns schon von weitem entgegenschimmerte, rasten zu dürfen; aber Jussef ließ uns keine Ruhe. Es ging weiter und immer weiter über die Ebene hin. Den Litani hatten wir längst auf seiner Brücke passiert, müde Reiter auf müden Pferden; nur die prachtvolle Aussicht hielt uns aufrecht. Vor uns lag der Libanon, über dessen farben-

reiche Schichten sich ein dünnes Wolkenband spannte. Im Süden, wo die Gebirge nahe zusammen traten, schien der Hermon mit seinem schneeigen Haupte sich unmittelbar anzuschließen, und von der sinkenden Sonne vergoldet dehnten sich in unserm Rücken des Antilibanon langgestreckte Bergzüge; weithin konnten wir den Weg verfolgen, den wir am Fuße des Gebirges hin vor einer Woche über Zahle nach dem fernen Baalbek eingeschlagen hatten. Endlich kamen wir zwischen hohen Hecken entlang, welche auf der letzten Wegstrecke die Straße säumten, nach Schtora, dessen hohe Pappeln am Ufer des brausenden Baches im Abendwinde rauschten. In dem zum Zeichen der Civilisation mit greulichen Bildern verunzierten Eßzimmer des von dem Griechen Andrä gehaltenen Gasthauses bot eine rege Unterhaltung mit einem französischen Ehepaar einen erfrischenden Abschluß des anstrengenden Tages.

Für den nächsten Tag blieb nur noch der Libanon zu überschreiten, immerhin bei einem Anstieg von 600 Meter und einem fast 1000 Meter tieferen Abstiege eine anstrengende Leistung, zu der wir auch schon mit Morgengrauen rüsteten. Am Hange eines tief eingeschnittenen Querthales hin führte der Weg in Wendungen unmittelbar von Schtora an schnell zur höchsten Paßhöhe. Kleine Rinnsale netzten den Felssteig, aus allen Felsspalten schauten Blumen und aromatische Kräuter. Der Blick auf die Verzweigungen der Schlucht war bei stetem Wechsel ungemein anziehend. Der Libanon bewährte seinen früher schon bemerkten Vorzug vor dem Antilibanon. Wenn nur nicht die Cigaretten eines Chaldäers, der, des Französischen etwas kundig, die Strecke bis zum großen Gehöft des Chans Murad gemeinsam mit uns zurücklegte, so abscheulich gewesen wären!

Nicht lange währte es, und die in den Spalten am Wege und höher hinauf noch weißgetigerten Felsen verdecken Hermon, Bekaa und Antilibanon. Eine gewaltige Steinwüste, die mir als Ausbeute am Fuße des Djebel Knese den schönen Steinkern einer Muschel, die einzige auf dem versteinerungsreichen Libanon von

mir gefundene Versteinerung, bot. „Dies Schneewasser rinnt schon in den Hammanabach, der nach seiner Vereinigung mit der Sulima den Nahr el Berut bildet — und wirklich dort schimmert das Meer, noch an vier Meilen entfernt, dort hebt sich aus grünen Baumgärten weißleuchtend die Hafenstadt von Damask, Beirut. Noch eine Biegung um einen Berg, und ein wundervolles Panorama eröffnet sich uns, das uns bis gegen den Absturz des Gebirges hin begleitet. Zu unserer Linken lehnt sich der Weg an steile Kalkfelsen, zur Rechten blicken wir auf das lachende Hammanathal hinab, um dessen tiefen Kessel sich inmitten der terrassenförmig bebauten Fruchtfelder ein ganzer Kranz friedlicher Dörfer schlingt; auf den jenseitigen Höhen ernste Pinienwälder, und vor uns unser Ziel, dem wir uns langsam, aber sicher auf der ganz allmählich sich senkenden, wohlgepflegten Straße näherten. Nicht eher rasteten wir, um im Freien vor einem Chan unsere mitgenommenen Vorräte samt dem mit kühlem Quellwasser gemischten Wein zu genießen, während uns der Besitzer des Chans eine Tasse Mokka bereitete, als bis wir den letzten Abstieg vor uns sahen. Vorüber an der Villenstadt Areya mit den Landhäusern der vornehmen Beiruter Welt, an den wundervoll angebauten oder mit Pinien bestandenen Abhängen hin, auf dem Wege entlang, der sich in fortwährenden Windungen durch die Kalk- und Sandsteinzonen hinzieht, gelangten wir auf die gerade ebene Straße und, gern den Schatten breitästiger Bäume am Wege aufsuchend, an der Pineta vorüber nach Beirut. Wohl war gerade ein besonderes Fest für unsere Landsleute, das deutsche mit dem Waisenhaus verbundene Pensionat feierte sein fünfundzwanzigjähriges Bestehen, und, hätten wir die kleine Schar in den weit ausgedehnten Pinienanpflanzungen entdeckt, wir hätten gewiß an ihrer Freude teilgenommen, aber nochmals dorthin aufbrechen — das schien uns zu viel verlangt nach solchem Ritt. Ich hatte außerdem noch mit Vorbereitungen für den Sonntag zu thun, an dem ich die Leitung des Gottesdienstes in der Kapelle des

Waisenhauses übernommen hatte; für den Sonnabend war schon ein Ausflug nach dem Hundsfluß festgesetzt und vorläufig teilte die Vorbereitung für meine Predigt noch einen zweifelhaften Vorzug mit der Verseinteilung der Bibel durch Robert Stephanus, nämlich den, inter equitandum entstanden zu sein.

Wir hatten unsere Pferde für den nächsten Tag behalten, doch brauchten wir keinen Mukari oder Dragoman, da wir uns einigen Herren, die an verschiedenen Missionsanstalten standen, anschließen durften.

Neben Herrn Direktor Staiger war es noch ein Doktor Jessup, der Vorsteher der von den nordamerikanischen Presbytern eingerichteten Mädchenschule, sowie ein englischer Reverend Young. Letzterer gab auf wildem Schimmel an der Spitze reitend das Tempo an. Bald lag die Stadt, sowie die Gärten der Vorstadt in unserm Rücken, und als wir auf hoher Steinbrücke auch das breite, von Steingeröll durchzogene Bett des Nahr el Berut unmittelbar an seiner Mündung überschritten und sein Flußsystem somit von den Quellen der Sulima und Hammana bis zum Ausfluß kennen gelernt hatten, jagten wir auf dem prächtigsten Sandstrand der schönen St. Georgsbai von Beirut dahin, allen weit vorauf der englische Reverend.

Auf die Aufforderung meines Reisegefährten, unsere in ihren Kletterübungen auf dem Libanon bewährten Pferde nun auch auf ihre Schnelligkeit zu prüfen, begannen wir ein Privatwettreiten, das aber ohne eigentliche Entscheidung ein jähes Ende nahm. Ich ritt unmittelbar am Strande, wo die sanft verlaufenden Wellen den Sand feucht hielten, plötzlich eine etwas größere Welle mit einem weißen Schaumkopf, mein Schimmel scheute, sprang rechts zur Seite und links herunter flog sein Reiter mitten in die Welle hinein, der er zum Überfluß noch einige Schritte ins Meer folgen mußte, als sie den Hut rauben wollte. Der Schimmel stand voll Verwunderung über das angerichtete Unheil, und im nächsten Augenblick war ich auch wieder auf seinem Rücken,

um bis zu den Wasserwerken von Beirut nur zwischen Galopp und Carriere zu wechseln. Von dem Direktor dieser großartigen Anlage, die, wie wir bei näherer Besichtigung derselben auf dem Heimwege hörten, seit fünfzehn Jahren den bis dahin sehr fühlbaren Mangel guten Trinkwassers in Beirut abgestellt hat, wurde mir freundlichst ein anderer Rock geliehen, und nach wenigen Schritten gings nun auf der uralten in den Fels gehauenen Straße um das steile Vorgebirge herum, an dessen verwitterte Felsblöcke die Wogen schäumend und spritzend schlugen. Noch älter wohl ist eine höher am Felsen entlang führende Straße, der uralte Heerweg, auf dem oft kriegsgewaltige Führer ihre Heere in das Land Israel oder aus demselben heraus geführt haben. Für die Kämpfe zwischen Assyrien und Ägypten war dieser Weg, da die Wüsten im Osten Palästinas für Heereszüge unpassierbar waren, der gewiesene Zugang.

Sie waren auch stolz auf diesen Marsch, die alten Helden, und haben die Geschichte ihrer Kriegs- und Siegeszüge in den Felsen eingegraben. Sechsmal sind nach der Zahl der hier vorhandenen teilweise arg verwitterten Tafeln Assyriens Heerführer, dreimal die Ägyptens hier durchgezogen, ja, jenseits der Brücke, die mit einem Doppelbogen hier den aus tiefer Felsschlucht heraustretenden Fluß überspannt, hatte man vor einigen Jahren, von Epheu und anderen Schlingpflanzen bis dahin verdeckt, noch eine Tafel gefunden, auf der der Name Nebukadnezars zu erkennen sein soll. Wie eigen doch die Keilschrift an solchem Orte aussah, ganz anders, als auf einem Trümmerstück mit tausend andern in den nimmersatten Abgrund unserer Museen aufgenommen!*) Schade, daß die französische Expedition, die 1860 zum Schutz der dortigen Christen unternommen war, sich nicht gescheut hat,

*) Eine nordamerikanische Expedition der Universität Philadelphia zur Erforschung Babyloniens hat inzwischen einen ihr gewordenen unfreiwilligen Aufenthalt zur genauen Durchforschung dieser Denkmäler benutzt.



auf eins dieser uralten Denkmäler ihre eigenen Ruhmesthaten einmeißeln zu lassen.

Und Jahrtausende vielleicht schon vor jenen Zeitgenossen des Jeremias, ja wohl des Moses — ägyptische Inschriften sind auf Ramses II., den Pharao der Bedrückung bezogen — hätten andere hier Denksteine errichtet, unbewußt, aber nichts desto weniger der Nachwelt unverkennbar. Ein wenig oberhalb der alten Heerstraße hallten Sprengschüsse. Doktor Jessup hatte Arbeiter hierher bestellt und ließ durch sie jetzt eine feste Felsschicht sprengen, die dort unter dem vor einiger Zeit eingefallenen Gewölbe einer früheren Höhle aus zahllosen Knochenstücken, ganzen Kiefern und einzelnen Zähnen, Feuersteinsplittern und eben solchen Werkzeugen durch den Kalk zusammengebacken war. Prachtvoll hatte der mit rotem Mergel versetzte Kalk hier alle Einschlüsse konserviert. Als diese Knochen, deren Struktur noch bis ins einzelste erhalten ist, aufgeschlagen und, nachdem das Mark ausgeschlürft war, zusammengeworfen wurden, da hausten hier noch Troglodyten, rohe Jägervölker mit Knochen- und Feuersteinwerkzeugen, der Jagd auf flüchtige Gazellen obliegend, in Furcht auf dem Flusse vor den Krokodilen, die damals vielleicht auch im Hundsfluß, wie noch heut in der Zerka bei Cäsarea ihr Wesen trieben, voll Schreckens auf dem Gebirge nicht nur vor dem dort noch gegenwärtig vorkommenden Wolf und Bären, sondern auch vor dem in der Bibel häufig erwähnten Löwen und dem Tiger, der sich noch zu Diodors Zeiten in Syrien zeigte. Noch waren die Berge dicht bewaldet, wovon das Vorkommen von Steinkohlen im Libanon zeugt, und statt der Weintrauben, Orangen und Feigen boten sie Eicheln und wilde Obstarten zur Nahrung, nicht wußte man von Kleidern aus dem Gespinst der Seidenraupe oder der Wolle von Haustieren gewebt, Fellröcke, wie sie Adam und Eva bei ihrer Vertreibung aus dem Paradiese getragen, dienten allein zur Kleidung. Ein wildes Geschlecht, vielleicht Räuber, die ahnungslose Wanderer in diesem gefährlichen Engpaß überfielen.

Ein starker Regenguß hinderte uns leider, den rasch strömenden Fluß zu überschreiten und so machten wir uns nach kurzer Rast im Chan neben seiner Mündung, in dem wir noch Angehörige des bei uns in guter Erinnerung stehenden Missionshauses von Brumana getroffen, auf den Heimweg, der eine, um einer Verabredung nachzukommen, schnell vorausreitend, der andere mit Herrn Direktor Staiger langsam folgend, unterwegs noch einmal vor einem Kaffeehaus dicht an den Wasserwerken rastend. Jetzt erst fanden wir Zeit, das herrliche Bild in uns aufzunehmen, das sich uns auf dem Wege bot. Jenseit der gelben Sanddünen ein schmaler Baumgürtel, über dem, von zahllosen weißen Häusern und kleinen Ortschaften belebt, die wohlbebauten ersten Höhen des Libanon sich erhoben. Vor uns lag in seinem Gartenkranz Beirut, die einzige zumeist christliche größere Stadt Syriens, auf der Reede schaukelten einige Schiffe, längst lachte wieder über uns tiefblauer wolkenloser Himmel, und leise rollten die Wellen ans Ufer.

Ohne Talar hatte ich am nächsten Vormittag den Gottesdienst zu halten, an dem in der schönen Kapelle des Waisenhauses die Zöglinge samt ihren Pflegerinnen und eine andächtige Gemeinde aus Einheimischen und Fremden teilnahmen. Hernach erzählten die Schwestern, die zum Teil schon lange in Syrien in der Arbeit standen, von dem Umschwung, der dort allmählich eingetreten war, und wie sich der fanatische Haß der Mohammedaner, der ihnen zuerst in Saida und andern Orts entgegengetreten war, in stille Achtung vor der christlichen Barmherzigkeit gewandelt habe.

Der regnerische Nachmittag hielt mich nicht ab, nachzuholen, was mir am vorhergehenden Tage die Zurüstung zu meiner Sonntagsarbeit nicht erlaubt hatte, dem Johanniterhospital einen Besuch abzustatten. Wie freundlich hob sich doch das weiße achtspitzige Kreuz über der Eingangsthür des schönen zweistöckigen Baus aus dem Grün der Bäume hervor, wie wohl that der

gastliche Empfang, der des deutschen Landsmanns wartete, als dieser auf der großen Freitreppe zu dem Hause emporgestiegen war, wie tiefen Eindruck machte doch — jeder Besucher der Anstalt, mit dem ich davon gesprochen, hatte die gleiche Empfindung — die überall zutage tretende vortreffliche Leitung durch Schwester Marie Breyner, die mit der Würde einer Gräfin ihres Amtes wartete. Sie war es auch gewesen, die dem damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm vor einigen Jahren den durch die Zeitungen bekannter gewordenen Gegenbesuch abstattete und bei dieser Gelegenheit einen schönen Beweis seiner Leutseligkeit empfangen durfte. Wenige Monate vorher erst war das Tagebuch des edlen Märtyrers Hannington, des Bischofs von Mombas, veröffentlicht, und so war sein Lebensende damals noch in aller Mund; genau ein Jahr vor seinem Tode hatte er sich auf seiner letzten Reise auch in Beirut aufgehalten und dem Johanniterhospital einen Besuch abgestattet, das nun als kostbares Andenken an ihn, den Missionsmann, seine Eintragung ins Fremdenbuch zeigen konnte; in ihren charaktervollen Zügen steht sie mir noch jetzt vor Augen. In hohen geräumigen Krankenzimmern lagen Kranke ohne Unterschied der Religion, balsamische Luft strömte durch die hohen Fenster den Genesenden entgegen, die sich in den schattigen, vor den Sälen vorüberführenden Hallen aufhalten durften, und manch mattes Auge erwachte zu neuem Glanze beim Anblick der köstlichen Aussicht, die sich dort bot. Der große, schattige Garten mit seinem satten Grün, der auf dem vordem fast kahlen Kalkfelsen entstanden war, senkte sich terrassenförmig, und ließ den Blick frei auf den tieferliegenden Teil der Stadt und die schimmernde blaue Meerflut. Freilich auch von manch tiefem Weh konnten diese Mauern erzählen, vor allem das ernste Operationszimmer mit seinem Martertisch in der Mitte, den Instrumenten und dem Verbandzeuge in den Schränken ringsum und den großen Flaschen mit Karbol- und Sublimatlösung. Auch die kleine Viehwirtschaft, sowie den prachtvollen Garten mit den

schattigen Laubengängen und den still verborgenen Ruheplätzchen, mit den hohen Palmen und den breiten Libanoncedern, mit dunkelblauen Passionsblumen und feurig glühenden roten Rosen durfte ich in Begleitung einer freundlichen Schwester besichtigen.

Den letzten Abend in Syrien verlebten wir bei unserm lieben Landsmann, Herrn Direktor Staiger, der sich unser während unseres ganzen Aufenthalts in Beirut mit rührender Fürsorge angenommen hat. Bei ihm lernten wir den dänischen Konsul, Herrn Löytved, kennen, den Besitzer einer der bedeutendsten syrisch-palästinischen Münzsammlungen, einen genauen Kenner des Landes und seiner Altertümer. Durch ihn erhielten wir die erste Kunde von jenem aufsehenerregenden, damals aber von den türkischen Beamten noch streng geheim gehaltenen Sargfund in der alten Metropole des Landes, Tyrus — ist doch einer der dort gefundenen Sarkophage, von dem man die Gebeine Alexanders des Großen umschlossen meint, inzwischen nach Konstantinopel übergeführt.

Sehr interessant war mir in Erinnerung an frühere Studien, was ich von Herrn Löytved über die Zähigkeit der Überlieferung in jenen Gegenden hörte. Jene uralte Sage, wonach zwischen Jesus und dem König Abgar von Edessa ein Briefwechsel stattgefunden und letzterer auch ein Bild Christi erhalten habe, ist noch heut nicht aus dem Gedächtnis der Leute verwischt. Zwischen Edessa und Harran, eine Stunde von Edessa, wird ein Brunnen gezeigt, in dem, da er leer war, der Überbringer des wunderkräftigen Bildes auf der Flucht vor den Feinden dasselbe versteckt haben soll. Als Abgar nach Entfernung der Feinde das Bild herausholen wollte, sei der Brunnen voll Wasser gewesen, und so erst den Edessenern klar geworden, wie das Bild vor den nach diesem Schatze lüsternen Händen der Feinde geschützt war.

Noch mehr aber zogen die Antiken, die der Herr Konsul besaß, und seine prachtvolle Münzensammlung, deren Besichtigung er am nächsten Mittag gern gestattete. Da waren Palmbaum und

Weintrauben auf den jüdischen Sekeln, von denen dreißig einst den Judaslohn ausmachten, Münzen von Baalbek, auf denen der schöne Sonnentempel von verschiedenen Seiten zu sehen war, Damascener mit dem Bilde Alexanders des Großen, und solche von Cäsarea Philippi aus der Kaiserzeit. Da sah man auf Münzen von Abila die mächtige Quelle des Barada, El Fidje, neben ihr die Flußgottheit, über ihr das Tempelchen, auf dessen Trümmern wir dort noch gesessen hatten, da ließ sich von den Münzen von Tyrus, welche die Purpurschnecke, einen Tempel oder ein Schiff zeigten, eine ganze Kulturgeschichte der Stadt ablesen. Wie streng Herr Löytved übrigens sich auf das einmal gesteckte Ziel beschränkte, sahen wir, als er ein Angebot seltener kleinasiatischer Münzen, das ihm da gemacht wurde, abwies. Nur allzuschnell flogen die Stunden bei seiner Bereitwilligkeit in Mitteilungen über seine Schätze dahin, und hernach blieb nur noch Zeit, die letzte Hand an das schon den ganzen Vormittag betriebene Werk zu legen, und unser Reisegepäck, soweit wir dasselbe nicht samt den eingekauften Gegenständen schon dem Spediteur übergeben hatten, zu ordnen und einzupacken, dann noch ein letzter Händedruck und Dank unserm werten Herrn Direktor Staiger, der bis zum Abschied bei uns ausgeharrt hatte, unser Boot schoß durch die weißköpfigen Wellen, und wir stiegen, einen günstigen Augenblick erspähend, in dem das Boot der Schiffstreppe möglichst nah war, an Bord der Daphne.

Inselfahrt.

Wir fahren nach Cyprus hinunter und haben, wie weiland Ott Heinrich, der edle Pfalzgraf bei Rheine, auf dieser Fahrt mancherlei Not auszustehen. Es ist der Abend des zweiten Mai, an dem wir uns auf der Reede von Beirut einschiffen und einem

Wonnemond mit einer Mitteltemperatur, welche die des wärmsten Monats, des August, gegen Leipzig um fast fünf Grad Celsius übersteigt, gehen die meisten Nordländer gern aus dem Wege. Zudem sind drei Wochen von Ostern ab verflossen, und wer in der Woche nach diesem Fest Jerusalem verlassen, der ist nun auch, ob er durch das Land gegangen, oder, wie wir, es in Beirut wieder betreten hat, zur Weiterreise bereit. Kein Wunder, daß das Schiff überfüllt war; wir kamen trotz unserer Billette erster Klasse in die zweite. Andere hatten nur mit Mühe für Geld und gute Worte von Schiffsoffizieren deren Kajüten erhalten. Dazu kam, daß wir stark bewegte See hatten. Solange wir noch in der Georgsbai lagen, hatte das nicht viel zu bedeuten. Als das Schiff aber in die offene See stach, und Beirut und des Libanons Schneeberge, vom bleichen Monde beschienen, in das Meer versanken, da soll auf dem Schiffe manches geschehen sein, wovon des Sängers Höflichkeit besser schweigt. Wir legten uns lieber, als in der ölduftenden Kajüte, auf unserm Hinterdeck zum Schlafen nieder, soweit in dieser Nacht davon die Rede sein konnte.

Am frühen Morgen schon kam Cypern in Sicht, an dessen Küste wir bei ungemindertem Winde entlang fuhren. Eine lange Gebirgskette, über die sich einige Kuppen und Spitzen türmen, so zeigen sich die Berge der Nordküste, vor ihnen ragt ein mächtiges Haupt in die Wolken, staffelförmig von Vorbergen umlagert, der große Olymp. Um neun Uhr legte sich das Schiff Larnaka gegenüber vor Anker, wo die weite Bucht einigen Schutz gewährte. Vor der Stadt, deren flache, weiße Häuser von drei Minarets, einigen Türmen und ein paar Palmen überragt wurden, schaukelten sich einige kleine Küstenfahrzeuge zur Seite einer auf festen Pfählen in die See hineingebauten Landungsbrücke, des einzigen Ersatzes für eine in der ersten Zeit der englischen Besitznahme beabsichtigte Hafenanlage. Bald hatte uns ein Boot ans Land gebracht. Viel Zeit hatten wir nicht; an eine Besichtigung der sonderbaren phönikischen Grabkammern in der Nähe der Stadt konnten wir

ohne einen ortskundigen Führer nicht denken, auf den Besuch einer schattigen Restaurationsveranda am Landungsplatze oder den Einkauf von cyprischen Marken allein wollten wir uns auch nicht beschränken, so machten wir eine Entdeckungsreise am Strande entlang, den hinter einem öden mit großen Kieseln bedeckten Ufer eine dicke Hecke säumt. Eine einzige kleine Muschel bietet sich dem suchenden Auge; jenseit der Büsche dehnt sich wieder weithin Steingeröll und dann ein ärmliches mit Steinen besätes Ackerfeld. O Cypern, die alten Hellenen haben dich nicht umsonst mit einer Ochsenhaut verglichen! Und doch, so ledern kanns nicht überall, so kanns nicht immer auf dir ausgesehen haben! Farbenprächtig taucht San Marco vor unserm Geiste auf, noch steht der hohe Flaggstock, von dem einst das Banner des Königreichs Cypern wehte, farbenprächtig Hans Makarts Bild, da dort Cypern der Katharina Kornaro huldigt, unser Auge schaut, halb geblendet von dem in der Sonne glitzernden faserigen Gips in den Steinen der Kirchhofsmauer neben zierlichen Trauerweiden auf dem Gottesacker ernste Grabcypressen, die hier ihren Namen empfingen, unsere Hand aber greift zur Gabe für den Krüppel, der am Wege hockt, nach cyprischem Erz. Bei schwebender Hitze schleichen wir Schatten suchend dahin. Da liegt von hohen Bäumen überragt die ehrwürdige zweischiffige Georgskirche, neben ihr der säulengetragene Kreuzgang, wohl aus der Kreuzfahrerzeit. Hier können wir uns noch erholen für den schweren Gang, der unser wartet über einen weiten freien Platz der Stadt zu, auf dem wie zum Hohne die wenigen Blätter der neu angepflanzten Götterbäume ihren Schatten auf dem tiefen Sand abzeichnen. Nur kurze Zeit war uns noch gegönnt, uns in der Stadt am Cyperwein zu laben, dann gings wieder an Bord. Die Abfahrt verzögerte sich noch durch das Verladen einiger Grautiere, die einen breiten Gurt umgelegt erhielten, dann aus dem Boote durch den Dampfkrahn schnell an Bord gehoben und in den unteren Schiffsraum hinabgelassen wurden. Urkomisch sah es aus, wie die Esel

in der Luft schwebend meinten, selbst klettern zu müssen, wogegen ein Maultier ungemütlich wurde und kräftig ausschlug.

Die kahlen Uferhöhen der Insel blieben bis in die Nacht hinein zu unserer Rechten, fast der ganze nächste Tag hingegen ließ kein Land in unsern Gesichtskreis kommen; Briefschreiben, Studium der neugriechischen Grammatik und Unterhaltung füllte die Zeit aus; die See war spiegelglatt, die Sonne meist etwas verschleiert, und als sich am Abend ein leichter Wind erhob, konnte er, vom kleinasiatischen Festlande her wehend, das am Spätnachmittag zu unsrer Rechten auftauchte, kaum die See kräuseln.

Hic Rhodus, hic salta hieß es, als wir in der Frühe des nächsten Morgens auf Deck kamen und das Schiff soeben vor Rhodus Anker geworfen hatte. Schade nur, daß uns zur Ausführung dieses Sprunges nicht die Beine des über 30 Meter hohen Kolosses von Rhodus zu Gebote standen, der früher den Hafeneingang bewachte. Infolgedessen mußten wir uns am Anblick der Stadt und Insel vom Schiffe aus genügen lassen und das Springen den darin geübteren Rhodiern überlassen, die im Augenblick der Landung das Schiff überschwemmten und mit zudringlicher Anpreisung ihrer Handelswaren uns noch die wenigen für die Betrachtung des schönen Bildes gelassenen Minuten verkürzen wollten. Ihre Cigarettentäschchen und Tabakdosen aus dem dunklen Oliven- und dem hellen Citronenholz, auf dem, von grünen Arabesken umgeben, grüne und rote Fische umherschwammen, boten ja hübsche Andenken, weniger schön hingegen waren die geschnitzten und mit bunten Federzeichnungen bedeckten Vögel, vollends, was sollte ein Europäer mit türkischen Kabkab anfangen, jenen hohen Badestelzen, deren Bestimmung wir in dem türkischen Bade von Damask kennen gelernt hatten, mochten dieselben auch noch so hübsch mit Citronenholz und Perlmutter eingelegt, mit rhodischen Federzeichnungen geschmückt sein? Um den zudringlichen Burschen los zu werden, der mir ein Paar solcher für acht Franken anbot, machte ich das Gegengebot von zwei ein halb Franken.

Entrüstet wandte er sich, ohne ein Wort zu verlieren ab bis — ja bis die Schiffsglocke das Zeichen zum Verlassen des Schiffes gab; in demselben Augenblick stand er an meiner Seite: „etnan wanusr, hat! zwei einhalb, nimm sie“ und ich war, wohl oder übel, Besitzer eines Paares Kabkab geworden.

Welch ein reizender Anblick aber bietet sich uns, als wir, an die Brustwehr gelehnt, um uns schauen! Im Nordosten heben sich jenseits der schmalen Meeresenge die Berge Kleinasiens in mehreren Ketten übereinander empor; unmittelbar vor uns die alte Ritterstadt in voller Romantik des Mittelalters, von hohen weißen krenelierten Mauern eingeschlossen; starke Türme und Befestigungen decken den halbkreisförmigen Hafen, schlanke Minarets steigen in ihr zum Himmel empor, eine Höhe jenseits der Stadt wird von einer christlichen Kirche mit hohem Turme gekrönt, gegen den Horizont schließt ein flacher Berg mit einer eigentümlich geformten Erhebung in der Mitte das liebliche Bild ab, das, vom lichten Grün der Olivenhaine und schlanken Palmwipfeln anmutig belebt, von den Strahlen der Morgensonne vergoldet, unendlich wohlthuend gegen die öden Sandflächen und Kalkfelsen Cyperns absticht. Hier war jenes „Wunder der Kunst“ entstanden, der Schlangenkampf Laokoons und seiner Söhne, der Lessing den Anstoß zu seinem Werke von ewiger Jugend über die Grenzen zwischen Malerei und Dichtkunst gegeben hat, und vielleicht ists jenes hohe Kirchlein, das einst auf den Kampf mit dem Drachen herniederschaute.

Nur wenig Zeit aber ist uns zu solchen Betrachtungen gegönnt, dann gehts im Morgensonnenschein weiter zwischen den malerischen Tafelbergen und Thälern der Insel und dem kleinasiatischen Festlande dahin.

Ein Tag, so wonnig schön, wie man ihn wohl nur im Süden erleben kann, liegt vor uns. Spiegelglatt die See, entzückend der Wechsel der Küstenlinien und der Inselformen, die bald in nächster Nähe, bald weiter entfernt an uns vorüberfliegen.

Jetzt steile dunkelgetönte Felswände und gefaltete Schichten von verschiedener Färbung schroff ins Meer abfallend, dann breite Schlick- und Sandablagerungen an den Flußmündungen, durch die die Küstenlinien völlig verändert sind, nun grünende Obsthaine, die in lauschigen Buchten hinter den Vorgebirgen plötzlich auftauchend die weißschimmernden Städte mit ihren schlanken Minarets einschließen, und wieder ebenes Fruchtland, oder auch öde Wüsteneien, deren felsige sonnendurchglühte Abhänge nur selten mit einigen verkümmerten Sträuchern bestanden sind; aber wie der Anblick auch sei, in jedem Augenblick ist er neu und überraschend. Und wie ein Traum ists uns, wenn sie vor uns lebendig werden, die Bilder aus alter Zeit, wenn sie Fleisch und Blut annehmen, die Gestalten, die uns von der Jugendzeit her wohlvertraut geworden sind. Die greulichen Verwüstungen der Türken, der Schmutz der armseligen Hütten, die Verödung fruchtbarer Strecken, der Verfall altberühmter Städte, der Fieberhauch, der über den Morästen liegt, hier merken wir nichts davon, vor uns taucht wie die Inseln aus dem Meere eine nach der andern, so eine Erinnerung nach der andern auf an jene Zeit, da die Weltgeschichte an den Küsten des ägäischen Meeres sich abspielte.

Wer fände auch nicht hier seinen Meister auf der kurzen Strecke von Rhodus bis Chios, die wir an diesem Tage durchfahren! Der Mediziner seinen Hippokrates, der Theologe den heiligen Seher Johannes, der vor andern Theologus heißt, der Philosoph den, der seiner Wissenschaft den Namen gegeben hat, den Samier Pythagoras, der Historiker den Vater der Geschichte, Herodot von Halikarnaß, der Maler seinen Apelles von Kos, der lyrische Dichter und Trinker den Anakreon aus Teos, der Tyrann einen Polykrates, der Kunsthandwerker den Goldschmied Demetrios in Ephesos, der Überspannte ebenda den typisch gewordenen Herostratos, der Blaustrumpf in Halikarnassos die Artemisia und die zärtliche Gattin ihre Namensschwester, die ihrem verstorbenen Gemahl das Mausoleum, ein Wunderwerk der

Welt, errichten ließ. Hier floß zuerst für einen Geigenvirtuosen das Kolophonium aus, hier zieht der Mäander, dem Baumeister zum Vorbild, mäandrische Krümmungen, Feuer und Wasser finden hier in Heraklit dem Dunkeln von Ephesos und Thales von Milet ihre Vertreter. Wer hätte der Luft soviel vertraut, wie Anaximenes von Milet, der das ganze Weltall aus ihr entstehen ließ, wer hätte so kühnen Flug der Sonne entgegengewagt, wie Ikaros, wer freilich auch so tiefen Sturz erfahren?'

Wohl dem, der hier eine gute Karte besitzt, sich in dem Gewirr von Inseln und Klippen, Schluchten und Vorgebirgen, Busen und Kanälen bei der fortwährend wechselnden Richtung des Schiffes zurechtzufinden. Er sammelt gewiß den lernbegierigen Teil der Passagiere um sich! Welch ein prächtiger Kegel, der sich vor uns noch am Vormittage erhebt, Nisiro mit ausgesprochen vulkanischer Form! Schroffe Klippen, die vom Meere aus nackt und kahl zur Kraterhöhe, einer Doppelspitze, die an den Vesuv und seine Somma erinnert, emporsteigen; der Anbau scheint sehr beschränkt zu sein, Bäume nehmen wir nur dicht bei den Dörfern in geringer Zahl wahr. Zwischen dem langgestreckten Kos mit seiner lieblich gelegenen gleichnamigen Stadt und der weitgedehnten einst hochberühmten knidischen Halbinsel mit ihrem steilen Kap Krio gehts hindurch, an Budrun, dem alten Halikarnaß, schweifen die Augen vorüber, auch die gleichgültigsten Passagiere werden aufmerksam, Damen- und Schachspiel wird beiseite gestellt, und wo sich ein Schiffsoffizier zeigt, ergeht in allen Sprachen des Abendlandes die Frage an ihn: „Welches ist Patmos?“ Aber noch manche Klippen müssen umschifft, noch mehrere Inselchen passiert werden, ehe sich in ziemlicher Entfernung zu unserer Linken der dunkle kahle vulkanische Doppelfelsen erhebt, in dem die Offenbarungshöhle gezeigt wird. Sonderbar! Kaum ein Auge schaut zum Festlande herüber nach der Ruinenstätte des alten Milet an seiner gänzlich versandeten Bucht, mit dem sich die Erinnerung an Paulus verbindet. Alles blickt auf Johannes Wohnstätte. Jener

geheimnisvolle Drang, den Schleier, der über der Zukunft liegt, zu lüften, mag wohl auch hier mit hineinspielen.

Angespannter Aufmerksamkeit folgt naturgemäß eine gewisse Ermüdung. So gings auch allen Passagieren der Daphne.

Ohnehin hatte der Lauf des Schiffes vom Festlande abgeführt; keine gewaltigen Erinnerungen verknüpften sich mit den nächstgelegenen Stätten. Das Auge war schönheitstrunken und gegen die schwächeren Eindrücke, wie sie sich ihm jetzt boten, abgestumpft. Die englische Dame samt ihrem Sohne, die bis dahin sehr eifrig Aquarellskizzen der großartigsten Punkte, an welchen wir vorübergeflogen waren, nur in etwas zu stark hervorgehobenen Farbenkontrasten, aufgenommen hatten, ließen die fleißigen Pinsel ruhen, Karte und Reisehandbuch fanden nicht mehr die frühere Beachtung, nur die reiche Türkin, selbst dicht verschleiert und von einer ebensolchen Dienerin begleitet, ward nicht müde, den Bewunderern schöner Steine ihre mit kostbaren Reifen geschmückte Hand zu zeigen — wahrscheinlich aber waren auch die vorhergegangenen Stunden für sie nicht allzu angreifend gewesen, vielleicht auch nicht einigen der eifrigsten Bewunderer ihrer Ringe. Der übrige Teil der Schiffsgesellschaft dachte bald, je mehr wir uns der Küste von Samos näherten, eines andern Ringes, und als wir an den schroffen Klippen der Insel hinfuhren, die im rosigen Lichte der untergehenden Sonne farbenprächtig erglühten, da „schaute mit vergnügten Sinnen“ ein jeder auf die düstern Felsen und auf das nette Städtchen, das sich an sie anschmiegte.

Offnes Meer, das nun vor uns liegt, und nächtliche Kühle lassen uns den Salon des Schiffes aufsuchen, wo uns Deutschen einige Stunden bei frohen Gesellschaftsspielen schnell vergehen. Auf Deck zurückgekehrt sehen wir das Licht des Leuchtturms von Chios aus dem Dunkel zu uns herüberblitzen und eine Stunde später fällt auf der Reede der Hauptstadt Kastro der Anker. Das Land scheint, soviel wir beim unsichern Mondlicht erkennen können, besser angebaut zu sein und namentlich einen reicheren Baum-

bestand aufzuweisen, als die meisten von uns im Laufe des Tages passierten Inseln.

Spiegelglatt ist die Wasserbahn, auf der das Schiff bei unserm Erwachen am nächsten Morgen dahingleitet, verschwunden die prächtige tiefblaue Farbe des Meeres, an deren Stelle hier der ärgste Feind der Großstadt Kleinasiens, der Hermosfluß, der mit seinen Ablagerungen von Jahr zu Jahr die langgestreckte Bucht von Smyrna mehr verengt, ein trübes Gelb hat treten lassen. Kleine weiße Haufen, die auf dem flachen Schwemmland lagern, werden uns als dort gewonnenes Salz bezeichnet, zur Rechten dehnen sich lachende Hügelfluren, weithin mit Reben bepflanzt. Rings herum aber erheben sich hinter dem amphitheatralisch ansteigenden, reich angebauten Ufer, hinter Geländen, auf denen sich eine Ortschaft an die andere reiht, kühne Felskuppen, vulkanische Kegelberge, die „drei Schwestern“ und die „beiden Brüder“ im Süden, sowie die scharfgeschnittenen lang gedehnten Linien des Sipylos im Norden des Golfs. Dort aber, wo sich an seinem Ende die steile Höhe des Pagos türmt, schmiegt sich — seit der Diadochenzeit in die südöstliche Ecke des Golfs gerückt — die vorher eine halbe Meile nördlicher gelegene Stadt, die Stadt, über deren Christengemeinde die Mahnung schwebt: „Sei getreu bis an den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben,“ die Stadt, deren erster christlicher Bischof dieser Mahnung sechsundachtzig Jahre hindurch und bis in die Flammen des Scheiterhaufens hinein folgte, Smyrna. Ernst lehnen sich die Friedhöfe der verschiedenen Religionen mit herrlichen Cypressenhainen an den Berg an, auch Polykarps Grab wird unter solchem lebenden Obelisken gezeigt. Ausgedehnte Mauertrümmer, der Anlage nach wohl großenteils aus venetianischer Zeit, krönen die Höhe des kahlen Felsens, an dem sich die Stadt hinaufzieht, weiße Minarets und düstre Cypressen, breite Kuppeln und schlanke Türme heben sich über das Häusergewirr, am langen Hafenquai ziehen sich Reihen von Lagerhäusern, Schuppen und Magazinen hin, auf

den Schienensträngen stehen die Eisenbahnwagen dicht am Bollwerk, neben Lastkamelen, die in langem Zuge schwerbepackt dahinschreiten, rollen — wir wollen im ersten Moment unsern Augen gar nicht trauen — die Pferdebahnwagen am Quai entlang, weithin leuchten von der Höhe stolzer Hotelbauten die Goldbuchstaben, und düstere Dampfer, schlanke Segelschiffe und zahllose kleine Boote und Kähne drängen sich im Hafen, bald liegt unser Schiff vor der Reihe der Hotels in ihrer Mitte.

Tempora mutantur oder: Ein Extrazug nach Ephesus.

Ein bequemes Landen in Smyrna, wenn man nichts zu thun hat, als aus dem Schiff in ein Boot zu springen und sich ans Ufer rudern zu lassen. Alles Gepäck durfte ich der freundlichen Fürsorge meines Reisegefährten überlassen, der es auch, das steht fest, sicher ans Land gebracht hat; denn auch von unsern beiden Überziehern, die wir bei der Abfahrt nicht wieder mitnahmen, wußten wir nur zu wohl, wo wir sie in Smyrna und Ajasuluk gelassen hatten; sie waren also eigentlich auch nicht „verdüh". Wer einmal während fünf Wochen nur zwei Landstraßen gesehen, von jedem weiteren Verkehrsmittel der Neuzeit aber, von den Dampfern abgesehen, völlig abgeschnitten gewesen ist, der wird mit mir fühlen, daß ich beim Besteigen der Pferdebahn auf dem Quai von Smyrna mich eigentlich schon aus dem Orient heraus wähnte. Ein Anachronismus ohne gleichen schien es dem deutschen Pastor, als er so zum Bahnhof von Smyrna fuhr, um dort einen Extrazug nach Ephesus für eine Gesellschaft aus aller Herren Ländern zu bestellen. Und wirklich, als wir uns nach dem Frühstück in den verschiedenen Hotels am Sammelplatze trafen, dem Hotel Des deux Augustes — hätten wir ein neueres Reisehandbuch gehabt, so hätten wir wohl diesem in einer engen nach

Smyrnaer Art erbärmlich gepflasterten Straße gelegenen ein Strandhotel, vielleicht das schöne deutsche der Madame Huck vorgezogen — da waren alle Befürchtungen, der Plan könne sich zerschlagen, die Zusagen nicht gehalten werden und der Schaden den Unternehmer treffen, umsonst gewesen; vielmehr hatten sich dazu neunzehn Teilnehmer an diesem Ausflug zusammengefunden; die beiden englischen Damen, die wir seit unserm Ritt zum toten Meere kennen gelernt und der Preßburger ernste, tiefangelegte Professor der Geschichte, zu dem jungen Engländer der vollendete Weltmann in der Gestalt eines römischen Priesters, der jenen gern zum Übertritt verleiten wollte, zu unserm amerikanischen Freunde zwei holländische Edelleute, neben dem biederen schlichten Thüringer, der sich im grauen Haar einen kindlichen Sinn erhalten hatte, der reiseerfahrene, praktische Amerikaner, den Augenblicksphotographen unter dem Arm.

Eine wechselreiche Fahrt, die uns aus dem reichen Leben der Welthandelsstadt heraus auf das Totenfeld von Ephesus entführte. An der Nekropole Smyrnas vorüber steigt der Schienenweg in der Schlucht des Melesflusses aufwärts, die ein ausgedehnter Cypressenhain überschattet. Mächtige Bogen zweier Aquädukte, die vordem die Stadt mit Quellwasser versorgten, überspannen die Tiefe, die Weinstöcke der großen Weinfelder auf der sanft gewölbten Hochfläche des Kalkgebirges sind im Unterschied von dem in Palästina üblichen Schnitt ganz kurz gehalten. Auf den weiten nur wenig angebauten Fluren, die auf beiden Seiten von Bergen und Felsen umrahmt sind, weiden zahllose Pferde, Rinder, Esel, Kamele und Schafe. Eine Lücke im Gebirge gestattet uns weiten Fernblick. Jene eigentümlich zackigen Gipfel muten uns so bekannt an, gewiß, das kann nur Samos sein! Und nun kommen wir in das Flußgebiet des Kaystros, den die Bahn überschreitet. In dem engen, von schroffen Kalkfelsen umschlossenen Thale donnert der Zug bergab. Finster dräut eine alte Burgruine von der Höhe eines kahlen Bergkegels den Engpaß beherrschend.

Dann erweitert sich die Schlucht; zur Rechten zeigt sich ein leidlich erhaltenes größeres Kastell, sowie die Reste einer Wasserleitung, der Zug hält in Ajasuluk, in der Stadt des Ajios Theologos, dem alten Ephesus.

Aber was ist aus ihr geworden! Ein erbärmliches, schmutzstarrendes Griechendorf, in dem, vom Bahnhofsrestaurateur abgesehen, nur ein einziger Wirt ohne jede Konkurrenz die Reisenden überteuert. Seit den Zeiten Woods, des Wiederentdeckers des Artemistempels, versteht er wohl nur noch nach englischen Schillingen und Pfunden zu rechnen, und hat eine Probe seiner Rechenkunst in Gestalt eines Tarifes den Ahnungslosen zu Nutz in seinem Gastzimmer aufgehängt. Für die Führung verlangt er danach einen Schillig pro Person, wofür er den Führer beritten machen will. Das würden für uns fast vierundzwanzig Mark sein. Wir ziehen es deshalb vor, uns privatim mit dem bald herbeigeholten bejahrten Gehilfen Woods, Georgios, über zehn Schilling zu einigen und von dem Herrn Wirt nur Pferde für die beiden Damen zu entlehnen; für unsere ganze Reisegesellschaft reichen die vorhandenen Pferde nicht aus, da die meisten auf der Weide sind — der männliche Teil der Gesellschaft macht daher die allerdings nicht unbeschwerliche Wanderung zu Fuß. — Wie Schwalbennester sind die armseligen Hütten an die hohen Pfeiler des Aquädukts angeklebt, der, selbst erst in späterer Zeit aus Trümmern errichtet, der alten Stadt frisches Gebirgswasser geliefert hatte. Zum Teil noch durch Bogen verbunden sind sie einer wie der andere mit Storchnestern besetzt, deren Insassen uns laut begrüßen und heimische Erinnerungen in uns wecken. Ein langer, staubiger Weg führt durch die Fluren hin, üppiges Grün sproßt auf diesem Schwemmlande, von dem sich auch bald wieder die todbringenden Fieberdünste erheben werden. Da liegt eine Moschee, jetzt ebenso verlassen, wie die altberühmte Pracht der heidnischen Tempel, glänzende antike Granitsäulen flankieren den

Eingang, mohammedanische Grabstelen heben sich ringsum über den dichten Kräuterteppich, der den Boden deckt.

Zwischen bebauten Feldern hin, auf denen spärliche Halme in der Sonnenglut dörren, und Tabakspflanzen ihre dunklen Blätter ausbreiten, vorüber an sumpfigen, mit Schilf und Weidengestrüpp bestandnen Niederungen geht unser Zug am Fuße des Prion hin, des Burgberges von Ephesus. Hier in der Ebene war die lange Gräberstraße der alten Stadt. In den Erdboden hinein sind die Sarkophage der Toten gesenkt. Inschriften nennen noch heut einzelne Namen der dort Bestatteten. Hier und da ist ein Grabstein abgenommen, dort hat ein Reicherer sich eine größere Grabkammer bauen lassen. Liebe zu dem Geschiedenen hat die kahlen Wände mit Malereien geschmückt und farbenglühend leuchten uns jetzt noch Blumen und Arabesken, Vögel und Laubgewinde entgegen. Und weiter gehts durch Ödland zwischen hohem Graswuchs und dichtem Gebüsch hin, bis wir wieder vor einer gewaltigen Ruine halt machen, dem großen Gymnasion mit noch erhaltenen Resten mächtiger Wölbungen. Nicht weit von ihr das sogenannte Lukasgrab, ein mächtiger Marmorblock, auf dem unter einem Kreuz das Wahrzeichen des Evangelisten, ein Stier, eingemeißelt ist. Von der alten Basilika dort sind nur noch wenige Trümmer vorhanden, Säulenschäfte, Kapitäle, Stücke des Architravs, sämtlich von wundervollem Material und herrlicher Arbeit. Unmittelbar am steilen Felsen, auf dessen halber Höhe sich die Trümmer einer alten Stadtmauer zeigen, erhebt sich das Halbrund des Odeons. Fast mit Lebensgefahr ist eine nähere Besichtigung derselben verbunden. Bruchstücke von Porphyrsäulen und Marmorblöcke, zwischen denen sich aus den Felsspalten Strauchwerk hervordrängt, sind über den Halbkreis des Zuschauerraumes und der Bühne gestreut, das Ganze ein wildes Chaos.

Durch das noch erhaltene römische Thor schreitend biegen wir um den Berg herum, und es eröffnet sich uns die Aussicht auf die weite Mündungsebene des Kaystros. Ein großartiger

Anblick! Zur Linken die zackigen Felswände des Koressos, gekrönt von der alten Stadtmauer und einem hochragenden Stadtturm, dem „Gefängnis Pauli“, vor uns in der Ferne das Meer im Sonnenglanz schimmernd, und bis an die fernen Berge jenseits des Kaystros völlig flaches, ödes Schwemmland. Einst, als auf jener stolzen Höhe die Altstadt von Ephesus sich erhob, als in diesem Thale und auf dem Prion zahlreiche Prachtbauten der alten Stadt neuen Glanz verliehen hatten, wogte hier eine Fülle von Leben. Da rauschten die Meeresfluten bis an die Mauern der Stadt, da lagen in dem jetzt völlig versandeten Hafen, dem Panormos, dessen Ausdehnung noch deutlich erkennbar ist, mit den Schätzen der Alten Welt befrachtete Kauffahrteischiffe, da drängte sich unter den weiten Säulenhallen des Marktes die leicht erregbare Menge, und hier tönte einst vieltausendstimmig der Ruf zum Preise der Schutzherrin der Stadt und des Aërolithen, in dem man ihr Bild sah: „Groß ist die Diana der Epheser.“ Und jetzt! Wüste und leer, ein wirres Trümmerfeld, wo kaum ein Stein auf dem andern geblieben ist. Zahllos liegen die kleinen, weißen Steinchen des ehemaligen Mosaikpflasters mit Säulenfragmenten und Marmorquadern, Gesimsstücken und Platten umher, ein Bild grausiger Zerstörung, und wie zum Hohn hebt sich in der Mitte des großen Theaters, das mit seinen Sitzreihen in den steilen Berg hineingebaut ist, noch ein Marmorblock, dessen Inschrift hier für die Artemis Anbetung verlangt. Am Hange des Prion entlang setzen wir unsere Wanderung fort, dann bergan auf der noch gut erhaltnen Straße. Eine Felshöhe ist geebnet und trägt die Fundamente eines mächtigen Bauwerkes, von dem selbst aber kein Stein geblieben ist, des sogenannten Serapion; unmittelbar daneben dehnt sich zum Teil in den Felsen gehauen die lange Bahn des alten Stadion mit den ringsumlaufenden mächtigen Gewölben und vielen Säulenstümpfen.

Weithin gehts nun an der hohen alten Stadtmauer entlang, von der die heiße Glut der Nachmittagssonne zurückprallt, dann

gelangen wir nach einem Marsch durchs Feld zu hoch aufgeworfenen Erdhügeln, und als wir sie erstiegen haben, sehen wir vor uns ungeheure Säulenbasen ausgegraben, einzelne Trümmer zerstreut umherliegen, den traurigen Rest des zu den sieben Weltwundern gezählten Artemision. Was war die That des Herostratus gegen diese Zerstörung, die über ein Jahrtausend bis zum Jahre 1870 sogar den Ort dieses Nationalheiligtums von ganz Hellas, ja schon der vor der ionischen Einwanderung dort wohnenden Völker, in Vergessenheit geraten ließ! Mehr denn fünfhundert Priester und Tempeldiener hatten hier ihres Amtes gewartet, zahllos waren seine Nachbildungen, die halbe Welt trug auf Amuletten die schutzbringenden ephesischen Zeichen, die an dem Götterbild eingraviert waren. Aber wie der Goldschmied Demetrius nach der Predigt des einfachen Teppichmachers für seinen Handel keinen Absatz mehr fand, so mußte auch das Bild des Tempels von der Zeit des Claudius an bis auf Hadrian von den Münzen der Stadt weichen. Dann aber folgte nach kurzer Nachblüte ein so tiefer Verfall, daß es jahrelanger Bemühungen eines christlichen Forschers bedurfte, um die Stätte, von der einst eine so gewaltige Reaktion gegen das Christentum ausgegangen war, wieder ausfindig zu machen.

Drei Stunden braucht man, um diese wenigen Schutthaufen zu durchwandern. Zwischen ihnen ist der Pflug dahingegangen, liegen weite Strecken Ödland und sumpfige Moräste. Dem Auge des Beschauers bietet sich hier weniger als auf manchen andern Ruinenstätten, wer aber „unter dem Gesichtspunkt der Ewigkeit", ja nur der in der Zeit verlaufenden Geschichte seine Gedanken über diese Gefilde schweifen läßt, der fühlt auf der wüsten Fieberstätte etwas von dem: „Wo Menschen schweigen, werden die Steine schreien." Ich weiß kaum einen Eindruck, so erschütternd, wie diesen, den wir von den Trümmermassen des alten Ephesus mit hinweg nahmen. Doch ehe wir völlig scheiden, müssen wir uns um und auf dem einen Riesen-

säulenstumpf gruppieren und inmitten der Trümmer des Artemistempels von unserm Amerikaner photographieren lassen. Nach Ajasuluk zurückschreitend können wir uns trotz großer Ermüdung den kleinen Umweg zur fälschlich sogenannten Johanneskirche, der großartigen Selimmoschee, nicht versagen. Am Hange des Hügels gelegen, den die Ruinen eines Kastells krönen, bietet das reiche Maßwerk der Spitzbogenfenster im Verein mit den drei kolossalen Granitsäulen ihres Inneren, über die sich in der Höhe vordem Gewölbe spannten, während zwischen ihnen heut Feigenbäume aufsprießen, den schmerzlich schönen Anblick einer gefallenen Größe. Kybele, Artemis, Christus, Mohammed — und zuletzt das Fieber, das ist die Geschichte von Ephesus.

In Ajasuluk war bei den wegmüden Wanderern viel Begehr nach einem frischen Trunk, dann stiegen wir in den unser wartenden Zug und trafen im Abenddunkel wieder in Smyrna ein.

Der nächste Vormittag gehörte dieser Stadt. Leider reichte die Zeit nicht zu einer Besteigung des Pagosberges, von wo sich ein Überblick über sie geboten hätte. Wir mußten uns an einem Gange durch die Straßen genügen lassen, für den wir uns der Führung eines Lohndieners anvertrauten. Doch boten die Bauwerke der Stadt wenig Besonderes, weder die lateinische, dreischiffige Polykarpkirche, noch die große Moschee, die auf einer Terrasse gelegen von außen einen vielversprechenden Eindruck machte, zeigten in ihrem Innern irgend etwas Sehenswertes. Aus letzterer wollte uns ein an ihr angestellter Moslem nicht wieder herauslassen, ehe wir ihm ein hohes Bakschisch gegeben hätten, eine Unverschämtheit, die wir damit beantworteten, daß wir unter Protest seinerseits selbst die Thür aufmachten und ihm garnichts gaben. So etwas war uns noch nicht vorgekommen. Und als wir heraustraten, bot sich uns noch ein andrer einzigartiger Anblick, der eines echten Fakirs, eines wilden Derwisch, der mit struppigem Haar, nur von den Hüften herab mit einem Fell bekleidet, eine lange Axt über die Schulter unbehelligt seines Weges dahinschritt.

Für die Bazare blieb nur wenig Zeit, da wir auch noch dem Photographen einen Besuch abstatten wollten; ohnehin hatten wir nicht die Absicht, hier einen „echten“ Smyrnateppich zu erstehen, d. h. einen solchen, der einmal in Smyrna gewesen ist; denn verfertigt werden hier längst keine mehr. Vollends das Leben der ziemlich großen deutschen Kolonie konnten wir garnicht kennen lernen und hörten von dem engen Zusammenhalten derselben und von der Pflege der Geselligkeit in ihr erst durch einen Smyrnaer Kaufmann, mit dem wir in Rumänien auf der Bahn zusammentrafen.

Madame Huck hatte uns zum Abschied noch eine ganz besondere sehr wohlschmeckende Krabbenart vorgesetzt, um uns Smyrna und ihr schönes Haus in einem recht guten Andenken zu erhalten, dann mußten wir auf die „Tebe“, und machten diesmal am Tage die herrliche Fahrt durch den Busen von Smyrna, die wir vorher teilweise in finstrer Nacht zurückgelegt hatten.

Noch vor Anbruch der Dunkelheit lagen wir auf der Bucht von Kastro auf Chios vor Anker. Süßer Orangenblütenduft drang zu uns herüber, am Hafen dehnte sich eine schöne Stadt, die Berge über ihr schimmerten im goldigen Glanze des scheidenden Tageslichtes, im Hafen lagen viele Boote und kleine Barken, auch ein großes Schiff, die Verkäufer von Mastix und Gliki (Eingemachtem), die zuerst unsern Dampfer überschwemmten, hatten uns längst verlassen, die Hafenlichter flammten auf, allmählich versank bei der Weiterfahrt unseres Schiffes alles ins Meer, und über die weite offne See hin tönten vom Deck aus die schönen sehnsuchtsvollen und starken Weisen unsrer Volkslieder: Weißt du, wieviel Sternlein, Es liegt eine Krone, Zwischen Frankreich und dem Böhmerwald und manche andre.

So feierten wir Deutschen Abschied von Asien.



Europa.

Nach Athen.

Der ewig blaue griechische Himmel wölbt sich über uns, da wir wieder im Frührot auf Deck stehen. Zwischen den duftumflossenen Bergen von Tzia und Makronisi geht die Fahrt hin. Schon von fern her grüßen uns die Tempelsäulen des nach ihnen genannten Säulenkaps, des alten Sunion, und an ihnen vorüber gelangen wir in den saronischen Busen. Zur Rechten die kahlen attischen Berge mit ihren sanften Formen, nur zum Meere hin mit steilem Abfall; vor uns taucht Ägina auf; in weiter Ferne ein Berg, auf dessen Höhe ein weißes Gebäude schimmert, die St. Georgskapelle auf dem Lykavittos; links neben ihr in halber Höhe der Kapelle, schon deutlich durchs Glas erkennbar — ein Ruf freudigen Staunens — Herr P., einer der Mitreisenden stößt ihn aus, er hat soeben eine Seeschildkröte entdeckt, die ebenso, wie die rosigen Quallen in dem völlig ruhigen Meere deutlich sichtbar ist, und meint, allen andern Passagieren die größte Liebe zu erweisen, wenn er sie auf dieses Meerwunder aufmerksam macht — ergrimmt wenden wir uns von dem Barbaren im Angesicht von Hellas ab und erblicken vor uns — die Akropolis von Athen.

Das Schiff wendet sich westlich, deutlicher treten die Umrisse der Höhen hervor, die wundervolle Berggestalt des Lykavittos, die schroffen Abfälle des Burgberges, der langgestreckte Rücken des Pnyxhügels, rechts hinter ihm das hohe Marmorhaupt des Pentilikon, näher an uns heran der honigreiche Hymettos. Und jenseits Ägina auch ein „heiliges Land", Salamis. Bald zeigt sich auch die Stadt Athen selbst unsern Blicken, das königliche Schloß und andre hervorragende Gebäude heben sich von der weißschimmernden Masse der Marmorhäuser ab, schon dehnt sich zur Seite des Schiffs die flache Bucht des Phaleron mit ihren einzelnen Häusern, von einem vorspringenden Hügel begrenzt, dann hängen unsere Blicke wie gebannt an dem kleinen Psyttalia, wo in der Schlacht von Salamis sechshundert Perser das Los traf, das sie den schiffbrüchigen Griechen bereiten wollten, und an der weitvorgestreckten Landzunge Kynosura. Hier ward die Freiheitsschlacht gekämpft, nach der

„Bedeckt mit Leichen kläglich Hingemordeter
Sind Salamis Felsufer und die Gaun umher."

Erst eine Wendung des Schiffs ruft uns in die Wirklichkeit zurück; an die Stelle des Hügels zur Rechten ist eine enge Meerstraße getreten und jenseit zweier Molenköpfe ein Mastenwald im sichern Hafen, dem Piräos. Bald wirft auch unsre schmucke Tebe inmitten der andern rauchenden und heulenden Schiffsungetüme Anker, nahe dem Zollhause, gleichweit entfernt von den weitbauchigen Lastschiffen, wie von den Kriegsschiffen mit ihren scharf geschnittnen Formen, und wird sofort von zahlreichen Booten umschwärmt. Wie wohlthuend sticht aber die bei allem Eifer doch nicht aufdringliche Art griechischer Barkenführer, die sich in ihren kleinen Fahrzeugen schaukeln, wie der Hotelkommissionäre, die an Bord gekommen sind, gegen die ungebändigte Roheit wild tobender Araber und Türken ab.

Und wie liebenswürdig zeigt sich doch unser Erdteil, dem wir vor fast zwei Monaten Valet gesagt haben, als bei den

ersten Schritten, die wir wieder auf ihm thun, statt der habgierigen Bestechlichkeit türkischer Zöllner griechische Höflichkeit die Zollrevision in mildester Weise über uns ergehen läßt.

Zu Fuß wandern wir am Hafen entlang. Buntestes, reichbewegtes Arbeitsleben, das uns hier umfängt, der Eindruck des Welthafens, doch besondert durch die kleidsame Tracht der Griechen, die ursprünglich albanische; die Männer tragen eine Jacke mit langen offnen, reichgestickten Ärmeln, die beim ersten Anblick auffallende, bald aber sehr kleidsam erscheinende weiße Fustanella, einen kurzen, in zahllose Falten gelegten, steifgestärkten Hüftrock, der fast an das Kleid einer Balletteuse erinnert, weißleinene Fußgamaschen und rote Schnabelschuhe mit Troddeln auf den Spitzen, sowie den weichen Tarbusch mit langer Quaste; letzterer, die alte phrygische Mütze, schmückt mit lang über die Brust herabhängender golddurchflochtener Troddel auch das Haupt der Griechinnen, die offenen Antlitzes in ihrer kleidsamen Gewandung dahinschreiten.

Aber wie sollte uns das Treiben am Hafen halten, hier in den Uferstraßen der Stadt, die, einst zwischen den langen Mauern bis zum Meere hin ausgedehnt, ihren hochragenden Mittelpunkt in der Akropolis hatte!

Ja, wahrlich, trotz aller Ausgrabungen und Aufdeckungen, es giebt nur eine Akropolis, die von Athen. Da schimmert sie aus den Ölbäumen hervor, als wir zwischen fruchtreichen Feldern ihr entgegenfahren, eine in Trümmer geschlagene und doch noch wundersam schöne Idee, licht, wie der Himmel, der sie umglänzt, klar und maßvoll, wie die Sprache, die um sie erklingt! — Station Phaleron! eine weite Bucht, köstliche Aussicht auf das leuchtende Meer, zur andern Seite hin auf schön geformte Höhen, die Berge von Skaramangá und Daphni. Dann wendet sich der Zug, zwischen Erdböschungen gehts hindurch, da ragt über uns die Akropolis, wir sind in Athen. Auf der Ermesstraße, einer der beiden geraden Hauptstraßen Athens, rollen wir an einer

uralten kleinen byzantinischen Kirche vorüber dem Konstitutionsplatze zu, den wir, im Hintergrunde überragt von dem steilen Lykavittos, aus den hohen Fenstern des Hotels des Étrangers überblicken.

Streifzüge durch die Neustadt.

Wohl niemand würde Athen besuchen, um Neu-Athen zu sehen, die Stadt, nicht viel über ein halbes Jahrhundert alt, mit den geraden, breiten Straßen, den blendend weißen Marmorbauten, dem feinen Kalkstaub, mit Pferdebahn und fahrenden Eisverkäufern, guten Wegen, einigen vornehmen Läden und allem andern Zubehör einer angehenden Großstadt. Eher fände schon jemand an dem alten Stadtteil Gefallen, der sich mit seinen engen krummen Straßen unter dem Schutz der Akropolis zusammengeschmiegt hat, der in seinen niedrigen Häusern vermauert so manchen schönen Rest altgriechischen Kunsthandwerks, Säulenstümpfe und Triglyphentrümmer, Rosetten und Stelen aus blendendstem Marmor bewahrt. Dort, wo die offnen Thüren den Blick frei über den Hof schweifen lassen, auf dem der Maulbeerbaum seinen Schatten spendet, oder am Geländer der auf der Außenseite des Hauses emporführenden Treppe der Weinstock rankt, wo Nelkenstöcke in den Fenstern blühen und duften, können wir so manches einnehmende Bild griechischen Volkslebens beobachten. Da sitzen die Frauen in den Häusern in eifrigster Unterhaltung oder mit Handarbeiten beschäftigt, da haben sich die Männer vor den Kaffeehäusern niedergelassen, ohne Ausnahme in der Landestracht, die am schönsten aussieht, wenn die Fustanella nicht allzuviele Falten schlägt, die selbstgedrehte Cigarette im Munde und mit einer Schnur von Muscheln, Holzkügelchen oder anderm Material zur Beschäftigung für die ruhelosen Hände, oder sie schlendern, das weiße Schafvließ

um die Schultern, die Straße entlang. Da tritt ein keckes griechisches Pädi mit blitzenden Augen und rabenschwarzen Locken auf den Fremdling zu, greift in den Gürtel und bietet eine Bronzemünze mit dem Bilde der alten Schutzgöttin der Stadt auf der einen, der Eule auf der andern Seite, zum Verkaufe. Wie schade, daß dieser eigentümliche griechische Charakter Athens in den neuen „europäischen" Stadtteilen völlig verschwunden ist.

Und doch entbehrt auch Neu-Athen nicht seiner Reize. Wie unterhaltend ists doch, am ersten Nachmittag in Athen mitten auf dem großen Konstitutionsplatze auf einem der niedrigen Binsenstühle zu sitzen. Ein Pädi bringt uns eine Tasse Kaffee und Auge und Ohr müssen ununterbrochen für neue Eindrücke offen stehen. Ein Strom von Spaziergängern wälzt sich die breiten Straßen entlang, neben europäischen die viel schöneren malerischen Trachten von Hellas. Aus den schattigen Anlagen her, die einen Teil des Platzes vor dem königlichen Schloß einnehmen, klingt Militärmusik zu uns herüber, wird in den Pausen das Rauschen eines Springbrunnens vernehmlich, um uns schwirren griechische Laute, neben uns klopft ein kleiner Bursch auf seinen Kasten „lustro kirie!" der Stiefelputzer ists, der uns schelmisch lächelnd seine Dienste anbietet, Blumenverkäufer gehen mit ihrer duftenden Last zwischen den Tischchen umher, ein Knirps von Zeitungsverkäufer überschreit den andern mit Ephimeris, Tilegraphos, Nea-Akropolis, und wir können in einem uns wohl verständlichen Griechisch das Neuste von Delijannis und Trikupis, aus Jermania und Londinon, von Schnebele und dem Tsaros, wie es unter der blauen oder roten Parteibrille des gekauften Blattes erscheint, lesen, freilich ohne daß sich bei uns eine gleich hitzige politische Diskussion an das Gelesene anspönne, wie wir sie bei den einheimischen Zeitungslesern um uns her wahrnehmen.

Hier, wo die Stadt allzeit ihr Festtagskleid trägt, unter dem blauen Himmel wollen wir lieber rasten und träumen und der schönen Gegenwart uns freuen, dem Zauber attischer Harmonie

uns überlassen; wirds uns aber hier zu warm, wie erquickend ist dann in der Hitze des Tages ein Spaziergang im königlichen Garten hinter dem gar zu schlichten königlichen Schloß, das als einzigen Schmuck seiner kahlen Vorderfront eine ionische Säulenhalle aufzuweisen hat und das eigentlich nur den beiden schönen Palmengruppen auf der Böschung des Vorplatzes zum Hintergrunde zu dienen scheint. Wie angenehm diese dichten Laubgänge, wie köstlich duften die Orangen, wie herrlich vor allem der Rosenflor des Gartens! Der Mai ist für Athen der Rosenmond. Sie schlingen sich leicht um die Stämme, sie wiegen sich graziös in den höchsten Zweigen der Bäume, sie bilden entzückende Rosenlauben und Rosengänge. Ein solcher, auf der einen Seite von weißen, auf der andern von gelben Kletterrosen übersponnen, bleibt gewiß jedem, der ihn in seiner ganzen Pracht gesehen, unvergeßlich. Ernst ragen die Cypressen zum Himmel, schöne Pinien und Juniperusarten breiten ihre Zweige aus, üppigsten Wuchs zeigen die Teichgewächse, Schlingpflanzen umranken die alte römische Badeanlage und ihr Mosaik, auf wohlgepflegten Beeten wetteifern unsre Sommerblumen, Levkoyen, Rittersporn, Glockenblumen, Fingerhut, gefüllter Mohn, bunte Erbsen mit einer Menge südlicher Gewächse um den Preis der Schönheit, die Felspartien decken Agaven und Yuccaarten, blühendes Immergrün und Fettpflanzen vertreten die Stelle des Rasens, schöne Terrainwellen tragen zur Belebung der einzelnen Partien bei, und entzückende Durchblicke öffnen sich auf Säulen und Prachtbauten der Antike. Kein Parkwächter ist zu sehen, etwaigem Mißbrauch königlicher Großherzigkeit, die diesen Garten dem Publikum geöffnet hat, vorzubeugen. Scharen von Kindern überall und doch trägt auch nicht ein einziges derselben eine abgerissene Blume in der Hand. Ein gutes Zeugnis, das sich die Athener selbst ausstellen!

Es ist, dieser Eindruck bot sich uns allerorten, und im Gegensatz zu den bis dahin durchflogenen Ländern um so auf-

fallender, nicht nur eine zusammengetriebene Herde, es ist ein Volk, unter dem wir hier wieder sind, und ob uns vielleicht auch eine oder die andere Einrichtung Westeuropas zu früh auf das Land übertragen zu sein scheint, der Rock ist auf Zuwachs beberechnet und Griechenland wächst hinein. Es nimmt nicht blind alles europäische Wesen unvermittelt hinüber, es besitzt eine wunderbare Assimilationskraft und das zuerst nur Aufgepfropfte verwächst unglaublich schnell mit seinem ganzen Bestande.

In Athen fand sich Gelegenheit, von einem der Glanzpunkte des neuen Griechenlands, den jetzt aufs engste mit dem griechischen Volksleben verflochtenen Schulen näheres zu hören und auch wenigstens von dem Abschluß des ganzen Unterrichtswesens eine eigne Anschauung zu gewinnen. — Eine freundliche Empfehlung an einige griechische Professoren gab mir das Recht, diese in ihrem Heim aufzusuchen. Nun hälts aber unendlich schwer, in Athen eine Wohnung zunächst zu erfragen, da es die Hauptstadt von Hellas noch nicht bis zu einem Adreßkalender gebracht hat, und dann sie ausfindig zu machen, da niemand einen Straßennamen weiß. Wohl finden sich schöne Straßenschilder an den Ecken, und es überrascht auf den ersten Blick, wenn man neben dem odos Piraeeos und dem odos Thermopylon plötzlich auf einen odos Gladstonos oder odos Mülleru stößt — ob letzterer in Erinnerung an den „Griechen-Müller" den Sänger der griechischen Freiheitskämpfe, oder an den gefeierten Altertumsforscher Otfried Müller, dessen Gebeine der Kolonos deckt, oder an einen andern aus dem Geschlecht der Müller, habe ich nicht in Erfahrung bringen können; das einzig Traurige dabei ist nur dies, daß niemand die Straßennamen kennt. So hatten mehrere Gänge zum Hause des Herrn Professors N. M. Damalas, das in der Nähe des Lykavittos liegen sollte, wie zu Herrn Professor Sikos D. Rössis, der dicht neben der Universität wohnen sollte, nicht zur Auffindung der beiden Häuser geführt, und ich machte mich eines Tages zur Universität selbst auf, um dort nähere Er-

kundigungen einzuziehen. Fast ganz von Grün umgeben liegt neben dem glänzenden im ionischen Stil gehaltenen Marmorbau der Akademie der Wissenschaften, der leider nur noch die Akademiker fehlen, an dem odos Panepistimiu das Panepistimion, ein vornehmer, mit einer Säulenvorhalle geschmückter Bau von zwei durch ein Mittelhaus verbundenen Gliedern. Der Pedell, der mich wahrscheinlich ebenso viel verstand, wie ich ihn, wies mich an einen Herrn dort und kaum hatte ich ein paar Worte in herzlich schlechten Neugriechisch hervorgestammelt, so fiel mir dieser in fließendem Deutsch ins Wort und wies mich zurecht.. Es war ein Professor der Jurisprudenz, der, wie die Mehrzahl seiner Herren Kollegen, seine Ausbildung in Deutschland erhalten hatte. Um Herrn Professor Damalas sicher zu treffen, suchte ich ihn, nachdem ich nun das Vorlesungsverzeichnis eingesehen hatte, in der Universität auf, und erhielt bereitwilligst von ihm die erbetne Erlaubnis, seiner Vorlesung beiwohnen zu dürfen. Da saßen sie in ihren schwarzen Talaren, die hohe, steife, schwarze Kopfbedeckung auf dem Haupte, zwanzig bis fünfundzwanzig griechische Theologiestudierende und mit ihnen manche, die schon längst in Amt und Würden standen. Ein griechischer „Papas" hat ja nur die Verpflichtung, die Gottesdienste zu leiten, wozu bei dem Zurücktreten der Predigt keine besondere theologische Bildung gehört. Aber diese Männer in gesetztem Alter, meist mit dem Trauring an der Hand, wollten doch freiwillig sich weiterbilden und hatten die Universität bezogen, sich mit griechischer — was sage ich — mit deutscher Theologie bekannt zu machen. Herr Professor Damalas hatte ja bis 1866 in Erlangen, Halle, Leipzig, Berlin studiert und wiederum 1885 sich in Deutschland aufgehalten. Verstanden habe ich in den ersten zehn Minuten trotz aufmerksamen Zuhörens fast kein Wort, hernach, als das Ohr sich an die altbekannten und doch hier so fremd lautenden Klänge gewöhnt hatte, fast alles. Eine Auslegung des Anfangs der Bergpredigt war es, die vor allem auf die ethische Bedeutung des Gesetzes

einging. Fast hätte man vergessen können, daß es in Athen war, und sich in den Hörsaal einer deutschen Universität versetzt wähnen, so völlig erinnerte das Ganze an Deutschland.

So schwer uns das Griechisch sprechen fällt und so oft wir umsonst suchen, uns verständlich zu machen, hier konnte ich recht sehen, wie leicht es ist, Griechisch zu verstehen, wenn man nur den Faden der Rede einmal hat. Griechisch sage ich; denn was wir unter jahrelanger Anstrengung lernen, ist kein Griechisch! Eine tote Sprache — gewiß — denn sie hat nie gelebt, ist nie gesprochen. Wer nur die Augen nicht verschließen will, dem drängen sich die Beispiele aus allen Jahrhunderten auf gegen unsere „altgriechische" Aussprache. Im gewöhnlichen Leben sprechen wir auch wirklich griechisch, nur wo die „Wissenschaft" ihre Triumphe feiert, wird eine Unsprache geredet und gelesen. Um nur wenige allbekannte Beispiele zu geben, sprechen wir im gewöhnlichen Leben, wie die heutigen Griechen, nur mit lateinischer Endung „Evangelium", wer aber das novum testamentum graece liest, der zerbricht sich die Zunge über „euangellion". Die griechische Übersetzung des Alten Testaments transskribiert das hebräische David Laut für Laut: David. Wollen wirs aber recht schön „griechisch" lesen, so heißts: Daueid. Im Gottesdienst erklingt seit undenklichen Zeiten das Kyrieleis und das Kyrie eleïson. Philologisch genau liest man das: eléëson. Da wird eine griechische Abteilung des orientalischen Seminars eingerichtet, um denen, die in deutschem Dienst und deutschem Interesse nach Griechenland oder Kleinasien gehen, eine erste Bekanntschaft mit jener Sprache zu vermitteln, für die ein sechsjähriger Kursus auf den Gymnasien angesetzt ist. Preußische Gymnasialdirektoren gehen mit staatlicher Unterstützung in den Peloponnes, brauchen aber dort einen Kurier, weil sie sich mit den Leuten gar nicht verständlich machen können! Freilich, völlig unverändert ist die Sprache in den Jahrtausendeu nicht geblieben und vor allem hat sie sich nicht aus dem uns geläufigsten attischen, sondern aus dem am

einer Sitzung des griechischen Parlaments führte; das Gebäude erinnert in seinem Äußern lebhaft an ein Schauspielhaus; dort sahen wir im schwachbesetzten Hause neben einer Anzahl andrer Deputierter auch den Premierminister Trikupis und seinen erbitterten Gegner, den jetzt wieder ans Ruder gekommenen „tollen Hans“, Delijannis, hörten auch ersteren, natürlich ohne ihn bei der dort ebenso wie anderwärts herrschenden unparlamentarischen Akustik verstehen zu können.

Herr Professor Rossis aber, durch ein freudiges Ereignis in seiner Familie gerade in jenen Tagen an sein Haus gefesselt, war es, der mich, als ich ihn dort aufsuchte, in echt griechischer Weise mit Mastix d. h. dem mit Honig versetzten Harz des Mastixbaums, Kaffee und Wasser bewirtete. Was Wunder, daß wir, so von Aufmerksamkeit und Fürsorge umgeben, nur voll herzlichen Dankes an die Universität zurückdenken können.

Volle Hochachtung aber vor dem aufstrebenden Griechentum empfanden wir, als wir den griechischen Beitrag zur Lösung der Frauenfrage sahen, das Ergastirion ton jinäkon ton aporon in der breiten Philhellenenstraße. Nicht Fabrikarbeit für die Frauen, sondern Handarbeit, das ist die Losung, die sich in dieser großartigen Anstalt ausspricht. Kunstvolle Teppichwebereien entstehen dort und zarte farbenreiche Seidenstoffe, kräftige Baumwollzeuge und die feinsten Spitzen, mit der Hand wird schneeiges Weißzeug genäht und mit zierlichen Broderien besetzt. Wir durften da Stickereien bewundern, die die Königin, mit gutem Beispiel ihrem Lande vorangehend, dort bestellt hatte, und selbst ein Kinderkleid erstehen, das durch den eigenartigen hübschen Stoff ebenso, wie durch seine geschmackvolle Façon der Geschicklichkeit griechischer Frauen in der Heimat uneingeschränktes Lob einbrachte. Silbergeschmeide antiker Arbeit und prächtige alte Goldstickereien sind von den Inseln hierher gesandt, viele der Handarbeiten werden von den Frauen daheim gearbeitet und hier zum Verkauf gestellt, und auch die hier beschäftigten Frauen und Mädchen zeigen durch

ihre vergnügten Gesichter, daß kein hartes Joch sie drückt, vor allem aber die in einer Kleinkinderbewahranstalt untergebrachten Kinder der hier beschäftigten Mütter sind so zutraulich, daß es eine Lust ist, sie anzuschauen.

Althellas in Neuathen.

Wiewohl das alte und das neue Athen sich längst nicht decken, greifen sie doch ineinander über, und mitten zwischen den Häusern der um die Akropolis gelagerten Stadt stoßen wir hin und wieder auf einen altehrwürdigen Zeugen der Vergangenheit. In der Neustadt aber sind in prächtigen Gebäuden, den Geschenken reicher Griechen, bedeutende Sammlungen untergebracht, die, gleichfalls von Privaten geschenkt, ebenso von der opferfreudigen Vaterlandsliebe der Spender, wie von dem trotz aller Beraubungen schier unerschöpflichen Reichtum des griechischen Landes an Antiken Kunde geben.

„Wo müssen wir absteigen, um ins Centralmuseum zu kommen," so hörte sich eines Morgens in möglichst schlechtem Griechisch der Kondukteur eines vom Konstitutionsplatz abfahrenden Pferdebahnwagens gefragt, und mit Staunen vernahmen die zwei Auskunft suchenden Ausländer, wie sich ein griechischer Offizier ihnen zur Führung anbot. Er stieg dann auch mit uns ab, begleitete uns die lange Patissiastraße hinunter bis vor das Museum und wanderte darauf den Weg zurück, als ob er einfach nur seine Schuldigkeit gethan hätte. Man verzeihe uns, wenn wir unwillkürlich einen Vergleich zogen mit heimischen Zuständen und es wagten, die Griechen ein wenig lieb zu haben trotz der zerrissenen Zehndrachmenscheine, von denen jede Hälfte fünf Drachmen gilt, und trotz des Zwangskurses, nach dem man für 100 Drachmen Gold deren 130 in Papier erhält.

Flaschen, Mischgefäße der verschiedensten Epochen von den ältesten an mit ihren unbeholfenen, schwerfälligen Formen durch alle Stufen der Entwicklung hin bis zu den reichen Prachtgefäßen einer Zeit des übertriebensten Luxus in Maß, Form und Ausführung, wo sich von dem glänzend schwarzen Grunde bunt bemalte Figuren abheben oder ganze Reliefdarstellungen aus der Rundung hervortreten. Ein Sieg der Idee über das grobe Material, so hat sich aus den plumpen Anfängen roher Formen, grober Zeichnungen von Strichen, Zickzacklinien und Bändern, von den Spiralen und konzentrischen Kreisen, denen man die Entlehnung von andern Gewerben und Handwerken auf den ersten Blick ansieht, eine vollendet den Formen der Gefäße sich anschmiegende Technik von Ornamenten und Arabesken entwickelt, es ist aus den zuerst rohen Darstellungen von Tieren und Ungeheuern ein Figurenreichtum, eine Freiheit und Fertigkeit in der Formengebung, Schönheit und Zierlichkeit der Gestalten herausgewachsen, daß man oft versucht ist zu fragen, ob denn in jenen Zeiten die Künstler Handwerker oder die Handwerker Künstler waren. Vor allem fordern viele der schwarzüberzogenen Gefäße mit den rot ausgesparten Figuren, welche nach der Periode der roten Vasen mit schwarzen Figuren aufkommen, unsre ungeteilte Bewunderung. Das ganze Leben in seinen Höhepunkten und in seiner Alltäglichkeit, wie der reiche griechische Sagenkreis, die Schmückung der Braut und der Brautzug, ein Mädchen mit Eroten, Totenaufbahrungen, Wagen und Viergespanne, Götterscenen und tausend andre Bilder legen Zeugnis ab von einer unerschöpflich scheinenden Darstellungskraft, gegen die unsere Töpferkunst doch nur armselig erscheinen kann. Welch gewaltiger Unterschied ist doch zwischen den Nachbildungen der Tanagrafigürchen, wie sie allerorten zu haben sind, und den duftig feinen Originalen, unter deren zahlloser Menge sich kaum zwei gleiche finden. Eine jede Figur ein schönes kleines Kabinettsstück mit ausdrucksvollem Gesicht, schönem Faltenwurf und den Spuren einstiger Bemalung.

Einen Amor und eine Psyche fanden wir, die ganz vergoldet waren. All dies aber samt einigen christlichen Altertümern und dem reichen Goldschmuck, von dem ich nur ein Armband mit Namen darauf nenne, tritt zurück gegen den Hauptschatz der Sammlung, Schliemanns Ausgrabungen in Mykinae.

Homer wird lebendig vor unsern Augen mit seinen oft übertrieben erscheinenden Erzählungen von den Reichtümern der alten Königsburgen, die hier in den Goldschätzen der Gräber ihre volle Bestätigung finden. Eine Unlast von Gebrauchs- und Schmuckgegenständen bergen die hier aufgestellten Schränke und Pulte. Goldne Becher, Vasen und Kannen, Diademe und Gürtel, Schwertscheiden und Schwertgriffe, eins wie das andere soweit angängig mit Rosetten, Sternen, Kreisen, Rautenmustern, Spiralen und andern einfachen Darstellungen verziert, die wie ein gemeinsamer Besitz der ganzen Menschheit sich überall in den ältesten Kulturperioden finden, Goldplättchen mit Tintenfischen und Schmetterlingen, goldene Knöpfe mit geometrischen und spiralförmigen Figuren, Siegelringe und Fußschmuck, dazu Elfenbein und Bernsteinzierat, Gemmen von Edelstein und Alabastergefäße, Pfeilspitzen aus Obsidian und Werkzeuge aus Nephrit, thönernes Geschirr in verschiedenen Formen, große Bronzegefäße und Waffen, ein ganzes — das zuletzt aufgedeckte — Grab mit Waffen, Schmuck, den Gebeinen, Kalkstein-Reliefs von Löwen, Pferden und andern Tieren, auch von Menschen, endlich, vielleicht am interessantesten, die zwar roh ausgeführten, aber zweifelsohne nach den Zügen der Gestorbenen gefertigten goldnen Gesichtsmasken. Nur der Name fehlt, und wir könnten, die homerischen Helden in ihrem barbarisch prunkvollen Leben und Treiben belauschend, sagen: Das ist Atreus, des Pelops Sohn, jenes der Völkerhirt Agamemnon.

Und nun zum Hause des ruhmvollen Entdeckers selbst nahe der Akademie in der Universitätsstraße, zu dessen Marmorgruppen auf dem flachen Dache wir schon öfters im Vorübergehen auf-

geschaut haben. Wir fühlen uns beim Eintritt in dasselbe völlig in das Altertum zurückversetzt, Mosaiken decken den Fußboden der Zimmer, al Fresko gemalte Nachbildungen berühmter Wandgemälde leuchten uns in tiefen warmen Farben von den Wänden entgegen, Achill und Odysseus bei Lykomedes, Zeus und Hera auf dem Ida, Aktäon von Artemis in einen Hirsch verwandelt und ähnliche aus Pompeji her wohlbekannte Darstellungen. Über den Thüren grüßen Sprüche griechischer Weisen den Eintretenden und in den Räumen des untern Stockwerks wird der Beschauer gefesselt durch eine überreiche Sammlung von Töpfen, Vasen, Kannen und mächtigen Krügen in schönen Formen, kleinen Idolen, Lampen, Schüsseln und anderm Hausgerät, dem Ertrage der Ausgrabungen in Ilion. — Ob wohl viele Besucher, falls ihnen außerdem der Balkon mit seinem herrlichen Blick auf die Akropolis offen stände, sehr bedauern würden, wenn ihnen der Salon mit seinen Pariser Möbeln geschlossen bliebe, oder wenn sie nicht mehr all die Diplome und ehrenden Anerkennungen, die der große Entdecker erhalten, ausgestellt sähen, oder nicht mehr den kleinen Agamemnon Schliemann in Öl gemalt besichtigen dürften?

Birgt die Neustadt in ihren Sammlungen vieles Ungriechische und nur zum wenigsten Athenisches, so bietet das Dorf Athen, das allein vor fünfzig Jahren im Schutze der Akropolis lag, noch jetzt schöne Denkmäler alter Herrlichkeit.

Dort, wo heut die Straße an dem wunderschönen botanischen Garten vorüberführt, dessen Silberpappeln dem Wanderer erwünschten Schatten bieten, auf dessen Beeten sich eine Fülle von Blumen entfaltet mit den Blütensträuchern wetteifernd und — ein entzückendes Bild — aus dem dunklen Grün der hohen Cypressen die herrlichsten Maréchal Niel Rosen herniedernicken, führte auch früher die heilige Straße nach Elevsis entlang. Vor dem heiligen Thore traf sie fast mit einer andern zusammen, dem Hauptzugang zur alten Stadt, auf den sich darum auch die Mauer in einem doppelten Thor öffnete, dem in seinen unteren

Steinlagen erhaltenen, jetzt wieder bloß gelegten Dipylon. Mit seinem Thorhof, auf beiden Seiten von zwei Thorthürmen und einem Mittelpfeiler begrenzt, gewährt es noch heut ein genaues Bild einer antiken Thoranlage.

Vor ihm dehnt sich die Hauptverkehrsstraße der alten Stadt, die via Appia Athens, die einzige in Griechenland erhaltene Gräberstraße. Jahrhundertelang deckte der Schutt der Stadt die Denkmäler der Vorfahren, die jetzt in alter Schöne neu erstanden sich sorgfältigster Bewahrung erfreuen. Kein Riesenbau findet sich hier, wie das Grab der Caecilia Metella vor Rom, aber viele Kunstwerke, wie man sie dort vergebens sucht. Ein ritterlicher jugendlicher Held zückt den Speer auf seinen schon zu Boden sinkenden Gegner; Frau Hegeso läßt sich von ihrer Dienerin schmücken; ein Knabe nimmt Abschied von seinen Eltern, und auch der Haushund, ein Spitz, springt an ihm empor, um ihm das letzte Lebewohl zu sagen. Das eine Grab bewachen mächtige Grablöwen, auf einem andern ruht ein trotziger Stier. Dieses krönt eine Urne, vor jenem erhebt sich eine schlichte Marmorstele, die übrigens in ihrer Form genau die von einer Muschel gekrönten mohammedanischen Grabstelen vorbildet.

Von der Stätte des Todes vor dem Thore hinein ins volle Leben der alten Stadt. Wie drängte sichs doch einst zusammen in den gewaltigen Kaufhallen, um welche noch jetzt das griechische Markttreiben flutet. Inmitten eines winkligen Häuserquartiers ein großer Trümmerhaufe, die alte Attalos-Stoa, von der noch bedeutende Mauerreste vorhanden sind, während von den Säulen kaum noch etwas zu sehen ist. Das freundliche griechische Pädi, welches uns öffnet, versteht sogar mein schlechtes Neugriechisch, was ihm in unsern Augen zu ganz besonderer Anerkennung dient. — Viel bedeutender, als diese spärlichen Reste, ragt hoch über das bunte Leben griechischen Marktes, wo sich die Fustanelle und das Schafvließ drängen, die Handwerksstube auf die Straße sich öffnet und die eigentümliche Duftmischung eines

orientalischen Bazars uns umfängt, die Marmorwand der Stoa Hadrians. Sieben korinthische Säulen, vom Alter graugelb gefärbt, stehen vor der Marmorwand, die massig glatt emporragt, und noch eine achte kannelierte tritt vor dieselben, ein Überbleibsel der Vorhalle, die sich vor dem Bau hinzog, einem prunkvollen Zeichen des Baulustigsten auf dem Throne der Cäsaren.

Ganz in der Nähe noch der achteckige Turm der Winde, einst Wettersäule und Normaluhr von Athen mit den Reliefbildern der acht Winde, der lange Zeit als die Laterne des Diogenes bekannt war, und etwas weiter entfernt das liebenswürdige, oft abgebildete Denkmal des Lysikrates, der seinen als Anführer eines Chors erworbenen Siegespreis, einen Dreifuß, hier aufgestellt hatte. Wie anmutig tritt uns doch der korinthische Stil gleich bei seinem ersten Erscheinen an den Halbsäulen des Marmorrunds entgegen, wie bekannt erscheint uns doch dort über den Säulen die Gestalt des Dionys, der die tyrrhenischen Seeräuber in Fische verwandelt.

Aber damit haben wir auch die Baudenkmäler, soweit sie in der heutigen Stadt liegen, durchmustert. Das großartigste bleibt fern vom Getriebe des Tages in stolzer Einsamkeit und allen Zerstörungen zum Trotz in unverwelklicher Schöne, die Akropolis.

Die Stadt des Perikles und Paulus.

Wer etwas Neues sagen wollte von der Akropolis bei der Schilderung eines Aufenthalts in Athen von wenigen Tagen, der müßte von ihr schweigen. Aber ob auch nur schon Wiederholtes wiederholt werden kann, doch wird, solange von jenen Trümmern noch ein Stein auf dem andern liegt, in tausendfachen Variationen der Wiederhall erklingen von diesem in Stein gegrabenen hohen

Lied der Schönheit. Auf beiden Seiten flankiert von einem der schönsten und besterhaltenen und einem der gewaltigsten Tempel, zu Füßen die Trümmer des altehrwürdigsten und wohl des größten von einem griechischen Privatmann erbauten Theaters, auf den Höhen im Rücken die in Fels gehauenen Fundamente der antiken Wohnungsbauten, so entbietet die Akropolis der geschäftigen Gegenwart den Gruß glanzvoller Vergangenheit. Gewiß wird aller Reisenden erster Blick und Weg in Athen diesen Marksteinen der Vorzeit gelten.

Eine Wanderung führt uns aus den engen Straßen heraus zum Theseustempel. Vor einem Café, das sich an den freien ihn umgebenden Platz herandrängt, sitzen wir lange bei einer Flasche Limonade, ehe wir wagen näher zu treten. So also sieht ein antiker Tempel aus. So schauten ihn vor Jahrtausenden schon Perikles und seine Zeitgenossen. Das Alter hat ihm seine Schönheit nicht rauben können; hat der bildnerische Schmuck einiger Metopen mit Theseus und Herakles Thaten auch sehr gelitten, ist auch der figurenreiche Fries, der sich an der Wand des Tempelhauses selbst hinzieht, fast unkenntlich, sind auch die Statuengruppen aus den Giebelfeldern gesunken, ist das Dach längst durch ein modernes Gewölbe ersetzt und haben die zwei Säulen in der äußeren Vorhalle des Gebäudekerns bei seiner Umwandlung in eine christliche Kirche einer Mauer weichen müssen, sind auch die Säulentrommeln durch wiederholte Erdbeben etwas aus der Lage gekommen, solche Einzelheiten schwinden vor dem gewaltigen Gesamteindruck, der Tempel als Ganzes steht unverletzt, und ist das schneeige Weiß des pentelischen Marmors zu goldigem Gelb abgetönt, nur um so wärmer spricht er an. Was kümmert uns der Name, ob Theseus, Herakles oder Ares einst hier verehrt ward, wir sehen nur die unvergleichliche Kraft und Schönheit des dorischen Stils, die hier in einem seiner edelsten Werke noch heut jeden Beschauer entzückt. Die Gipsabgüsse im Innern können unsere Aufmerksamkeit nicht lange fesseln, wir fühlen uns ganz

zurückversetzt in die echte Antike, wir wollen sie selbst in ihrem Treiben belauschen.

Wie bescheidene Leute müssen es doch gewesen sein, die Bewohner jener Stadt, deren Plan wir mit Häusern und Straßen, Cisternen und Kanälen, Gräbern und Felsstufen unverlöschbar in den Felsgrund der die Akropolis in weitem Halbkreis umkränzenden Höhen eingezeichnet sehen! Auf dem einen der Hügel erhebt sich die kuppelüberwölbte Sternwarte, den andern krönt das wenig ansprechende Philopapposdenkmal, zwischen beiden der in mehreren Terrassen geglättete Pnyxhügel mit den Resten zweier gewaltiger Altäre. Ob das „Gefängnis des Sokrates," drei Felsenkammern am Abhange des Pnyx, das richtige ist, dürfte mehr als zweifelhaft sein und ob die rückläufige Inschrift am Sternwartenhügel ΣΟΡΟ ΣΟΙΔ Η „Bezirk des Zeus" ein Zeichen oder nur eine Nachahmung höchsten Altertums war, oder ob sie als bloße Spielerei aufzufassen ist, darüber nachzugrübeln finden wir keine Zeit; denn so oft wir unser Auge erheben, stets fällt es auf die in immer neuer Lage in stets neuer Schönheit strahlende Akropolis. Stachlichte Aloes wuchern zu unsern Füßen, auf dem nackten Felsen liegen Marmortrümmer zerstreut. Vorsicht! Auch unter der Akropolis wandelt man nicht ungestraft.

Den gleichen Anblick wie diese Höhen gewährt die westliche sanftere Abdachung des Areopag. Die Kuppe hingegen bildet naturwüchsiger Felsen, nur an wenigen Stellen für Postamente von Statuen oder zu Sitzplätzen geglättet. Dort tagten einst die Alten des Areopag, dort wurden furchtbare Eide abgenommen, dort die schwersten Strafen verhängt, vielleicht auch der Stein der Minerva in die Urne geworfen. Dort saßen auch wir nieder, als wir zum letzten Male diese Höhe betreten hatten, und hier, angesichts des Theseustempels auf der einen, der Felsaltäre der Pnyx auf der andern Seite, wo sich vordem zahllose andere Tempel und Götterstatüen in weitem Umkreis erhoben, sie alle überragt von den Heiligtümern der Akropolis und der lanzen-

bewehrten Pallas Athene, hier lasen wir das Zeugnis des armen, jüdischen Handwerkers, das er hier einst vor den hochgebildeten Weisen abgelegt hatte, in der Sprache nach, in der es einst hier erklungen war.

Fünfzehn Felsstufen führen uns herab, und zwischen Akropolis und Areopag gelangen wir zu den Heiligtümern der Göttinnen, die hier von uralters her verehrt wurden. Große Felsblöcke liegen in schauerlichem Chaos wirr durcheinander, senkrecht steigt der Hügel des Areopag an, ein schmaler Spalt öffnet sich und so finster ists hier, daß das Wasser aus der Tiefe garnicht heraufschimmert. Ein Stein fliegt hinunter, und fast unheimlich tönt der Hall, durch die Felswände zehnfach verstärkt, empor. Das ist die Stätte der Eumeniden, der Rachegöttinnen.

Von diesem finstern Orte des Grauens wenden wir uns noch nicht zu den Göttertempeln der Höhe, sondern dorthin, wo die heitere Kunst ihnen zu Füßen ihre Tempel aufgeschlagen. Das Odeon des Herodes allerdings weckt von dem ersten Anblick an bis zuletzt keinen andern Gedanken, als den des innigsten Bedauerns, daß sich nicht unbeschadet des Andenkens seines Erbauers längst jemand gefunden hat, die lange unangenehme braune Rundbogenfaçade, die sich bis zum Dionystheater hinzieht, samt all den andern zweifach und dreifach übereinander getürmten Rundbogen des eigentlichen Baues niederzureißen. Aber so gehts in der Welt! den Marmorbelag des Stadion, den dasselbe dem gleichen Herodes Attikus verdankt, brennt man zu Kalk, das Odeon läßt man stehen, nicht eben zum Ruhm seines Schöpfers. — Wer wird aber auch ein Odeon neben das Dionystheater setzen! Wie leicht und gefällig schmiegt sich dieses den Formen des Berges an! Eine weite, flache, halbrunde Einsenkung scheints von ferne, beim Näherkommen zeigen sich die Sitzreihen noch zum großen Teil erhalten, und wir staunen gleicherweise über die kolossale Größe des Baus, der auf 30 000 Zuschauer berechnet wird, wie über die Pracht der Ausführung, die sich noch heut in den Marmorsesseln der

vordersten Reihe, wie in den durch das ganze Theater zerstreuten, vordem mit Statuen hervorragender Dichter besetzten Postamenten und in dem Schmuck der noch zur Hälfte erhaltenen Marmorwand zeigt, die den Bühnenraum und die Orchestra schied. Leider fehlen jedoch den Figuren dort sämtlich die Köpfe, nur ein zusammengekauerter Silen, der die schwere Marmorplatte tragen muß, schaut unglücklich in die Welt, und von zwei daneben lehnenden andern macht der eine ebenfalls unter der Last zusammengesunken einen abstoßend häßlichen Eindruck. Den Ehrenplatz auf einem prächtigen Sessel, dessen Reliefs zum Teil assyrisches Gepräge tragen, hatte, wie die Inschrift meldet, der Dionyspriester von Eleuthera, dem Geburtsort des Gottes, inne. Heut würde ihm die unschön auf dem Marmorfußboden der Orchestra errichtete Holzbude des Wächters die Aussicht sehr kürzen.

Was ist aber auch das für ein Theater, in dem der Schauspieler, der aus dem nur noch in seinen Fundamenten erhaltenen Bühnenhause auf die Bühne getreten ist, acht Jahre nach der großen Perserschlacht in einem Stück, von einem Mitkämpfer um die Freiheit gedichtet, hinüber weisen konnte nach Salamis, das die Zuschauer vor sich sahen, oder wenn er des Kolonos gedachte, jenes Hügels, der kaum eine halbe Stunde entfernt, jenseits der Akropolis lag! Hier war die Bühne national, darum mußte auch das ganze Volk an ihr teil haben.

Wir schauen von dieser Geburtsstätte der dramatischen Kunst umher, und unser Auge haftet an den Riesensäulen vor uns, zwischen denen sich soeben ein langer Zug zur Stadt hinaus bewegt, ein Toter wird zur letzten Ruhe geleitet. Gehen wir auf diese Säulen zu, so führt uns der zweistöckige, in korinthischem Stil erbaute Hadriansbogen laut seiner protzigen Inschrift aus der Theseus-Stadt in „Hadrians, nicht Theseus Stadt" und stellt uns unmittelbar unter die Giganten des Zeustempels. Ihrer dreizehn stehen noch beisammen, durch den Architrav miteinander verbunden, zwei ragen einsam von den übrigen und zwischen diesen

ist einer dieser Kolosse von einem Sturm zu Boden gerissen. Mehr ist nicht von diesem Riesenbau mit seinen 120 Säulen von mehr als siebzehn Metern Höhe erhalten, den nur der Tempel der ephesinischen Artemis an Größe übertraf.

Doch wir möchten noch sehen, wo jener Tote bestattet wird, und steigen darum zur Seite des großen Uferquais in das Flußbett des Ilissos, der sich mit Leichtigkeit überspringen läßt. Unterhalb einer Felsbarre strömt die Kallirrhoë hervor, an der athenische Frauen große Wäsche halten. Auf den Feldern, durch die der schattige Weg hinführt, wird soeben Gerste aufgebunden, und dichte Anlagen decken vor uns den griechischen Kirchhof. Zwischen schönen Cypressen und herrlichen Rosen, Trauerbäumen und Gebüsch leuchten die Grabdenkmäler hervor, ohne Ausnahme aus edelstem Gestein, aber meist leider von einer wenig edlen Geschmacklosigkeit der Künstler zeugend. Einzelne Reliefſiguren, Büsten, ganze Abschiedsscenen, wie selten findet sich in ihrer Menge echte Schönheit!

Wollen wir sie rein und ungetrübt genießen, dann zurück auf unserm Wege, vorüber an all den kleinen und großen An- und Nebenbauten, hinauf zur Akropolis. Wir schlagen nicht den halsbrecherischen Kletterpfad ein, den wir zum Abstieg zuweilen benutzten; am Wagenhalteplatz gehts vorüber, wo die Agaven ihre stachlichten dicken Blätter spreizen und ihre hohen mit weißen Blüten behängten Blütenstengel emporsenden, durch die türkischen Thore, an den Wächtern vorbei, welche die Marmortrümmer und die eben ausgegrabenen Kanonenkugeln bewachen, nun sind wir in dem alten Burgvorhof, unter uns das Beulésche Thor, wo eine prangende Marmortafel die Ruhmesthat dieser Aufdeckung durch einen Franzosen meldet, über uns auf lothrechtem Felsvorsprung der Tempel der Athena Apteros, fälschlich Niketempel genannt, den drei deutsche Forscher hier wieder aufstellten und für sich selber reden lassen, ein reizendes, zierliches Werk im ionischen Stile, das auf seiner luftigen Höhe selbst die Meister lobt, wir eilen die Marmortreppe hinan und stehen vor den Propyläen.

Hier zogen auf dem breiten Fahrwege durch die prächtigen Säulenhallen und durch das mittlere größte und höchste der fünf Thore einst Reiter und Wagen beim Feste der Panathenäen an der Göttin Geburtsage in feierlichem Zuge, begrüßt von jubelnden Zurufen der Menge, in den Burghof ein, das reichgewirkte Safrangewand aufs neue dem Bilde der Göttin anzulegen. Jetzt freilich ists nur noch ein Trümmerhaufen von Säulentrommeln, Architraven und Kapitälen, längst sind die ehernen Thüren, welche die Thore sperrten, geraubt, nur zum Teil ragen noch die Säulen in den beiden Hallen außer- und innerhalb der Mauer und zwischen den Anten der beiden vorspringenden Seitengebäude, über der Wirrnis zu ihren Füßen ein Bild von ergreifender Majestät. Hier hat ein Thor sein Recht, hier sperrt es den Tempelplatz gegen jede unheilige Berührung ab, hier lädt es feiernde Festgäste, ihre Herzen stimmend zu ehrfurchtsvoller Andacht. Es täuscht die Erwartungen nicht.

Denn nun wir eingetreten, da sehen wir uns nicht um nach dem alten Standort der Pallas Athene, da sucht unser Blick nicht die Korenhalle, da stehts vor uns, das Blut scheint zu stocken, kaum wagen wirs zu flüstern — Der Parthenon! So wenig Musik sich malen läßt, läßt sich Schönheit beschreiben, jedes Wort ist matt, jede Feder ungeschickt, das wiederzugeben, was hier das Herz bewegt. Heiliger Schauer zieht durch die Seele, und es ist, als ob ein Gruß aus besseren Welten uns gebracht wäre, als müßte im nächsten Augenblick donnernd ein Thor vor uns zusammenschlagen und die ganze Herrlichkeit für ewig versinken. Wie oft habe ich nicht beim Anschauen dieser Trümmer gedacht — fast eine frevle Vorstellung — wenn jetzt ein Erdbeben käme und alles wankte und stürzte! Und durften nicht solche Gedanken in dem Jubiläumsjahr kommen, in dem wir dort standen? Ein Jubiläum des Unheils feierte der Parthenon 1887. Im Herbst sollte es sich zum zweihundertsten Male jähren, seit jene verhängnisvolle Bombe die türkische Pulverkammer, zu der das Gebäude

umgewandelt war, in Trümmer riß. Das Mittelstück samt dem größten Teil der Cella liegt am Boden, die beiden Giebel allein stehen noch, am besten erhalten der westliche. Wer doch den Bau zwei Jahrhunderte früher hätte sehen können, als er noch in alter, voller Pracht erhalten war. Noch schmücken die Metopen mit ihren Kampfdarstellungen den Triglyphenfries, der sich unter dem Dache um den Tempel spannt, noch zieht sich an einem Teil des Gebäudes das Marmorband entlang, das den Festzug darstellt, aber immer wieder treibt es uns, den berückend schönen Bau selbst zu betrachten. Beim ionischen Stil, wie viel ist doch da schon Beiwerk und Schmuck, beim dorischen alles streng, aus einem Guß, Architektur.

Nur ein kurzer Besuch, den wir, fast mit Lebensgefahr über Säulentrommeln und Marmorbalken springend, dem Akropolismuseum abstatten. Es schämt sich jedenfalls seines Daseins und hat sich deshalb in die tiefste Senkung auf der Akropolishöhe zurückgezogen. Hier an der Stätte, wo die Kunst ihre Heimat hat, kann man in Athen auch Gips sehen. Die Originale der schönsten Stücke mag man in London suchen. Immerhin findet der Beschauer auch jetzt noch manch hervorragendes Kunstwerk in diesen Kellerräumen, wie die prächtigen Reitergruppen des Frieses, Hermes mit einem Widder, vier Reliefdarstellungen der Nike, eine besonders schöne, die an den Sandalen nestelt.

Wir werfen noch einen Blick vom Belvedere auf die Stadt zu unsern Füßen, dann schauen wir den Aufräumungsarbeiten um uns her zu. Hat der griechische Staat zu solchen Zwecken kein Geld übrig, so fließt es reichlich von Privatleuten und Gesellschaften. Vollkugeln und Hohlgeschosse, die jedenfalls bei der Explosion mit umhergeschleudert waren, werden ausgegraben, über die Mauer hinab wird der Schutt geworfen und der Felsboden peinlich genau bloß gelegt. Hier steht die uralte heilige Kultusstätte von Athen, das dreiteilige Erechtheion. Über den Grundmauern aus piräischem Stein erhebt sich auf dreistufigem Mar-

morsockel der reiche Bau mit den drei wundervollen Vorhallen, dessen Bestimmung noch bis zum heutigen Tage den Archäologen ein ungelöstes Rätsel geblieben ist. Eine entzückend schöne Pforte, die sich nach oben verjüngt, öffnet sich zwischen der säulengetragenen Vorhalle im Norden und dem Hauptgebäude, und ihr gegenüber tragen anmutige Gestalten hoch auf ihrem Haupte das Gebälk der glänzend ausgestatteten Korenhalle.

Euch ists auch nicht gesungen, ihr herrlichen Geschöpfe, bei des Meißels Schlag, der euch, athenische Jungfrauen, schuf, was ihr werden solltet. Tempeldienerinnen, Thürhüterinnen einer christlichen Kirche, dann türkische Harimswächterinnen und dann, dann kam der Herostratos Albions und raubte eine Schwester aus eurer Mitte, für die er einen thongeformten Wechselbalg unterschob. Kein Wunder, daß dieser vor Ärger schwarz geworden ist.

Die Sonne will hinter dem Ägaleos sinken und das ionische Meer, die Berge Attikas, das ewige Salamis, der Eliasberg auf Aegina schimmern und leuchten in wundersamem Farbenglanze.

Und die Nacht ist hereingebrochen. Noch einmal schreiten wir durch die stillen Straßen und steigen zur Akropolis empor. Unten glüht die Stadt im Schein zahlloser Lichter, am Himmel zieht der Mond seine wolkenlose Bahn. Die Trümmer verschwinden vor unserm Auge, der Boden erscheint mit duftigem Licht überstreut, glänzend weiß leuchten die Säulen, die der Mond, hinter ihnen stehend, mit Silber säumt, klar und scharf hebt sich ein ganzes Gebäude mit seinem tiefen Schatten vom dunklen Nachthimmel ab, ein jeder will allein sein und steht dann still, wie im Banne unter der Erhabenheit dieses fast überirdisch erscheinenden Bildes. Eins aber ist uns gewiß, ein Gefühl beglückend und niederschlagend zugleich: den schönsten Punkt unsrer Reise haben wir erreicht.

Der Marmorberg.

Wer hätte wohl Athen gesehen und könnte den trotzigen Felskegel des Lykavittos vergessen, der sich stolz über die neuen Quartiere der Stadt erhebt, die ihn einzuschließen drohen? Wer hätte sich nicht gern an einem schönen Abend, ermüdet von den Wanderungen durch Trümmerstätten und weite Säle der Sammlungen, aus dem Staube der Straßen emportauchend, auf dem steilen, engen Felspfad über die Kalksteinstufen klimmend, zu seiner Höhe geflüchtet, um im Anschauen der wundersamen Rundsicht, die sich dort bietet, das Auge wieder gesund zu baden für den Anblick neuer Schönheiten am nächsten Tage?

Über die Stadt hinweg und ihren Burgfelsen bietet sich der reichste Wechsel von Berg und Thal, von Meer und Land, in der Ferne, in sanften Tönen und Farben sich abstufend, die Klippen von Hydra und das Fruchtgefilde von Poros, das hochragende Ägina und das Felseiland Salamis, die korinthischen Berge und die schneeige Kuppe des Kyllini, auf dem Festland hingegen ein naher Abschluß der Aussicht durch den langgestreckten Rücken des Hymettos, die Marmorfelsen des Pentilikon und das mächtige Haupt des Parnis. Die Sonne geht unter und in entzückendem Farbenspiel leuchten die Berge in roten und blauen Tinten, glänzt das Meer zwischen den Eilanden dunkelpurpurn zu uns herauf.

Am Fuße des Lykavittos vorbei, dem leider die Baulust Neu-Athens ebenso übel mitspielt, wie im Mittelalter den Denkmälern der Antike, führt auch der Weg zum Pentilikon, den wir eines Morgens zu dreien, von einem echt griechischen Automedon gefahren, zurücklegen. — Was hättest du wohl dazu gesagt, edler Sokrates mit deinem Optimismus, wenn du gesehen hättest, wie unser biederer Fuhrmann dort am Fuße des Lykavittos bei einem

Erntefeld abstieg und von dem soeben gemähten Getreide deines Dorfgenossen das nötige Futter vor den sichtlichen Augen des ergrimmten Ampelokipiten wegnahm! Und wie hätte es doch dein feines Rechtsgefühl verletzt, redlicher Aristides, wenn du mit deinem bestohlenen Nachbar bei unsrer Heimfahrt umsonst auf die vorher hoch und heilig versprochne Bezahlung gewartet hättest!

Zur Seite des Hymettos geht die Fahrt in der weiten attischen Ebene hin zwischen prachtvollen alten Ölbäumen, so knorrig und so schlechten Stammes, wie die großen Weidenbäume unserer Heimat. Auf den Weinfeldern hängen lange Blütentrauben an den Trieben, welche die kurz geschnittnen Stöcke gemacht haben. Dazwischen finden sich freilich auch unbebaute Strecken — es fehlt den attischen Gebirgen fast gänzlich der Wald, den Ebenen das Wasser.

In Chalandri, einem netten, freundlichen Dorfe wird nach Landes Brauch halt gemacht, bald steigt der Weg und an Stelle der bebauten Felder tritt Pinienwald, zuerst kleinere Bäume, später mächtige Stämme mit Laubholz durchsetzt, und in köstlichem Waldesschatten legen wir den letzten Teil unsrer Fahrt zurück, um uns zur Seite des Marmorklosters Mendili unter gewaltigen Silberpappeln auf die Mühen des Bergsteigens zu rüsten.

Unsere Sicherheit gewährleistet zum Überfluß einer der dort stationierten Polizisten, der uns zugleich als Führer begleitet. Nach kurzer Wanderung durch den Hain, der sich um das Kloster her ausbreitet, beginnt der Aufstieg. Kleines Gebüsch von Ilex, Myrten, Lorbeer und andern immergrünen Sträuchern deckt den Boden, hier und da breitet eine alte Pinie ihr grünes Schirmdach weithin, würziger Thymian und Salbei mit brennend roten Nelken gemischt, große weiße und rote Blumen füllen die Lücken, dann wieder ragt nackt und kahl ein Felsblock, der von der Höhe bis hierher herabrollte, eine breite Bahn durch die Sträucher brechend, oder es steht der Kalkstein oder Glimmerschiefer des Berges selbst zu Tage. Geröll von Marmor und Brocken von

Glimmerschiefer übersäen den Weg und machen den Anstieg schwierig, doch läßt eine jede kurze Rast, mit der stets sich erweiternden Aussicht auf die attische Ebene, den mehr und mehr versinkenden Lykavittos und die in der blauen Flut schwimmenden Inseln die Mühe vergessen. Die kräftige Bergesluft, die uns umweht, giebt neue Kraft und der zum Teil bedeckte Himmel läßt uns die Glut der südlichen Sonne nicht voll empfinden. Die Marmortrümmer werden immer größer, dort sehen wir schon eine alte, nicht verwertete Säulentrommel liegen, wir müssen uns gerade unter den antiken Marmorbrüchen befinden. Senkrecht steile Felswände ragen auf, eine tiefe Grotte öffnet sich in den Berg hinein, auf einer Seite hängen schöne, leider durch Mutwillen arg beschädigte Stalaktiten von der Decke hernieder, aus dichtem grünem Moose tropft unabläßig Wasser herab, massenhaft liegen Gesteintrümmer herum, und im Laufe der Jahrhunderte gelb abgetönt leuchten die prächtigen Marmoradern aus der Tiefe des Berges zu uns herauf. Welche Massen müssen doch hier gebrochen sein, ehe diese großartige Höhle in den Leib des Berges hineingearbeitet war! Und jeder Marmorblock barg ein Götterbild, das des Künstlers Hand aus ihm herauszulocken verstand. Und wieder gehts steil bergan, wir hoffen bald, die Höhe erklommen zu haben, aber fast ists, als wüchse der Berg über uns. Wohl öffnet sich uns, als wir aus dem dichten Gebüsch um die Marmorhöhlen herum heraustreten, eine prächtige Aussicht auf die attische Ebene, die sich westlich vom Hymettos bis an die Berge Lavrions dehnt, wohl erblicken wir schon über diese hinweg im Meere das Long Island Attikas, Makronisi, aber auch Ermattung und Durst wachsen immer mehr, als wir zwischen Wachholder und andern kriechenden Gewächsen hin zur Höhe emporklimmen. Doch endlich nach zehnmaliger Enttäuschung sind wir oben und überschauen mit einem Blick ringsum Attika, das sich klar und harmonisch, reich gegliedert und doch in sich geschlossen — ein getreues Abbild oder besser Vorbild des attischen Volkes, der attischen Rede — zu

unsern Füßen ausbreitet mit seinen drei Hauptebenen und drei höchsten Gebirgszügen. Vor allem haftet das Auge an Marathons heiliger Ebene, und sucht den Hügel, der die gefallenen Helden deckt. Dort das Vorgebirge von Kynosura gewährte der persischen Flotte sicheren Ankerplatz; die Stellung der Perser am Meere, der Ansturm der Elftausend von den Höhen herab, deren ungestüme Tapferkeit Griechenland vor den Scharen des Datis und Artaphernes rettete, der Verlauf der ganzen Schlacht, die Flucht zur Flotte trat uns nach den Angaben des seligen Kornelius Nepos so klar vor die Seele, als hätten wir selbst mitgekämpft. Und über den schmalen Meeresarm schweift der Blick auf das Berggewirr von Evvia, aus dem sich die schneebedeckte Pyramide des hohen Delph heraushebt, und das sich im Norden in weiter Ferne verliert, während südwärts Andros und Tinos seine Fortsetzung bilden. Über die attischen Inseln Ägina und Salamis hin ragen die Berge des Isthmos und der Pelopsinsel, und in der nicht völlig klaren Luft scheinen der Parnis und Kithäron mit dem Helikon fast zu einer gewaltigen Gebirgswand verwachsen zu sein.

Beim Abstieg, zu dem wir einen nicht so steilen, dafür aber um so längeren Weg in einer tief eingeschnittnen Schlucht zwischen hohem Gesträuch hin wählten, konnten wir unsern Durst an einer Quelle löschen, und fühlten uns nach kurzer Rast vor dem Kloster nach der Rückfahrt so wenig abgespannt, daß wir nach der Bergbesteigung den Tag noch schließen konnten auf dem schönsten Hügel Attikas, auf der Akropolis.

Des Pelops Insel und Geschlecht.

Der ewig blaue griechische Himmel lacht in wonniger Klarheit über uns, als wir durch die herrliche Morgenluft dem Piräus zu fahren. Vorüber am Dipylon im Schatten mächtiger Bäume

zwischen den Feldern, auf denen fleißige Schnitter und Schnitterinnen in ihrer kleidsamen Tracht das Getreide sicheln, gehts schnell vorwärts. Auch im Piräus herrscht bereits reges Leben, und der Küstendampfer, der uns nach dem Peloponnes führen soll, stößt schon schwarze Rauchwolken aus. An einem französischen und russischen Kriegsschiff vorüber gewinnen wir die offene See und fahren an der steinharten Bretzel (Kuluri) — so heißt Salamis heut — vorüber gerade auf Ägina mit dem vulkanischen Kegel des Eliasberges zu. Jenseits erblicken wir die romantischen Gebirgsbildungen des Peloponnes. Das Meer ist wundervoll ruhig, zeitweise wirklich spiegelglatt und bis zu beträchtlicher Tiefe völlig durchsichtig. Ein leichter Schleier hat sich über den Himmel gezogen, der aber samt den kleinen Wölkchen bald wieder schwinden wird, wie die Griechen versichern, mit denen wir uns in ein Gespräch einlassen; denn hier gilts neugriechisch radebrechen — ist doch mit Ausnahme eines amerikanischen Ehepaars und uns kein einziger an Bord, der ein anderes Wort verstünde. Und die Versuche sind doch nicht gänzlich erfolglos.

Nun liegen wir vor Ägina, der gleichnamigen Hauptstadt der Insel, hinter uns erhebt sich die vulkanische Halbinsel Methana, unten terrassenförmig angebaut, von prächtigen dunklen, steilen, oben abgestumpften Felsen gekrönt, vor uns breitet sich eine schöne Ebene aus mit hellgrünen, silberglänzenden Oliven und düsteren Cypressen bestanden, hinter der allmählich die Höhen ansteigen, die nächsten von ihnen mit vielflügeligen Windmühlen besetzt. Auf dem Molo vorn ein kleiner Leuchtturm, im Hafen selbst noch einige andere Schiffe, und mitten inne, wie die Perle in ihrer Fassung, die Stadt mit ihren weißen von Galerien umzogenen Häusern; das ganze ein liebliches anziehendes Bild, das erste einer langen Reihe, die nun bis zum Spätnachmittag in schnellem Wechsel an unsern schönheitsdurstigen Augen vorüberfliegen sollen auf einer Fahrt, die sich getrost der zwischen den Sporaden und dem Festlande Kleinasiens zur Seite stellen darf. Die mannig-

fachen Formen der Berge, bald steil ins Meer abfallende, zerklüftete Klippen, bald sanft sich abdachende Höhen, hier helles Kalkgestein, dort dunkle, braune, vulkanische Massen, hier Felsen, die rauh und fast ohne jeden Pflanzenwuchs unter den sengenden Strahlen der Sonne erglühen, dort terrassierte Abhänge, die auch Anbau zeigen, und wieder Ebenen von ausgedehnten Baumpflanzungen beschattet. Freundlich lugen die einzelnen weißen Häuser aus dem Grün hervor, einladend breiten sich die kleinen Städte am Uferrand, die zum Teil noch zugleich durch zinnengekrönte Mauern und Festungstürme dem altgriechischen Verlangen, sich ihre Eigenart und Selbständigkeit zu bewahren, Ausdruck geben. Kühne Seefahrer wohnen hier, nicht nur vertraut mit der ruhigen Meeresflut, sondern auch mit den durch den Dreizack Poseidons brausend erregten Wogen, und oft braucht unser Dampfer, wenn sich ein Boot naht, nur wenige Sekunden zu stoppen, so ist schon der Bootshaken an einem Strick um das Geländer der Schiffstreppe geworfen, und in sausender Fahrt fliegt die kleine Nußschale, das Vorderteil, unter dem der Gischt aufspritzt, steil emporgerichtet, das Hinterteil fast von den brausenden Wogen überströmt, zur Seite unseres Dampfschiffes dahin. Nur einmal mußten solche kühnen Waghälse, ein paar große Hydrioten, Haken und Leine im Stich lassen und weit zurückbleiben.

Ein Wechsel der Scene und wir fahren in die prächtige, langgestreckte „Durchfuhrt" ein, die durch die Küste des Peloponnes und die ihr nahe vorgelagerte Insel Poros gebildet wird. Von der Stadt sind nur ein paar Häuser und das große Arsenal zu sehen, aber weithin dehnen sich die Orangenhaine der Insel, denen sich auf dem Festlande wohl noch bedeutendere Anpflanzungen anschließen.

Nun noch ein Rückblick vom schroff abfallenden Kap Skyli auf die Kalkberge von Poros und die ihnen zur Seite gelagerte jäh abstürzende Kalkklippe Modi, im Hintergrunde den hohen trachytischen Eliasberg von Ägina und die in blauer Ferne verschwimmenden sanften Höhen des Isthmus, dann wenden wir unsre

Aufmerksamkeit der Heimat des kleinen Hydrioten zu. Zerklüftete und zerrissene Kalkfelsen bilden die Insel, auf deren einem sich die Stadt reizvoll türmt, an einem tiefen Einschnitt der Küste gelegen; von krenelierten Mauern und Türmen umschlossen leuchten die weißen Häuser zwischen den Bäumen hervor, auch der angrenzende Berg gewährt trotzig durch seine turmbewehrten Mauern den wenigen Häusern auf ihm Schutz gegen jeden Angriff vom Meere aus, und das Kloster auf einer Höhe jenseit der Stadt schaut mit seinem hohen Turm wie eine Warte aus, von der Griechenlands kühnste Freiheitskämpfer rechtzeitig vor jeder feindlichen Annäherung gewarnt werden können. Das Festland gegenüber ist auf den Höhen von Pinienwäldern — ein seltner Anblick auf dieser Fahrt — gekrönt, während in der Tiefe an die nackten, senkrechten, grauen und roten Kalkfelswände, die bis zu beträchtlicher Höhe aufsteigen, das Meer fortwährend anspült und Teile von ihnen abwäscht. — „Verweile doch, du bist so schön“ möchten wir zu jedem Augenblick sagen, als wir der Südspitze von Hydra gegenüber zur Rechten Dokos haben, vor uns Trikeria und andere kleine Felseneilande, weiterhin die niedrige Felsmauer von Spetsa, am Horizont in duftigem Blau das ferne Maleagebirge im Peloponnes und nun Eiland um Eiland schaumgeboren vor uns aufsteigt und an uns vorüberfliegt. Die Stadt Spetsa am Bergeshang auf der terrassenförmig bis zur Höhe der sanften Hügel bebauten Insel an einer flachen Bucht gelagert, erscheint längst nicht so romantisch, wie Hydra, macht aber doch auch mit ihren Bäumen zwischen den Häusern auf der sonst ziemlich baumlosen Insel besonders von der Seite gesehen einen recht ansprechenden Eindruck.

Es ist die letzte Insel, die wir anlaufen; denn nun gehts zum Festland hinüber in den kleinen Porto Kelli, der nur durch eine ganz schmale gewundene Einfahrt mit dem Meere in Verbindung steht. Dann laufen wir in den prächtigen breiten Golf von Navplion ein. In der Ferne ein mächtiger Schneeberg, der

alte Parnon, das Ostufer, von waldigen Höhen umkränzt, in tief eingeschnittnen Buchten mit vorgelagerten Inseln gastlich dem vom Meere her Nahenden sich öffnend, das alte Argos, im Westen öde, rauh, hafenlos sich abschließend Lakonien, wo noch heut die Tsakonen wohnen, ein freies wildes Bergvolk, die ihren dorischen Dialekt bewahrt haben.

Als wir aber nach einem kleinen Imbiß unten im Schiff wieder auf Deck kommen, wie hat sich da das ganze Bild geändert!

Die Ufer sind nahe zusammengetreten, eine flache sandige Bucht liegt vor uns, jenseits welcher sich die weite argivische Ebene dehnt, und ihr zur Seite liegt eingeklemmt zwischen das Meer und die trotzige Bergfeste Itsch Kaleh, sowie den stark befestigten steilen Kalkfelsen Palamidi, die erste Hauptstadt von Gesamthellas, Navplion, vor ihr das kleine befestigte Inselchen Bruzzi, wo die Dimii Griechenlands bewacht werden, schwere Verbrecher, die ihr Leben für das Amt, andern das Leben zu nehmen, erkauft haben.

Ein Boot bringt uns ans Land, wo uns der auch andern Besuchern Navplions bekannte Dr. jur. Nikolaos Thermoyannis, Sohn des „Direkteur" des „Hotel Mykinae", in der knappen Uniform eines griechischen Einjährig-Freiwilligen und gewappnet mit einem guten Französisch empfängt. Wir folgen gern seiner Führung und lassen uns, während wir durch die winkligen Straßen an dem häßlichen „Palast" des Königs vorüber dem Palamidi zu schlendern, von seinem Lebensgange erzählen. Fünf Jahre hat er in Frankreich zugebracht, zum größten Teil in Paris, in Bordeaux hat er den Doktor gemacht und will, wenn er sein Jahr abgedient hat, noch nach München und Bonn gehen, um dann mit zwei fremden Sprachen ausgerüstet die diplomatische Carriere einzuschlagen. Auf unsere Bemerkung, daß das doch ziemlich schwierig sei, erklärte er mit der naiven Unbefangenheit, wie sie sich nur in einem noch in den Kinderschuhen steckenden

Volke finden kann: „Ich werde gewiß reüssieren; denn ich habe Konnexionen. Ein Onkel von mir ist ja Deputierter“ — einer von hundertfünfzig.

Nun gehts mit Herrn Dr. Thermoyannis die bequeme venetianische Treppe zur Höhe des Palamidi hinan. Dort drüben jenseit des Meerbusens Myli und dicht dabei soll die gewaltige Lernaquelle liegen. Freilich Herakles ist gewiß nicht vor seinem Kampfe mit der lernäischen Schlange den Palamidi heraufgestiegen, wie jener Rittersmann auf Rhodus vor seinem Drachenkampf den dortigen Felsen; die nicht dreimal dreißig, sondern fast dreißig mal dreißig Stufen hätten ihn im voraus zu müde gemacht. Wir wenigstens sind sehr froh, endlich durch verschiedene Thore, auch ein von einem venetianischen Löwen gekröntes, in der Festung selbst angelangt zu sein, wo die schwersten Zuchthäusler Griechenlands bewacht werden. Unser einjähriger Doktor hat vermittelst seiner „Konnexionen“ samt seinen Gästen überall Zutritt, und wir werfen zuerst einen Blick auf die Verbrecher, die hier gegen fünfzehn an Zahl eingeschlossen ein trauriges Dasein führen. Wenn sie in ihren Freistunden auf einem von hohen Mauern umschlossenen Hofe allein herumgehen dürfen, erblicken sie außer den kümmerlichen kleinen Rankgewächsen, die an einzelnen Stellen herabhängen, von Gottes Natur nur ein Stück blauen Himmels über sich. Doppelt schmerzlich für sie, da sie wohl meist wissen, welch herrliche Aussicht ihnen die Gefängnismauern versperren. Die weite argolische Ebene bis zu den Burgen der Atriden an den Abhängen der umschließenden Berge, der langgestreckte Golf von Navplion breiten sich zu unsern Füßen aus, wie eine zinnengekrönte Mauer zieht ein Gebirgszug dem argolischen Busen parallel, und hat Herr Thermoyannis recht, so ists das gewaltige Schneehaupt des Zyria, des alten Kyllene, bis zu welchem das Auge schweift. Mit einem kleinen Umwege gelangen wir noch auf die Höhe von Itsch Kaleh und erblicken unmittelbar unter uns den Golf von Navplion, der schon in sabbathlicher Stille ruht.

Das Frührot des nächsten Tages bringt uns den Abschied von Herrn Thermoyannis, der uns am vorhergehenden Abend noch den Schauplatz der Ermordung Kapo d' Istrias durch Mavromichalis gezeigt und uns auf einige sehenswerte Punkte auf unsrer Fahrt noch im voraus aufmerksam gemacht hatte. Hoffentlich hat er inzwischen seine Studien beendet und läßt bald als gewiegter Diplomat von sich hören. — In gutem Wagen rollen wir zur Seite der Bahn dahin, die von Navplion über Argos, Mykinae und Korinth nach Athen führt und der wir uns erst von Charwati an anvertrauen wollen. Ein Rest bayrischer Herrschaft über Hellas blickt uns von der Felswand her bald nach unserer Abfahrt in grimmiger Trauer entgegen, der dort eingemeißelte bayrische Löwe. Zwischen Weinbergen und ausgedehnten Tabakspflanzungen, in denen „türkischer“ Tabak gebaut wird, fahren wir flott vorwärts, bis unser Kutscher plötzlich hält, auf einen kleinen, nur wenige Meter hohen Kalkfelsen weist, der unmittelbar zu unsrer Rechten aufsteigt: „Tiryns“. „Wo?“ „Hier“! und dabei weist er unmißverständlich auf den Steinhaufen, der, von wilden Blumen überwuchert, sich dicht neben uns türmt. Kyklopenmauern! Wir hatten sie uns anders vorgestellt. An die Ritterburgen auf steilen Höhen daheim hatten wir gedacht, des Palamidi Höhe hätte uns besser für sie geschienen! Aber nun wir dort oben stehen und vom greisen Wächter des Platzes uns haben herumführen lassen — wie passend, wie praktisch erscheint uns da doch alles. Diese festen Mauern von gewaltigen, roh übereinander gefügten Blöcken scheinen für die Ewigkeit getürmt zu sein, die Galerien und Ausfallspforten, durch überragende Steinschichten spitzbogenförmig geschlossen, sind unbezwinglich fest, der hohe Turm dort dräut dem Feinde, der ihm von der rechten nicht schildbewehrten Seite naht, jähes Verderben, wenn er nicht schon vorher einen Sturm die steilen, damals noch nicht von Steinhalden überdeckten Kalkfelsen empor als vergeblich erkannt hat. Und wieder, wollte der Belagerte einen Ausfall machen

auf die Feinde, nur wenige Sätze den steilen Burgfels hinab, und verderbenbringend brach er in ihre Reihen ein. Welche Titanen haben diese Feste angelegt, welche Giganten um ihren Besitz gekämpft! Grauestes Altertum, in das uns die Sage versetzt. Von hier durchrasten einst die dem Gott des Weines abholden Töchter des Proitos das Argiverland, den Wahnsinn weiter verbreitend, der die in Megären verwandelten Mütter von Argos zum Kindesmord trieb, hier herrschte später Perseus, der Gorgonentöter, der Gründer von Mykinae. Wir stehen hier wohl vor dem ältesten noch erhaltenen Bauwerk Europas und ehrfurchtsvoll blicken wir auf den kleinen Hügel und seine großen Steine zurück, als wir nun weiterfahren der Stadt des Danaos entgegen. Umsonst schöpften seine Töchter in der Unterwelt Wasser ins Sieb, das „vieldurstige" Argos konnten sie nie genug tränken, und zwei trockne mit Geröll bedeckte Flußbetten sind die einzige Rechtfertigung dafür, daß uns auf der Schulbank der Inachos als der bedeutendste Fluß von Argolis eingeprägt wurde.

Die Burg vor uns auf der Höhe des steilen, nackten, grauweißen Kalkfelsens gefiele uns schon besser als Kyklopenburg und sie giebt auch in Wahrheit wie so manche andre Feste in Griechenland Zeugnis von der fast übermenschlichen Kraftentfaltung, deren eine jetzt freilich längst zum Schatten früherer Größe herabgesunkene Stadt, Venedig, fähig gewesen. Hätten doch andre Staaten auch so gekämpft, jahrhundertelange Barbarei hätte Hellas erspart bleiben können. Aber auch schon die älteste Zeit hatte Argos und seine Höhe, von der das Auge mit einem Blick die ganze argolische Ebene von den im Norden abschließenden Bergen bis zum Meere umspannt, zu einem Herrschersitz gemacht. Von hier, der uralten Rivalin von Theben, ward der Zug der sieben Fürsten unternommen unter Adrastos Leitung. Diomedes, sein Enkel und Nachfolger, nahm am Epigonenzuge, wie am trojanischen Kriege hervorragenden Anteil. Ja, noch in unserm Jahrhundert trat hier im großen Theater, das in flachem Halbkreise in den

Kalkfelsen gehauen war, die erste Nationalversammlung der Griechen zusammen. Heut ist Argos ein schlichtes Landstädtchen, das mit den roten Ziegeldächern seiner niedrigen Häuser in der sonst ziemlich baumlosen Ebene doppelt freundlich aus dem frischen Grün seiner Baumgärten uns entgegenlacht. Wie gut sehen doch die Argiver im Sonntagsstaat aus. Ists ihre angeborne Liebenswürdigkeit, oder ists der vorzügliche Eindruck, den wir auf sie machen, kurz, plötzlich werden wir in unserm Wagen mit einem Rosenregen überschüttet. Mit einigen schmücken wir uns selbst, mit den andern kränzen wir unser Gefährt und kommen so zur Freude aller Argiver und der Bauern, welche am Sonntag in die Stadt gekommen sind, auf dem Platz vor der Dimarchie an, wo eine förmliche Wagenburg gebaut ist. Eine Liebe ist der andern wert, und als wir im Geleit der lieben Jugend das große, durch Zwischentreppen dreigeteilte Theater erreicht haben, wird dieselbe durch einige unter sie geworfene Pentaren erfreut, um die sie fast kopfüber die Stufen hinab eine reine Jagd nach dem Glücke veranstalten. In dem kleinen Museum der Dimarchie, wo uns neben Krügen, Vasen und Inschriften vor allem ein sehr schöner weiblicher Kopf, ein leider arg verstümmelter Ganymed und eine großartige Gorgo gefallen, schließt uns der brave Wächter jeden Schrank auf, läßt uns alles in die Hände nehmen und ist nach all diesen Mühen mit einem sehr bescheidenen Trinkgeld augenscheinlich höchst zufrieden.

Heiß brennt die Sonne in dem rings von Bergen umgürteten Thalkessel, weit und einförmig ist die Straße, auf der wir die Bahn überschreitend endlich zu dem in den östlichen Vorbergen gelegenen Charwati kommen. Ein alter Führer zeigt uns im Sonnenbrande den Weg, einen Hügel hinan. Noch will sich in der hügeligen Umgebung, während wir neben einem tief eingeschnittnen trocknen Rinnsal dahinschreiten, keine Spur der alten Stadt zeigen, und schon ermatten unsere Schritte. Plötzlich erblicken wir zur Linken einen tiefen Einschnitt in den Berg durch ein

Eisengitter verschlossen — das Schatzhaus des Atreus. Alle Müdigkeit ist vergessen, kaum können wir erwarten, daß der Führer das Gitterthor aufschließt, genau betrachten wir die Mauern aus einem sorgfältigst geglätteten Kalksteinkonglomerat, die den Erdeinschnitt seitlich abschließen und die von mächtigen Steinbalken überdeckte Thür, über der sich in der Mauer ein Dreieck öffnet, ehemals von einer Steinplatte ausgefüllt. Und jetzt stehen wir im Innern eines mächtigen kreisrunden, durch überragende Steinschichten spitzbogenförmig geschlossenen Raumes, in den einige durch herausgefallene Steine entstandene Öffnungen gerade genug Licht fallen lassen, um uns die Schönheit der Form, wie der Ausführung erkennen zu lassen und uns ehrerbietiges Staunen vor der Majestät dieser Grabvorkammer abzunötigen. Eine Thür rechts vom Eingang führt in die eigentliche Grabkammer, einen völlig dunklen in den Felsen gehauenen Raum. — Es gehört zur rechten Würdigung solcher Bauten jenes Clairobscur, welches wir im Grab des Atreus gefunden haben, das zeigt sich deutlichst, da wir uns nun dem ganz ähnlichen „Grab der Klytämnestra“ zuwenden, das von Frau Schliemann ausgegraben, mit seiner zum großen Teil herabgebrochenen Decke uns gar nichts Besondres deucht. Nur einige Schritte abwärts, dann ein Anstieg zwischen gewaltigen Mauern — das Löwenthor von Mykinä! Wer wollte den Eindruck wiedergeben, den dieses wuchtige Werk auf den Beschauer macht. Nicht die mächtigen Steinpfosten der Thür oder die klotzige Oberschwelle von fünf Metern Länge sind das ergreifendste — wir hatten größere Bausteine gesehen in Heliopolis, nicht die verstümmelten beiden Löwinnen zu den Seiten der eigengeformten Säule auf der über dem Thürsturz eingesetzten Kalksteinplatte fesseln uns vor allem, nein, hier schließen wir das Auge und lassen sie an uns vorüberziehen in langem Zuge, die durch dies Thor auf dem gleichen Wege, auf dem wir jetzt stehen, aus- und eingegangen sind. Eine lange bleiche Schar, die Brust vom Mordstahl zerklafft, scheuen Blicks, wankenden Fußes, von

den Erinnyen gejagt, so eilen sie dahin, die Pelopiden. Welche Verbrechen giebts, die dieses Thor nicht geschaut hätte? Des Sohnes Blut von unwissender Vatershand vergossen, durch Atreus, des Pelops Sohn, hernach des Bruders Söhne dem eignen Vater zum Mahle vorgesetzt, der nach jahrelanger Abwesenheit heimgekehrte Gatte von der buhlerischen Gattin erschlagen, wie ein Stier an der Krippe, die Mutter bluträcherisch vom eignen Sohne getötet. Uns graust vor diesem Geschlecht, blutgieriger, als ihr Wappentier; denn es sind ja nicht Gestalten der Einbildungskraft, denen die Sage solche und andere unsagbare Greuel angedichtet hätte, Agamemnon und seine Genossen haben gelebt, sind von Troja zurückgekehrt, um daheim die Beute von Meuchelmördern zu werden, und deutscher Wagemut und Forschereifer hat ihre Gräber nach Jahrtausenden wieder aufgedeckt. Da wir durch das Löwenthor hindurchgeschritten, stehen wir auf dem Ruhmesfelde Schliemanns. Inmitten der Agora, des kreisförmigen Versammlungsplatzes mit seinen teilweise vollständig erhaltenen, von aufrechtstehenden und darüber gelegten Steinplatten gebildeten Sitzen liegen die fünf Gräber, deren überaus reiche Schätze den hervorragendsten Teil der im Athener polytechnischen Museum vereinigten Sammlungen ausmachen. Noch ein letzter Anstieg über die Steintrümmer zum Gipfel. Mächtige Mauern schließen sich in ihrem Laufe an die ziemlich dreieckige Felsform an, und es zeigen die einzelnen Steine gegen Tiryns schon eine spätere Zeit, in der man verstand, dieselben polyedrisch oder rechtwinklig zu behauen, und so ein bei weitem festeres Gefüge zu erzielen; an Tiryns hingegen erinnern einige kleine Galerien, sowie ein zweites Thor, das am schroffen Abhang nur neben der Mauer hin eine Annäherung gestattet.

Und zwischen den Mauern und zwischen den Trümmern auf der Höhe des Burgberges sproßt, die Stätten der Blutschuld mild verhüllend, eine reiche Fülle wilder Pflanzen und Blumen, und in der Ferne erglänzt das uralte Meer wie in den Tagen des Aga-

memnon und Ägisthos. Beim Heraustreten dünkts uns, als sei eine Last von unsern Herzen genommen, da wir diese Stätte einer entsetzlichen Schicksalstragödie hinter uns haben, an der uns die Schatten der Hingemordeten umschweben.

Ein erbärmlicher Schuppen im Dorf Charwati läßt sich „Museum“ nennen, und birgt, wie wir beim Rückweg zu betrachten Gelegenheit finden, wiewohl die kostbareren Stücke alle nach Athen geschafft sind, noch einen ansehnlichen Reichtum von Krügen, Schalen und andern Gebrauchs- und Schmuckgegenständen, vor allem aber ein beim Schatzhaus des Atreus gefundenes Säulenfragment von höchst interessanter Arbeit, mit schrägen Bandstreifen geziert, eine Übertragung des Flächenornaments auf die Säulenform, wie sie wohl nur bei der allerersten Anwendung derselben möglich war.

Nun zum Bahnhof! Das hätte sich Atreus nicht träumen lassen, daß einst die Blitzeskraft des Zeus zu schnellem Botendienst gezähmt werde, und daß der lahme Hephästos über Eisenschienen hin auf eisernem Roß von Navplion aus einherkommen würde, um auf dem Wege nach Korinth in Mykinä halt zu machen! Noch läßt er uns warten und wir haben Zeit zum Frühstück und zur Unterhaltung mit der wichtigsten Person auf der Station, welche die Ämter eines Bahnhofsinspektors und Restaurateurs, Billetverkäufers und Coupierers, Gepäckträgers und Wagenschiebers in sich vereinigte. Außer ihm selbst beteiligt sich auch seine ganze Familie, bestehend aus seiner Frau und drei Kindern, selbst das jüngste, zwei Monate alt, nicht ausgenommen, an unsern Gesprächen.

Zuerst zeigt sich noch Navplion bei unserer Fahrt, die hohen Gipfel des Peloponnes ragen im Osten, die Bahn steigt zwischen kahlen Bergen hin und führt am tief eingeschnittnen Thale von Nemea vorüber. Station Tausendscheffel, dann eine Biegung, und plötzlich:

„winkt auf hohem Bergesrücken
Akrokorinth des Wandrers Blicken.“

In Poseidons Fichtenhain.

Noch zur rechten Zeit werden wir davor gewarnt, am Fuße des gewaltigen, steilen Burgfelsens auszusteigen, der trotzig mit seinen mächtigen Befestigungen die ganze Gegend beherrscht; Altkorinth ist ein elendes Dorf, wo höchstens ein Glas refinierter Wein zu erhalten ist. So müssen wir noch ziemlich eine Meile auf dem flachen Isthmus hinfahren, ehe wir in dem auf der niedrigsten Stelle der Landenge gelegenen Neukorinth halten. „Hotel Grand Bretagne" soll uns aufnehmen. Schade nur, daß wir dasselbe trotz des großartigen Namens verschlossen finden; sein Besitzer ist auch Bahnhofsrestaurateur, und wir müssen noch einmal zurück, um uns unsers Gepäcks zu entledigen, ehe wir nach Altkorinth aufbrechen können. Welch eine wundervolle Fahrt dann am Gestade des korinthischen Busens! Coulissenartig schieben sich hinter uns die Bergzüge des Isthmus und des eigentlichen Griechenlands hintereinander vor, die Kranichsberge (Gerania), die ungleichen Brüder, der rauhe Kithäron und der sanfte Helikon, neben diesem der andere Musensitz, der Berg der Wahrsagung, der Parnaß. Vor uns aber erhebt aus der steilen Bergkette des nördlichen Peloponnes der schneeige Ziria, der alte Kyllene, am höchsten sein Haupt, tritt Akrokorinth immer beherrschender in unsern Gesichtskreis.

Auf einem schattigen Platz hält unser Wagen, und wir schreiten durch bebaute Fluren an einzelnen kleinen Häusern und Hütten vorbei über die Stätte hin, wo einst die mächtige, in Reichtum und Glanz schwelgende, größte Handelsstadt Griechenlands lag, wo abgefeimte Genußsucht ihre üppigsten Feste gefeiert und wieder heiligster Ernst die Gewissensfrage vorgehalten hatte: Wisset ihr nicht, daß euer Leib ein Tempel des heiligen Geistes ist? — Nur sieben dorische Säulen ragen, zum Teil noch durch das steinerne Gebälk verbunden, hoch über die Neuansiedlungen

hin. Die schwere Wucht dorischen Stils wirkt in diesem letzten Reste einstiger Größe, in dem rauhen Material, in der kurzstämmigen Form der Säulen, in den stark ausladenden Kapitälen viel ergreifender, als bei den durch attische Milde und Anmut verklärten Prachtbauten Athens.

„Nicht einem jeden Menschenkind
Glückt es zu kommen nach Korinth“, sagt ein alter Spruch. Freilich, nach Akrokorinth ists schwer, das mußten wir selbst erfahren, als wir stolz im Vertrauen auf unsere eigene Kraft die angebotenen Pferde zurückwiesen und nun unter Führung eines aufgeweckten griechischen Pädi von zwölf Jahren den Anstieg unternahmen. Das Palamidiklettern war hierzu nur eine kleine Vorübung gewesen, im Schweiße unseres Angesichts gings höher und höher steil aufwärts. Und als wir nach mehr als einer Stunde an das Eingangsthor der venetianischen Festungswerke gelangt waren, da hatten wir noch eine gute halbe Stunde durch die ausgedehnten Befestigungen hin zu wandern, ehe wir an der altberühmten in einer Cisterne gefaßten Pirenequelle vorüber den höchsten Gipfel erreicht hatten, auf dem noch einige Steine des alten berüchtigten Aphroditetempels liegen. Aber die Mühe ward reich belohnt. Klein und groß schwimmen die Eilande des saronischen Busens in der dunkelblauen Flut, schützend umlagert von den attischen Bergen; einen großen Teil unserer letzten Meerfahrt können wir hier aus der Vogelschau verfolgen bis dahin, wo das Bergmeer von Argos sich vor den Golf von Navplion und die argolische Ebene, beide verdeckend, lagert. Am gewaltigsten jedoch erscheinen die kühnen Bergformen, welche sich im Osten vielfach zerklüftet als die Grenzberge der peloponnesischen Schweiz erheben, und nur einen schmalen ebenen Küstensaum am korinthischen Meerbusen freilassen. In weiter Ferne aber scheinen sie mit den Bergen des eigentlichen Hellas so zusammenzufließen, daß der korinthische Busen einem großen Binnensee gleicht, und tief unter uns endlich liegt auf dem Isthmos, den wir hier völlig über-

sehen, Neukorinth. Das ganze weite Rundbild taucht die scheidende Sonne in glühende satte Farben, in ein zartes sanftes Licht, in zauberhaft flammendes Feuer. Und nun fangen die Farben an zu verbleichen, die Schatten werden länger, wir müssen hinab. Der Abstieg, den wir jetzt einschlagen, ist aber so steil, daß wir mehrmals ins Gleiten kommen, doch kürzt er dafür den Rückweg bedeutend und bald stehen wir vor dem Wirtshause von Altkorinth, wo wir uns auf einer Holzbank niederlassen und mit Begeisterung Krassi, geharzten Wein mit Wasser gemischt, trinken; es gehört eben nur ein Aufstieg nach Akrokorinth dazu, dann schmeckt er ausgezeichnet. Im Abenddunkel fahren wir dann am Gestade entlang nach Neukorinth zurück.

Der Peloponnes machte seinen Namen wahr, wenn jenes Werk vollendet wäre, das wir am nächsten Morgen in Arbeit schauen durften. Was im Altertum öfters geplant, unter Nero, wie die noch vorhandenen Bohrlöcher beweisen, auch über die bloßen Erwägungen hinausgekommen war, die Durchstechung des Isthmus von Korinth, hat General Stephan Türr in Angriff genommen. — Unser Wagen mußte, als wir am Morgen des nächsten Tages am westlichen Gestade entlang fuhren, bald halt machen vor dem breiten Bett des Kanals, in den schon das Meer eine Strecke hineinflutete, um durch das Tragen von Lastschiffen und Prahmen mitzuhelfen an dem Bau und der Wegschaffung der abgesprengten Massen. Eine Fähre setzt uns über und bald sehen wir nahe dem höchsten Punkte, an dem eine Brücke den Kanal überspannt, die Arbeit in unmittelbarer Nähe. Der Kanal wird fast ganz in den Felsen hineingearbeitet und nahezu lotrecht steigen seine Wände empor. Kühne wildblickende Gestalten hängen an den senkrechten Flächen und bohren Sprenglöcher in das Kieselkonglomerat, dessen deutlich erkennbare Schichten zahllose Einschlüsse von Meerestieren enthalten. In der Tiefe keuchen auf schmalem Geleise, das sich an einem Vorsprung der Felswand hinwindet, die Lokomotiven, in einiger Entfernung ertönt eine

vollständige Kanonade von Sprengschüssen, es herrscht überall eine bienenartige Emsigkeit. Über die Brücke wanderten wir noch zum Lager der Kanalarbeiter, wo wir uns mit Freuden von der guten Fürsorge für ihr leibliches Wohl überzeugen konnten, dann gings zu Wagen weiter in Poseidons Fichtenhain; niedrige Pinien, zwischen denen die weißen und roten Blumen ebenso leuchtend blühten und würzig dufteten, durch deren Nadelzweige die Glutstrahlen der Sonne ebenso heiß herniederbrannten, und durch deren Mitte sich ein Weg schlängelte, ebenso sandig, wie dies nur im Hochsommer in des heiligen römischen Reiches Streusandbüchse möglich ist. So konnten wir trotz aller Mühe, trotzdem wir abstiegen, und zu Fuß fern vom Wege durch den Wald wanderten, es nicht zum frommen Schauder bringen, sondern atmeten nur mit großem Behagen die harzduftende Waldluft ein und raubten einige Pinienzapfen zum Andenken. Am Ostufer des Isthmus kamen wir wieder dem Kanal nahe, den wir dort bei seinem Eintritt in den Busen von Ägina bei dem armseligen Dorfe Kalamaki auch schon eine Strecke weit fertig gestellt und weiter in Arbeit fanden. Sollte es sich bestätigen, daß die Kanalgesellschaft und der tapfere Unternehmer der mangelnden Mittel wegen das Werk unvollendet aufgeben müßten, das sie still und ohne Posaunenstöße der Reklame begonnen haben, es wäre ein Verlust nicht nur für die Schiffahrt, die schon in alter Zeit durch eine Gleitbahn, den Diolkos, dieses Hindernis des Isthmus zu überwinden suchte, es wäre auch das Unterliegen einer großen Idee gegenüber der Macht der niederen Wirklichkeit. Nun, schon jetzt schnaubt, was vor einem Jahrzehnt noch undenkbar schien, dort das Dampfroß und vielleicht ist die Zeit nicht mehr fern, wo Kalamaki wieder eine Hafenstadt wird, wie im Altertum Kenchreä für die Stadt, an deren Mauern sich zwei Meere vereinen und die dann in Wahrheit, auf des Pelops Insel dem Festlande am nächsten, heißen wird: bimaris Corinthus.

Noch eine ganze Landschaft Altgriechenlands mußten wir

durchfahren, die allerdings glücklicherweise hinter der deutschen Großmacht Reuß-Greiz noch um eine Quadratmeile zurücksteht, ehe wir von den Poseidons Dienst geweihten Orten zur Kultusstätte seiner Schwester Demeter nach Elevsis gelangten. In unmittelbarer Nähe des Meeres führt die Bahn hin, zur Linken über sanfte Hügel den Ausblick auf das hohe Gebirge des Isthmus bietend, zur Rechten stets auf den schönen Golf von Ägina mit seiner Inselflur. Näher treten die Felsen an die Bahn heran, und schroff fallen sie unter uns zerklüftet und von vorliegenden, halb vom Meere bedeckten Trümmermassen umsäumt in die See ab, senkrecht steigen sie auf der andern Seite empor — die skironischen Klippen, die alte von Theseus gesäuberte Räuberstraße. Auf sanft ansteigenden Höhen liegt Megara mit seinen weißen Häusern, dessen schöne aus den Bildern in Athen uns wohl bekannte Frauentrachten wir leider hier nicht im Original bewundern können. Noch einmal aus der reichen megarischen Ebene heraus zwischen Klippenreihen und dem Meere, fast möchten wir im Angesicht der fast völlig abschließenden schroffen Höhen von Salamis sagen — einem Binnensee hin, dann steigen wir auf Station Elevsis aus, wo die schon leidlich herangewachsenen Bäume zu kurzer Rast und Stärkung in ihrem Schatten einladen, ehe wir den sonnigen Pfad zu den Heiligtümern einschlagen.

Ein wildes wirres Trümmerfeld wars, das wir nach unserm Durchwandern der kleinen Ortschaft am Fuße des alten Burgberges am Meeresgestade ausgebreitet fanden, und längerer Zeit bedurfte es, ehe wir uns in der mysterienhaften Umgebung einigermaßen zurecht fanden und uns zu den Eingeweihten zählen durften. Gabs wohl höher gespannte Erwartungen, als sie jene Aufnahme begehrenden hegten, wenn sie auf der heiligen Straße von Athen her im großen Festzuge in des großen Mysterientempels Bezirk hineinschritten? Hier hofften sie zu Schauenden zu werden, die, dreimal selig gepriesen, allein ruhig dem Ende entgegensehen, allein freudige Erwartungen für

das Jenseits hegen dürften. Durch die herrliche blendende Marmorhalle der großen Propyläen schritten sie hindurch, denen die athenischen zum Muster gedient hatten, mit einer halben Wendung nach links gelangten sie zur zweiten Mauer, in der sich die kleinen in korinthischem Stil erbauten Propyläen öffneten — heut fallen uns in ihren Trümmermassen noch prächtige Säulenkapitäle mit Greifen auf, sowie die Falze für die Thorflügel und die Wagenspuren, die sich hier im Laufe der Jahrhunderte in den Boden eingezeichnet hatten — dann standen sie um eine Felsecke biegend vor dem Prachtbau des Iktinos, dem Mysterientempel selbst. Was ihnen offenbar ward, wenn sie die große Freitreppe zu ihm hinaufgestiegen waren, die Vorhalle durchschritten hatten und in das gewaltige Heiligtum eingetreten waren — keiner von ihnen hat es verraten. Ein hehres Geheimnis, so erscheint uns noch heut das zerstörte Heiligtum; zum Teil an den Felsen angelehnt, zum Teil auch hineingearbeitet, so daß sich sogar einige Säulenbasen aus dem Felsen ausgehauen finden, übertrifft es um mehr als das doppelte den Parthenon an Größe. Ist es doch nicht nur bestimmt zum Standort eines Götterbildes, sondern, wie auch die sieben Sitzstufen an drei Seiten beweisen, zum Versammlungsort einer zahlreichen Gemeinde. Wen sie vor allem verehrt haben, das zeigt unzweifelhaft das kleine „Museum“, in dem vor allem Darstellungen der Demeter, daneben ein Antinous, eine prächtige sehr gut erhaltene Gewandstatue mit sanftem und doch zugleich festem Ausdruck, große Krüge und viele Inschriften in malerischer Unordnung teilweise zu sehen, teilweise, durch anderes verdeckt, nicht zu sehen sind. Ob eine winzig kleine mit der Hand geformte einhenklige Schale, welche ich in den Ruinen fand, einem Kinde Altgriechenlands zum Spielzeug diente, oder einem Pädi unsrer Tage, wage ich nicht zu entscheiden.

Wenige Schritte und wir standen auf der Höhe des alten Burgfelsens, der sich allmählich zum Meere abdachte und uns eine malerische Aussicht auf die Schründe und Felsriffe von

Salamis bot, selbst aber durch die vielen Trümmer polierten bunten Marmors, die überall herumlagen, Zeugnis ablegte von der Pracht, die sich dort noch in späterer, wahrscheinlich römischer Zeit entfaltete. Jetzt ists still dort geworden, wo einst festlicher Jubel erscholl, doch noch heut branden wie weiland Poseidons Wogen gegen das Gestade, bietet die reiche Ebene dem Fleiße die Früchte der Demeter. Wir aber durften anstatt des Prunks vergangener Tage, der doch wohl manchem nicht Befriedigung verschaffte, uns erfreuen an der Liebenswürdigkeit des jetzt dort lebenden Geschlechtes; denn während wir auf dem Bahnhof auf den von Navplion her verspäteten Zug warteten und den letzten Hauch von Feder und Federhalter, den wir beide besaßen, zu einem Briefe in die Heimat dransetzten, fand unsere Ungeduld doch noch Zeit zu mancherlei Fragen an den Bahnhofsinspektor, und mit der gleichen Freundlichkeit gab er uns Antwort auf die letzte wie auf die erste. Vollends das Pädi, der Kellner, der uns allerlei Liebes gethan hatte, wußte gar nicht, was er mit zwanzig Lepta Trinkgeld machen sollte, oder was wir dafür von ihm wünschten. Griechenland ward uns immer lieber, je näher die Scheidestunde kam. Nur zu bald schlug sie.

Zwei Meere und zwei Meerengen.

So leb denn wohl, Athen, du schöne, stolze Marmorbraut! Schnell rollt der Wagen unter den breitästigen Platanen dem schrecklich regelmäßig angelegten Piräos und seinem Mastenwalde zu, bald rudert uns ein Boot durch das Gewirr des Hafens zum Urano hin. Auf ihm gabs noch viel zu thun, und wir konnten noch manche interessante Scene belauschen. Ein biederer Türke meinte, seine bessere Hälfte sei gar nicht das Reisegeld nach Istambul wert und wollte sie durchschmuggeln. Als das nicht

ging, behauptete er, kein Reisegeld für sie zu haben und erst nach gewaltigem Geschrei seiner- und bittrem Geheul ihrerseits, als einige Matrosen ihr schon den Weg zum Fallrep handgreiflich zeigten, entschloß sich der brave Gatte, den Beutel zu ziehen.

Hinter den Wolken, die den Himmel bedeckt hatten, brach die scheidende Sonne hervor; in tiefem Blau lag Salamis, dunkelviolette Tinten färbten die fernen Berge des Peloponnes, prächtig klar leuchteten die Höhen, welche die Stadt überragten. Dicht gedrängt lagen im Hafen die Schiffe, weitbauchige hochgetakelte Küstenschiffe, dunkle Frachtdampfer und die hellgrauen Kriegsschiffe mit ihren eigentümlich scharfen Linien, unter letzteren auch ein deutsches. Jetzt hatten die blauen Jungen noch freie Zeit und wohl erkennbar war in all dem Leben und Treiben am Strande ihr strammer Schritt. Droben auf der Höhe der fernen Berge von Skarmanga zeichnet die Sonne im Untergehen mit greifbarer Klarheit einen Hirten und seine Herde gegen den Purpurhimmel ab. Wir setzen uns soeben in Bewegung, da sinkt die Sonne, und die Geschütze der griechischen Kriegsschiffe donnern ihr ihren ehernen Abschiedsgruß nach, die Signale werden geblasen, dann tönt von dem deutschen Schiff Konzertmusik herüber, langsam steuert unser Dampfer zwischen den beiden Molen hindurch, endlich mit vollem Dampf an der Küste Attikas entlang. Noch ist die Akropolis sichtbar, durch den Nebel schimmert die schöne Bergform des Lykavittos, jetzt legt sich eine niedrige Hügelreihe vor die Stadt, die dunklen Umrisse der Felseilande von Salamis und Ägina heben sich zur Rechten, die langgestreckten Gipfel des Pentilikon und Hymettos zur Linken vom nächtlichen Himmel ab, hinter uns schimmern die Lichter der Leuchttürme, es wird dunkler — Griechenland ist verschwunden.

Das Schiff war bis auf den letzten Platz besetzt; auf dem Vorderdeck lagerte eine Schar Zigeuner, die Kinder nur in wenig Lumpen gehüllt, schmierig, die Hände bettelnd dem Vorübergehenden entgegenstreckend, mit jenem aus Furcht und Demut ge-

mischten Blick, der an den unsrer Haushunde erinnert. Um uns her sprangen die frischen Kinder eines griechischen Kaufmanns, die mit ihrem Vater zu dem gewöhnlichen Sommeraufenthalt der Familie, nach den Prinzeninseln fuhren. Mit ihnen freundete ich mich bald an, mußte aber zu meiner tiefsten Beschämung auf eine meiner Meinung nach ziemlich wohlgelungene neugriechische Auseinandersetzung von dem kleinen, sechsjährigen Jungen hören, er verstünde nicht Französisch. Die gebildetere, vielleicht neunjährige Schwester hingegen konnte meinem Kauderwelsch schon folgen und so war, da ich die Kinder verstand, doch einige Unterhaltung möglich.

Am Morgen des Himmelfahrtstages sahen wir auf beiden Seiten in der Ferne Land, Skyros, die letzte zu Griechenland gehörige Insel, und das türkische Psara, dessen gleichfalls griechische Bevölkerung den kühnen Seehelden Kanaris zu den Ihren gezählt hatte, freilich auch entsetzliches im griechischen Freiheitskriege hatte leiden müssen. Jenseits Mitilini, dem alten Lesbos, näherten wir uns dem Festland Kleinasiens und fuhren bald in schmaler Meerenge zwischen ihm und der Felseninsel Tenedos hin. Aber kaum ein Blick fiel auf die beiden dunklen Kratergipfel der Insel und auf die Stadt mit ihren Festungswerken und vielen Windmühlen, wir spähten nach dem Festlande hinüber.

Die flache Bucht dort an einem Einschnitt zwischen den niedrigen, die Küste begleitenden Höhen ist die Bessikabai, wir erblicken hier die Ebene von Troas. Wohl der Stätte, die ihren Homer gehabt hat! Wie werden sie lebendig vor uns, die alten Helden, deren Wohnstätte durch eines Deutschen Heldenthat uns sonderlich nahe gebracht ist. Hochragende Grabhügel hier an der Bai, dann eine niedrige langgestreckte wilde Felsküste und weiterhin vor der Mündung des gelben Skamander wieder zwei Grabhügel, die der Dioskuren des trojanischen Krieges, Achilleus und Patroklos, das ist die Stätte von Troja. Von hier hatten einst die Feuer geflammt bis zur alten Atridenburg Mykinae. Von

hier flammte einst auch das Licht des Evangeliums hinüber nach Europa, das, ein Hilfe flehender Weltteil, in jenem Manne aus Makedonien verkörpert, im Gesicht von Paulus erschaut ward. Wir kreuzen des Apostels Bahn, die uns zum letztenmal auf unsrer Reise an biblische Pfade erinnert, wir sind, als wir die Mündungen des Skamandros und Simois passieren, bereits in den Hellespont eingefahren.

Kein Wunder, daß schon manchesmal Streit um diese Straße entstanden ist; es giebt eben auch im Völkerleben gewisse „Rempelecken". Fünfzehn großen Dampfern begegneten wir an diesem Tage noch vor der engsten Stelle, wo Phrixos seine unglückliche, Lord Byron seine gelungene Schwimmprobe ablegten.

Auf jeder Seite ein Schloß, das den Eingang der Straße decken soll, in ruinenhaftem Zustande, weiterhin Batterien von unserm biederen Landsmann Blum Pascha, den wir in Konstantinopel noch kennen lernen sollten, zum Schutz der Türkenherrschaft in Europa, oder besser, zum Denkmal der Eifersucht christlicher Staaten errichtet. Bald machte unser Schiff dort, wo Xerxes einst die Brücke geschlagen und nach ihrer Zerstörung durch den Sturm und die heftige Strömung den Hellespont hatte geißeln lassen, halt, um den Herren Osmanen seine Visitenkarte zu senden. Steil fällt dort das europäische Ufer ins Meer ab, in dem kleinen Flecken, der sich vom Berge herniederzieht, überragen zwei Minarets das hohe alte Schloß mit seinen krenelierten Mauern und die langgestreckten niedrigen Erdwälle der neueren Befestigungen, flach und sandig dehnt sich das asiatische Ufer, erst weiter landeinwärts von Höhenzügen umkränzt. Es ist, als ob sich die Türken auf asiatischer Seite heimischer fühlten und sich in Europa nur als Gäste betrachteten. Da ist das Schloß mächtiger, die Batterien ausgedehnter, die Stadt wie der Hafenverkehr ansehnlicher.

Hier geht ein großer Teil unsrer Zigeuner ans Land, nicht ohne viel Geschrei und von manchen zurechtweisenden Püffen des Schiffspersonals begleitet.

An freundlichen, aber keineswegs großartigen Küsten, mit alten Schlössern besetzt, ging die Fahrt hin, meist nahe am steileren europäischen Ufer, malerisch lag Gallipoli um seinen kleinen Hafen gedrängt mit schlanken Minarets — nur ein Schweinestall, wie der weitblickende Kaiser von Konstantinopel sagte, als das Türkentum unter Sultan Soliman hier zuerst in Europa festen Fuß gefaßt hatte. Dann dunkelte es bald und die Leuchtfeuer ringsum wiesen dem Schiffe seine Bahn auf der Propontis.

Erwartungsvoll gehts in der Frühe des Morgens auf Deck, heut sollen wir sie schauen, die schönste Stadt der Welt! Schon ragen auf der asiatischen Seite des Marmarameeres einige Inselchen aus dem Meere, die Prinzeninseln, wie leichtbeschwingte Möven fliegen bei der frischen Morgenbrise zwölf Segelschiffe über die sich kräuselnden Wogen mit uns um die Wette, wir überholen sie, für die Sehnsucht lange nicht schnell genug. Wir möchten Flügel haben, unsre Spannung wächst von Minute zu Minute. Und sieh, da ballen sich die leichten Nebel zu festen Gestalten, ja dort liegt sie im Morgenlicht, duftumflossen, die oft umworbene Meeresbraut, die Stadt Konstantins. Ein weites, von grünen Baumgruppen durchsetztes Häusermeer, über dessen rote Dächer sich mächtige Kuppeln erheben, aus dem nadelspitze, silbern erglänzende Minarets aufragen und sich gegen den Morgenhimmel abheben — ich zählte ihrer neunzig — zum Teil förmliche Minaretbüschel, das alte Stambul übertraf in seiner Majestät unendlich die villenartig weit gebauten, von einer gelben kolossalen Infanteriekaserne überragten Städte des asiatischen Ufers. — Doch, offen gestanden, so schön dies Städtebild auch war, ich hatte mir noch mehr von Konstantinopel versprochen! Nur Geduld, wir sollten auch noch großartigeres sehen: Höher wachsen die sieben Hügel Neuroms aus dem Meere auf. Zur Rechten hebt sich auf asiatischem Ufer die alte Türkenstadt Skutari, schimmernde Moscheen, prangende Gärten, buntfarbige Häuser, umrahmt von einem unendlich scheinenden Cypressenhain, über den sich ein ferner Berg-

zug erhebt — könnten wirs doch festhalten, dies bezaubernde Bild. Aber mit magischer Gewalt zieht es unsere Augen wieder auf die Stadt zu unserer Linken, auch einst mit gleichem Rechte „die Stadt“, wie Rom diesen Namen trug. Da fahren wir hin an ihren alten zinnengekrönten Mauern, die sich in den Fluten des Bosporus spiegeln, vorüber an Schlössern, deren bloße Namen einst die halbe Welt mit kaltem Schauer erfüllten, jetzt liegt zu unsrer Seite der schöngeformte Hügel des neuen, nun zum alten degradierten Serail, jene Spitze, hinter der sich ein langer gebogener Meeresarm, das goldne Horn, weit ins Land hineinzieht; ausgedehnte Gärten, in denen sich bizarr geformte Gebäude verstecken, kleine Kioske, schlanke Steinnadeln, Kuppeln, die auf einem Fensterkranz ruhend zu schweben scheinen, lauschige Pavillons, die aus dem Grün hervorlugen, das Ganze regellos zerstreut, wie ein Einfall toller Laune es gab, überragt von einem, ja wie soll man sagen, von einem Kirchturm einer deutschen Landstadt, dessen schwerer Bau seltsam gegen die fast zerbrechlich scheinenden Minarets absticht.

Und jetzt wendet sich der Dampfer um die Spitze herum, ein Hügel nach dem andern, bisher von Stambul verdeckt, zeigt sich den trunkenen Blicken, von ihren Höhen bis an das Gestade des Bosporus mit Häusern und Palästen besetzt, von jenem Riesenbau des Kaiserpalastes von Dolmabagdsche an, dessen Marmorquadern sich im Bosporus baden, bis zu dem „Adlerkasten“, dem von vier mächtigen Adlern überragten roten Sandsteinbau der deutschen Botschaft, der den ganzen Bosporus zu seinen Füßen sieht, immer neue Monumentalbauten und kasernenartige langgestreckte Anlagen, Gartenhäuser und Kioske, glänzend und blendend im dunkeln Laubrahmen; und wie zum Ersatz für den Minaretreichtum Stambuls streben neben breitwipfligen Pinien ernste Cypressen empor, wie himmelanweisende Türme neben den weiten überdachten Hallen der Kirchen aufragen. Weithin ziehen sich jenseits der Höhen von Galata, der Türkenstadt am goldnen

Horn, und Pera, dem europäischen Stadtteil, auf den Bergen Flecken und Ortschaften hin, im Kranze ihrer grünen Gärten schützend umlagert von einem sanft gewölbten Sandsteinrücken. Im Hafen zahllose Schiffe und Boote, Kaiks und andere Fahrzeuge, abgetakelt vor Anker liegend oder unter dem Druck der Segel dahinfliegend, rauchende Schornsteine, heulende Dampfpfeifen, auf der Brücke, die das goldne Horn überspannt, unendliches Gewimmel von Fußgängern und Wagen, die Sonnenstrahlen gebrochen in zahllosen Fenstern, auf funkelnden Dächern, in leuchtenden Wellen des Bosporus — das ist Konstantinopel. Dem Maler müssen hier die Farben, der glühendsten Beredsamkeit die Worte ausgehen, es ist eine berauschende, sinnverwirrende, üppige Schönheit, die unsere Sinne da gefangen nimmt. Wie der Doge von Venedig früher alljährlich die Vermählung seiner Stadt mit der See feierte, so sollte der Sultan auf seiner reichsten Barke alljährlich ausfahren, um im Bosporos, dieser Rinderfurt einziger Art, die Vermählung von Land und Meer zu feiern. Statt dessen sitzt er dort als der Gefangene des Sternenpalastes, der sich wöchentlich nur einmal von Zehntausenden bewacht zu zeigen wagt.

Wären wir nun Engländer, so würden wir vielleicht auch erklären, wie ein solcher gesagt haben soll: „Jetzt habe ich Konstantinopel gesehen, Hunde, Schmutz und Verfall der Stadt will ich mir schenken." Sprachs und stieg im Hafen auf ein anderes Schiff, um vom Bosporus aus der Stadt Lebewohl zu sagen; als Deutsche aber, die jeder Sache möglichst auf den Grund gehen, wollen wir uns nach dem prächtigen Anblick der Stadt einen kleinen Einblick in dieselbe nicht versagen. Langsam geht unser Schiff vorwärts, bald spannt sich ein kleiner Hafendampfer, ein Zwerg, vor den Koloß und zieht ihn auf seinen Ankerplatz dicht neben einem andern Dampfboot. Dieses ist noch mit Löschen seiner Ladung beschäftigt, ein Boot fliegt zwischen den Schiffen heraus, um nicht zerquetscht zu werden, zwei Türken stehen kaltblütig auf einem großen Wergringe, der von jenem Schiffe her-

unterhängt, um dem Anprall beim Anlegen eines andern Schiffes die Wucht zu nehmen. Unsere edlen Matrosen haben sie aber längst erspäht, und im Augenblick, wo unser Schiff anlegt, ergießt sich über die beiden Tapfern scheinbar völlig unabsichtlich ein kräftiges Sturzbad. Hei, wie das die Muskeln stählt, wie die Kerle „mit affenmäßiger Geschwindigkeit“ an den Stricken hochklettern.

Noch vergeht einige Zeit, bevor die Barken unserm Schiffe sich nahen dürfen. Dann erscheinen mit einem Schwarm von anderen Dienstbeflissenen die Dragomane, deren einem wir uns, selbst der Landessprache völlig unkundig, auf Gnade und Ungnade anvertrauen. Unser erkorener Beschützer Wladimir erledigte indes, mit den Verhältnissen wohlvertraut, sein Amt zu unserer Zufriedenheit. Zuerst befreite er uns von einer gründlichen Revision des Gepäcks. Am Hauptzollamt Galatas mußten wir unsere Teskeres, die türkischen Pässe, abgeben, fuhren aber dann am Bollwerk zwischen Kähnen und Frachtschiffen entlang, an hohen, am Ufer aufgestapelten Warenhaufen vorüber nach dem „französischen“ Zollamt, wo ein inniger Händedruck Wladimirs und des Zollbeamten uns aller Weitläufigkeiten überhob.

Eine unterirdische Drahtseilbahn, auf der alle fünf Minuten zwei halbwegs sich kreuzende Züge fahren, überwindet für uns die fünfundfünfzig Meter Steigung von Galata nach Pera und setzt uns ganz nahe unserem Hotel Imperial ab.

Ein Festtag der Mohammedaner in Konstantinopel.

Einen Feiertag kennt der Mohammedanismus überhaupt nicht. Das öffentliche Leben pulst, durch keine staatlichen Vorschriften, durch keine Volkssitte zu einem Stillstand gezwungen, des Freitags ebenso, wie an andern Tagen. Den Juden sei die Sabbathruhe nur auferlegt, weil sie entgegen der Forderung Moses nicht den

Freitag, sondern den Sonnabend zu ihrem heiligen Tage gemacht haben. Doch klingt am Freitag der Ruf des Muezzin, der die Gläubigen täglich fünfmal zum Gebet ladet, sonderlich dringend; soll doch dem Mittagsgebet in der Moschee eine Predigt folgen. Dieser Einladung darf sich auch der Sultan nicht entziehen. Und auch die Bewohnerinnen des Harim, bei denen der Türke nicht gern Frömmigkeit sieht, sollen an diesem Tage ihr besonderes Vergnügen haben, zu sehen und gesehen zu werden. So ist für den Freitag dem sprachunkundigen Vergnügungsreisenden in Konstantinopel sein bestimmtes Pensum vorgeschrieben, und wir machten uns denn auch möglichst bald daran, dasselbe zu erledigen. Ein deutscher Kawaß ward schleunigst als ein lebendiger Passepartout von dem nahen deutschen Konsulat für uns besorgt, und bald rollten wir mit einem freundlichen Reverend samt seiner Gemahlin durch die grande rue de Pera dem Selamlik Sr. Majestät des Sultans der Osmanen Abdul Hamid zu.

Selamlik ist eigentlich im Gegensatz zum Odalik oder Harim der Teil der mohammedanischen Wohnung, in dem die Frauen nichts zu suchen haben. Hier ist es die große Parade über die Garnison Konstantinopels, die einzige Stunde, in der sich der Sultan profanen Blicken zeigt. Gäbe es kein Selamlik, ich glaube, Europa würde mit Ausnahme der wenigen Diplomaten, die den Padischah ab und zu zu sehen bekommen, bei dem dichten Schleier, der das ganze Leben des Sultans deckt, längst an seiner Existenz überhaupt in Zweifel geraten sein.

Eine lange Fahrt war es bis hinaus zum Jildiz Kiosk, dem Sternenschloß, in dem der Sultan residiert, hügelauf und hügelab mit wundervollen Aussichten auf prächtige Parks und große Friedhöfe, durch breite von schattigen Bäumen eingefaßte Straßen, vorüber an Riesenpalästen, Truppenabteilungen überholend, die mit wehenden Fahnen und klingendem Spiel dem gleichen Ziele zuschritten. Angeblich waren es zehntausend Mann, die zum Schutze Sr. Majestät aufgeboten waren. Schon stand die Reiterei,

Dragoner und Husaren, ein Regiment auf Schimmeln, eins auf Braunen an Ort und Stelle seitwärts von der kleinen zierlichen Hamidyemoschee, die, auf halber Höhe des Schloßberges gelegen, sich mit ihrer hohen Kuppel und dem blendend weißen Minaret schön gegen das dunkle Grün des Jildizparks und den leuchtend blauen Himmel abzeichnete. Die Begleitung des Kawassen verschaffte uns Zutritt zu dem der Moschee gegenüberliegenden und von ihr nur durch den Moscheenhof und die Straße geschiedenen Wachtgebäude, von dessen oberem Stockwerk wir bequem dem Aufzug aus allernächster Nähe zuschauen konnten; soweit ging die türkische Höflichkeit, daß wir nach Abgabe unsrer Visitenkarten an einen Adjudanten als Gäste Sr. Majestät angesehen und mit Kaffee bewirtet wurden. Ein Regiment nach dem andern rückte unter schmetternder Janitscharenmusik auf seinen Platz, die Matrosen in der wohl internationalen Matrosenuniform, nur durch den roten Tarbusch als türkische gekennzeichnet, die Garden, deren einzelnen Abteilungen vier Sappeure voranschreiten, Hünengestalten, die langgestielte Axt über die Schulter, einen Lederschurz wie einen Panzer um Brust und Hüften, Artillerie mit ihren Geschützen, die Suavengarde, ein fast ausschließlich aus Negern gebildetes Regiment mit rotem Tarbusch, um den sich der grüne Turban schlingt, kurzen blauen, gelb paspelierten Joppen, kurzen, roten Beinkleidern, weißen Gamaschen und glänzend schwarzen Schuhen, in strammer, sehr guter Haltung.

Vor uns in dem von hohem Eisengitter umfriedigten Moscheenhofe sammelte sich allmählich das glänzende militärische Gefolge des Sultans. Die Uniform der Offiziere an die preußische Ulanenuniform erinnernd, die Flügeladjutanten mit den Fangschnüren, kurze behäbige wohlgenährte Paschas und kühn dreinblickende Gestalten; alle den roten Fez auf dem Haupte; Kenner des türkischen Militärs nennen uns auch manchen deutschen Namen unter ihnen, Blum Pascha, Hobe Pascha &c. Auf den Stufen der Marmortreppe, die zur Moschee hinaufführt, breitet man

jetzt einen Teppich aus, plötzlich, wie auf Kommando ordnet sich das bunte Gewimmel auf dem Hofe, zu gleicher Zeit hören wir von der Höhe her, von der eine breite Straße zur Moschee herabführt, Fanfarengeschmetter und brausenden Zuruf, der sich von Abteilung zu Abteilung fortpflanzt, und von einigen Vorreitern in glänzenden Uniformen geleitet, erscheint in einem Halbwagen der Padischah. Bei seiner Ankunft beugen sich die betarbuschten Häupter, falten sich die Hände über der Brust und greifen dann vergeblich nach dem vorher sorgfältigst weggefegten Staube.

Der Sultan, eine schlanke Gestalt von Mittelgröße, das schmale Gesicht in der Umrahmung des schwarzen Vollbarts wohl noch bleicher erscheinend, als es von Natur ist, in seiner schwarzen Stambuline — einem Gehrock mit niedrigem Stehkragen, von ähnlichem Schnitt, wie der von Pastoren vielfach getragene Lutherrock — den Tarbusch auf dem Haupte, seltsam gegen die glänzenden Uniformen seines Hofstaates abstechend, steigt die Treppe zur Moschee hinauf, in der nun ein vielleicht zwanzig Minuten währender Gottesdienst stattfindet. Ein Teil des Gefolges ist ihm nachgeschritten, während der andere, wahrscheinlich der christliche, von dieser Pflicht entbunden in respektvoller Entfernung von den drei Wagen des Sultans, einer geschlossenen Galakutsche, dem erwähnten Halbwagen und einem Selbstfahrer, vor denen die Pferde ausgespannt sind, auf dem Hofe herumsteht. Dann beginnt die Truppenparade, der der Sultan hinter einem vergitterten Fenster der Moschee zusieht, und die wir ebensogut beobachten können, da die ganzen Truppen durch das Thor des Moscheenhofes vor uns hindurch auf den dicken Pascha losmarschieren, der sich dort als Richtpunkt aufgepflanzt hat. Die Pferde werden wieder angeschirrt, der Sultan erscheint, besteigt den Selbstfahrer, und fort gehts im schnellsten Tempo, zu Fuß gefolgt von den Offizieren und Hofbeamten, solange diese mit dem großherrlichen Wagen Schritt halten können — in unsern Augen die denkbar schlimmste Entwürdigung der Uniform.

Zu unserm nächsten Ziele, dem Zikr der tanzenden Derwische, mußten wir den gleichen Weg zurückmachen. Durch einen engen Gang treten wir von der grande rue de Pera aus in einen baumbesetzten Klosterhof und von hier in den achteckigen Andachtsraum — man könnte auch sagen Vorstellungssaal selbst. Acht Pfeiler, zwischen ihnen je zwei Säulen tragen eine ringsumlaufende Empore und darüber die flache Decke. Die Galerie ist vergittert für etwaige Zuschauerinnen und ein paar Flöten lassen von dort ihre weichen melancholischen Weisen ertönen. Unten ist durch Schranken der Zuschauerraum ringsum von dem Mittelraum der Bühne geschieden, und von Türken und Europäern, Kopf an Kopf gedrängt, besetzt. Jetzt treten die Derwische ein, gelbgraue hohe Mützen auf dem Haupte, von Mänteln in allen Farben außer weiß umhüllt. Den Schech zeichnet ein grüner Turban, der um seine hohe Mütze gewunden ist, aus. Gesang erklingt vom Chore hernieder und der Derwischvater hält an die Jünger, die im Kreise ringsum hocken und sitzen, eine Ansprache, bei der sich jene ab und zu ehrerbietigst verbeugen. Dann tönt wieder Gesang, und die Derwische wandern im Kreise herum, sich dabei rechts und links von dem Teppich, auf dem sich ihr Schech niedergelassen hat und ebenso gegenüber demselben verneigend. So nicken sich denn stets je zwei und zwei einander zu, wobei sie in „natürlicher Haltung“ die durch das Sitzen mit untergeschlagenen Beinen bedingt ist, den großen Zehen des rechten Fußes auf den des linken legen.

Nach zweimaligem Umgang aller fallen die Mäntel, und das Tanzen beginnt. Die Hände rechts und links auf die Schultern gelegt tritt jeder einzeln hervor, macht seine Verbeugung vor dem Schech, den er leise wohl um seinen Segen angeht, um ihn ebenso leise geflüstert zu empfangen. Dann fängt er an, sich langsam zu drehen. Die Arme gehen bei einem kerzengerade in die Höhe, bei einem andern werden sie weit vom Körper abgestreckt. Die Bewegungen werden schneller, die Kleider wirbeln auf und bauschen

die auf ihrem Eroberungszug immer mehr die erstere verdrängt, schlürfen eine Tasse Mokka, die auf einen Wink von einem umherziehenden Kaffeewirt gebracht wird, kaufen von den fliegenden Konfekt- oder Fruchtverkäufern ein Schälchen Eis, eine Hand voll Pistaziennüsse, sitzen auf den mitgebrachten, großen Teppichen nieder und breiten aus dem Vorratstäschchen Speisen und Getränke vor sich aus, reichen dem flehenden Bettler oder dem in Lumpen gehüllten Alten eine Gabe, lauschen der Musik, die hier und dort ertönt, schauen den Vorstellungen der Kraftmenschen oder der Tausendkünstler zu, lassen sich in einem der aufgeschlagenen Zelte ihr Essen kochen und ergötzen sich an dem frohen Vergnügen der Kinder, die springen und tanzen und allerlei unsern Kinderspielen ähnlichen Belustigungen mit Eifer obliegen. Ein plumpsackähnliches Spiel ist mir noch in Erinnerung. Eine Schar von Kindern im Kreise aufgestellt werfen einander einen Ball zu, den ein außen herumlaufender Unglücklicher zu erhaschen suchte, während sein Verfolger den Plumpsack auf seinem Rücken tanzen läßt.

Aber ehe noch die Dunkelheit hereinbricht, rüstet eine Gesellschaft nach der andern zur Heimkehr, gleitet ein Kaik nach dem andern dem goldnen Horn zu, rollt ein Wagen nach dem andern auf der wohlgepflegten Straße über die öden Felsen dahin. Es muß so sein, und eine türkische Dame, die sich eine Stunde vor Sonnenuntergang noch dort treffen ließe, würde von einem der türkischen Polizisten in höflicher, aber bestimmter Weise an die Polizeistunde gemahnt werden.

Das Thal der süßen Wasser geht nach den Stunden harmlosester Heiterkeit mit der scheidenden Sonne zur Ruhe, um nach acht Tagen wieder zu erwachen zu einem Festtage von Konstantinopel. Ein Deutscher aber geht in Konstantinopel mit sinkender Sonne noch nicht zur Ruhe, sondern zu Jani ins Bierhaus.

Kehrt er von dort heim, und wandert etwa noch durch einige Straßen Peras, welch ein ganz anderes Bild nimmt er da von

der größten Stadt der türkischen Welt mit sich fort, als von dem Leben einer christlichen Großstadt. Keine schwärmenden Gesellen, kein leichtfertiges Treiben, nur hin und wieder ein Nachtwächter, der mit seinem Stocke aufstampfend die Runde macht, und auf dem Kehricht- und Schmutzhaufen, die dort — ländlich, sittlich — einfach auf die Straße geworfen werden, die, ohne welche Konstantinopel nicht mehr Konstantinopel sein würde, die oft genannten und fast ebenso oft geschmähten Hunde. Zu den schönsten ihres Geschlechts zählen sie freilich nicht mit ihrem nur zuweilen mit Weiß untermengtem schmutzigem Gelb, den halb hängenden Ohren und der unendlichen Magerkeit, davon ganz abgesehen, daß vielen unter ihnen nicht nur der Schwanz oder ein Ohr „coupiert“ ist, sondern oft auch ein Stück Fell oder ein Bein. Und doch, welch ein Segen sind sie für die Stadt. Wenn uns unser Dragoman Wladimir erzählte, die Pferdebahn müsse vor solch einem räudigen Köter, der zu faul wäre, dem Wagen aus dem Wege zu gehen, halt machen, und ihn vom Geleise herunter jagen, auf die Tötung eines Hundes aber sei eine beträchtliche Geldstrafe gesetzt, so weiß ich nicht, ob das völlig der Wahrheit entspricht. Aber das ist gewiß, daß die Türken ihre nach dem Koran unreinen Hunde lieb haben.

In Tübingen hatten sich einmal, als ich dort studierte, die Corpshunde den Unwillen Sr. Magnifizenz des Herrn Prorektors und demzufolge ein Verbannungsdekret zugezogen. Da habe ich den feierlichen Auszug der Missethäter mit angesehen, die aber wenige Tage später aus den umliegenden Bierdörfern ohne Sang und Klang wiederkamen. Die Konstantinopolitaner Hunde sind bei aller Häßlichkeit ihren Tübinger Kollegen „über“. Sie hatten sogar den Zorn Sr. Majestät des Sultans der Osmanen Abdul Medschid wider sich entflammt, waren nach der wohl gegen fünfzehn Meilen entfernten Marmarainsel deportiert, mußten aber dem Verlangen des Volkes zufolge wiedergeholt werden, und hielten unter dem Jubel der Stadt ihren Einzug in ihre alten Quar-

tiere. Das türkische Volk war, wie es dort öfters sein soll, einsichtsvoller als die Regierung. Wäre Konstantinopel kein großer Hundestall, was wäre es anders, als ein gewaltiger Augiasstall. Eine europäische Nase braucht auch jetzt längere Zeit, um sich an die eigentümliche Mischung zu gewöhnen, die ihr dort allerorten entgegenduftet. Und doch sieht man an jedem Kehrichthaufen zur Nacht eine Schar Hunde beschäftigt, die alle vegetabilischen Stoffe aus ihm heraussuchen und gierig verschlingen. Anhänglichkeit an einen Herrn kennen sie nicht — ist auch kein Wunder; Wohnung und Nahrung giebt ihnen die Straße, das Quartier. Dieses verteidigen sie aber auch mit unglaublicher Erbitterung gegen jeden Eindringling. Sie sind nämlich als Landsmannschaften organisiert. Den Menschen vollständig ungefährlich folgen sie auf einen Lockruf zutraulich in großer Anzahl, aber plötzlich, mitten auf der Straße bleiben sie stehen. Schweifwedelnd blicken sie uns an, aber keiner folgt auch nur einen Schritt weiter, und jede Mühe ist umsonst. Sie sind an der Grenze ihres Bezirks angelangt, und über jeden, der diese Schranke überschritte, würden sich von der andern Seite her zwanzig wütende Bestien stürzen zum Kampf ums Dasein auf Tod und Leben.

Die Stadt Konstantins.

Wer von der Ausgangsstation der Tunnelbahn nach dem goldnen Horn hinuntersteigt und nur einen Blick auf die neue eiserne Brücke wirft, die von Pontons getragen sich nach Stambul hinüber spannt, der könnte fast meinen, ein Reich mit einer so unerschöpflichen Einnahmequelle, wie sie das Brückengeld bildet, das jeder Passant hier zahlen muß, obs auch für den Einzelnen nur eine kleine Summe, zehn Para (gleich vier Pfennig) ist, könne nicht bankrott machen. Schade nur, daß der Brückenzoll längst ver-

pfändet ist! Ein ununterbrochen flutender Menschenstrom ergießt sich herüber und hinüber. Zur Seite die Reste der früheren Brücke, jetzt Anlagestellen für die Dampfer nach den nächstliegenden Orten, von denen herüber ein steter Zufluß und Abfluß nach der Brücke stattfindet. Kommen und Gehen von Booten, riesige Armenier, die ganze Kamelslasten auf ihren Schultern tragen, Fruchthändler, die breite Platte auf dem Kopfe balancierend, den Dreifuß, um sie drauf zu setzen, in der Hand, Alttürken im langen Kaftan, den breiten Turban ums Haupt, die ausgetretenen gelben oder roten Schnabelschuhe an den Füßen, oder in kurzer Jacke, weiten Pumphosen und breitem Leibgurt, weißen Strümpfen und peinlich blankgeputzten Schuhen, Reformer, die sich als echte Stutzer, das Spazierstöckchen in der Hand, nur durch den Tarbusch von ihren westländischen Kollegen unterscheiden, griechische Popen in langem Talar mit dem hohen Barett, Matrosen und Kahnführer, Soldaten und Polizisten, verschleierte Frauen und Europäer, was gäbe es von Trachten, Physiognomien, Volkstypen der Mittelmeerländer, das sich nicht hier zusammendrängte, sich schiebend, ausbiegend, in Gefahr, an einem Haufen Bohlen sich das Schienbein zu stoßen, oder auch an einer Stelle, wo der Belag der Brücke ausgebessert wird, plötzlich im Bosporus ein unfreiwilliges Bad nehmen zu müssen, oder durch Reiter und Wagen, die von den elegantesten Equipagen bis zu den armseligsten Lastfuhrwerken sich durch das dichteste Gewühl ihren Weg suchen, umgerissen zu werden. Rückwärts und vorwärts müßte man schauen können und möchte doch gern die Augen auf dem Moscheenwald von Stambul oder auf dem Häusermeer von Galata ruhen, oder sie über das bewegte Treiben des Hafens schweifen lassen. Vorwärts, vorwärts und guarda, Achtung, vielleicht wirds jenseits besser, dort, wo sich hochragend der mächtige Kuppelhaufen der Sultanin Walide (Sultaninmutter) Moschee über den Platz vor der Brücke erhebt. Eitle Täuschung! Bootsleute und Marktbesucher, fromme Gläubige, die der Moschee zueilen, und Müßiggänger, die zum Kaffee-

haus schlendern, fliegende Händler und Garköche, in ihren leichten Buden von Hungernden und Lungernden umlagert, türkische Beamte und Kaufleute drängen sich zwischen Rollwagen und Droschken, Pferdebahn und Lasttieren durch, vom Thrangeruch umflossen, der auf dem Fischmarkt von Fischen, Krabben, Austern und anderm Meeresgetier allerlei Art ausgeht. — Ganz nahe auf einem andern kleinen Platze sitzen die Siegelschneider, deren Arbeit von großer Wichtigkeit ist, da in der Türkei das Siegel, nicht die Unterschrift die Dokumente gültig macht. Schreiben ist überhaupt eine Kunst, die nicht jeder versteht, wie die dichtverschleierten Frauen beweisen, die den öffentlichen Schreibern dort ihre Geheimnisse flüsternd anvertrauen, damit sie jene dann auf Papier bringen.

Wir wandern um die Moschee herum und treten in den ägyptischen Bazar ein. Eine hohe, schmucklose, gewölbte Halle, in der in mächtigen Säcken alle Wohlgerüche und Gewürze des Morgenlandes, grünliche Henna zum Rotfärben der Nägel, Farbhölzer und Apothekerwaren lagern, auch verbotene Genüsse, wie Haschisch zu erstehen sein sollen. Eine Riesendroguerie, in der große, offne Säcke die Stelle der zierlichen kleinen Porzellanbüchschen vertreten. Berauschend der Duft, der uns hier umfängt und stechend und prickelnd uns noch in Augen und Nase beißt, als wir schon längst den Droguenbazar verlassen haben und zwischen zahllosen hochgetürmten Baumwollhaufen dahinschreiten.

Wer vollends den großen Bazar besuchen will, dem ist zu raten, daß er sich nicht nur einen Dragoman besorge, um sich in diesem Labyrinth nicht zu verirren, sondern auch, wie mein Gefährte, einen orts- und sprachkundigen Vetter zur Hand habe, der sich in zuvorkommendster Weise der Fremdlinge annimmt und sie vor Überteurung schützt. Steile Straßen steigen wir zu ihm hinan, mit hohen Häusern besetzt, in deren oberen Stockwerken man sich fast über die Straße die Hände reichen kann. Allerlei Läden und Löcher, in denen tausenderlei Kram feilgehalten wird, bereiten schon auf den Karneval des auf der Höhe zwischen dem

Marmarameer und dem goldnen Horn gelegenen großen Bazars vor. Über massigen Mauern ragen bleigedeckte Kuppeln, durch deren kleine Fenster nur spärliches Tageslicht dringt, alle Waren in einem rembrandschen Helldunkel verklärend.

Wer will die Schätze aufzählen, die hier an Decken und Wänden aufgehängt sind, die auf Ständern und in Regalen, in Glaskästen und unter sicherem Verschluß eisenbeschlagner Kisten, von spähenden Falkenaugen bewacht, aufgestapelt liegen? Krösus Gold und Salomos Weisheit müßte besitzen, wer hier nach Gefallen kaufen wollte, ohne dann arm und elend den Bazar zu verlassen. Alles lockt und reizt, und was nicht auf den ersten Blick anzieht, das weiß ein zudringlicher Grieche, ein schlauer Ebräer, oder ein blasser geschmeidiger Armenier uns so höflich anzubieten, so verführerisch vor Augen zu halten, daß wir gerade danach dann am meisten Verlangen tragen. Wir verzichten auf das im Laufe von Wochen unmögliche, die Durchmusterung der ausgestellten Schätze, wir wollen auch nicht den ganzen Bazar, diese Stadt in Konstantinopel mit ihren Straßen und Plätzen, Kaffeehäusern und Restaurants, mit ihrer eigenen Wachtmannschaft und Tageseinteilung durchwandern, nur hier und dorthin werfen wir einen Blick, um in buntem Wirrwarr krumme Schwerter mit edelsteinbesetzten Nephritgriffen und blanke Buckelschilde, zierliche Silberfiligranarbeiten und große Tischdecken mit eingestickten arabischen Buchstaben, Tschibuks aus allerlei wohlriechenden Hölzern und goldne Riechfläschchen, zierliche Gewebe und Kästchen aus Sandelholz geschnitzt, antike Münzen und gestickte Florschleier, seidene Gewänder und reich gravierte Straußeneier, bizarrgeformte Metallgefäße und tausenderlei andren Trödel zu beschauen.

Der eine Händler hat dieses, der zweite jenes, der Kuriositätenhändler in der malerischsten Unordnung alles, weiß er doch im Augenblick alle unsre ausgesprochenen und noch verschwiegenen Wünsche zu befriedigen. Freilich — Zeit ist Geld — wer sie hat, wer drei-, viermal wiederkommen und sprachkundig um die-

selbe Sache feilschen kann, wird hier manchen Franken sparen. Wir wollen aber vor allem Konstantinopel sehen.

Hinaus darum aus diesen engen düsteren Bazargassen, vor uns winkt, hoch gelegen, ein freier Platz und auf ihm erhebt sich eine marmorne Riesensäule, der hohe Turm des Seraskierats. Dort hinauf! Auch der Herr Vetter muß zum Dank für seine freundliche Hilfe bei unsern Bazareinkäufen trotz alles Sträubens mit. Als er aber oben ist — er hatte es bis dahin gerade so gemacht, wie man es auch in unsern Großstädten zu thun pflegt, und sich diese etwas anstrengende Sehenswürdigkeit „geschenkt" — da reute es ihn nicht. Ein Anblick, wie er dort geboten wird, ist wahrlich des Schweißes der Edlen wert.

Zu unsern Füßen das Häusermeer der alten Türkenstadt, mit zahllosen Kuppeln gekrönt, von zierlichen Minaretnadeln überragt von der Serailspitze bis zur Doppelmauer des Theodosius, die das sonst meerumflossene Dreieck gegen das Land hin absperrt. Jenseits des reichbelebten goldnen Horns heben sich Galata und Pera mit ihren Landhäusern, Gärten und Palästen, weithinauf schweift der Blick über den Bosporus und ruht wieder auf dem buntfarbigen Stadtbild des cypressenumkränzten Skutari, duftverschleiert schwimmen im tiefblauen Marmarameere die Prinzeninseln und hoch über sie hebt der schneeige Olymp sein strahlendes Haupt. Ja, Konstantinopel ist wirklich eine „geborne" Weltstadt.

So viele Hügel sie hat, so viele völlig voneinander verschiedene Bilder bietet sie dem Auge dar. Wer würde denken, daß die Totenstille auf dem gewaltigen Exerzierplatz an dem Kriegsministerium zu unsern Füßen unmittelbar an das unendliche Gewoge des Bazars angrenzen könnte? Oder, daß man nur wenige Schritte zu wandern brauchte, um vor die ehrwürdigen Zeugen vergangener Jahrtausende zu treten? Ja, da stehen wir vor dem Wunderbau, durch den Justinian einen Salomo besiegt glaubte, in dem Sultan Mohammed II., hoch in den Bügeln seines Streitrosses sich hebend, als das Schibboleth der neuen nun

hier geltenden Religion die Worte ausrief, die jetzt in Riesenlettern das Gewölbe der Kuppel umkränzen: „Allah ist das Licht des Himmels und der Erde“, den mit dem Kreuz statt des Halbmondes zu krönen die Politik einer europäischen Großmacht seit mehr denn einem Jahrhundert sich zum Ziele gesetzt hat. Von außen — je näher wir herankommen, desto weniger überwältigend erscheint uns die Aja Sophia. Die wuchtigen Massen des altersgrauen Mauerwerks, von vier türkischen Heiligtumswächtern überragt, die plump aus dem viereckigen Grundbau in die Säulenform übergehen, eingeengt von türkischen erbärmlichen Anbauten, sehen gedrückt und verärgert aus, ihre Größe kommt gar nicht zur Geltung.

Drum nur hinein in die Pantoffeln, über deren Notwendigkeit man hier schon viel freier denkt, als in Ägypten, und hinein durch den Eingangsraum in die Vorhalle, den langgestreckten schmalen Narthex der alten Basilika, der ihr in ihrer ganzen Breite vorgelagert ist. Neun Thüren öffnen sich, je drei auf ein Schiff des Gotteshauses. Feierliches Halbdunkel umfängt uns, als wir in das nördliche Seitenschiff eintreten. Nur ab und zu zwischen roten Porphyr- und grünen Marmorsäulen einen Durchblick auf das Hauptschiff gestattend zieht sich wie ein Tempel für sich diese Halle, über der sich das zum Frauenchor bestimmte Obergeschoß erhebt, neben dem Mittelraume hin. Sie hat ihre eigenen Merkwürdigkeiten wie die schwitzende Säule und das kalte Fenster, durch das stets ein kühler Luftzug weht, ein schönes Bild für den Chatib, den Freitagsprediger, hier. Aber wir warten kaum des Dragomans Erklärungen ab, zwischen zwei Porphyrsäulen treten wir in das Hauptschiff und sehen die Kirche — die Moschee — nein, sehen über uns das Himmelsgewölbe in goldigem Glanze, strahlend in unverwüstlicher Schöne, nicht schwer und wuchtig auf Kolosse von Pfeilern sich stützend, wie St. Peter in Rom, sondern frei schwebend, ein System von Bögen, Halbkuppeln, Säulen und Pfeilern, in dem nichts eine bloße Stütze für etwas anderes zu sein scheint, in dem all und jedes Stück sich

selbst genug im eigenen Glanze ruht und gerade darum mit allen andern sich aufs harmonischste zusammenfügt. Erst allmählich erholen wir uns von unserm Staunen und können die Einzelheiten des Baus ins Auge fassen. An die Hauptkuppel, die auf vier mächtigen Bogen ruht, lehnen sich im Osten und Westen zwei gewaltige Halbkuppeln, die wieder seitlich von je zwei kleineren getragen werden; auch das östliche der beiden Tonnengewölbe, welche die großen Halbkuppeln in der Längsachse des Gebäudes durchbrechen, schließt in einer Halbkuppel, der Apsis, ab, während das westliche platt an der Wand des Narthex abschneidet. Zwischen Haupt- und Seitenschiffen hingegen heben sich, von zwei übereinanderstehenden Säulenreihen durchbrochen, durch reichsten gemeißelten Schmuck der Bogen und prächtige Emporengitter belebt, geradlinig die Wände empor, in deren Höhe sich lichte Fensterreihen hinziehen.

Aber das Hauptlicht erhält der Mittelraum von der Kuppel aus. Sie schwebt flach ohne Tambour gebaut über einem Fensterkranz, der einen Lichtstrom vom Himmel her in die Kirche der himmlischen Weisheit fluten läßt.

Und nun denke man das ganze Gebäude an allen Flächen der Wände und Pfeiler mit den buntfarbigsten Marmorplatten in zierlichen Mustern belegt, alle Gewölbe aber in leuchtender Pracht des unverwüstlichen Goldmosaiks, von dem sich in schillernden Farben bunter Ornamentenschmuck und figürliche Darstellungen abheben. Noch breiten die Cherube in den vier Zwickeln unter der Hauptkuppel ihre sechs Flügel, noch hebt sich über der Apsis hellgoldig schimmernd die hehre ernstgezeichnete Gestalt des Himmelskönigs von dem Dunkelgold des Untergrundes ab, noch tragen Thüren und Thore ganze oder halbabgebrochene Kreuze aufgenagelt, keine türkische Entstellung kann dem ganzen Bau seinen unauslöschlich eingeprägten Charakter einer christlichen Kirche nehmen. Fremd uns anmutend, ungleich in ihren Einzelheiten, unschön und die Entartung einer gesunkenen Geschmacksrichtung deutlich zeigend, überwältigt sie doch in ihrer unendlichen Hoheit und berückenden

prächtigen Majestät. Wer wird jene plumpen weißen Marmorkapitäle schön finden, die aussehen, als wolle ein Zwitter des ionischen und korinthischen Kapitäls nach allen Seiten sich zusammenziehend in demütigster Unterwürfigkeit vor der Majestät des Byzantinerkaisers ersterben! Wer sähe nicht lieber Säulen einer Art statt der bunten Mannigfaltigkeit, die sich hier bietet! Zu den prächtigen grünen Marmorsäulen, welche die drei Schiffe der Kirche gegeneinander abgrenzen, haben wir in Ephesus die gigantischen Basen gesehen, der Artemistempel hat seinen Schmuck an die Aja Sophia abtreten müssen, wie die heidnischen Philosophen die Errungenschaften ihrer Forschungen dem christlichen Lehrsystem zu Dienst stellen mußten. Jene acht roten Porphyrsäulen unter den vier seitlichen kleinen Halbkuppeln, sie muten uns so vertraut an wie, ja wie die Abbildungen eines illustrierten Werkes, die wir auch schon hier oder da einmal früher gesehen zu haben meinen — richtig! in Baalbeck wars, wo wir Trümmer dieses Porphyrs angetroffen, von wo Justinian dieselben einst genommen.

Was es von Pracht gab in der antiken Welt, mußte diesem Wunderbau dienen, der, kaum glaublich, unter der persönlichen Hilfe des Kaisers Justinian in weniger als sechs Jahren vollendet wurde.

Mohammedanischer Fanatismus hat einen Teil der Goldmosaiken, die figürliche Darstellungen zeigten, mit Kalkanstrich überdeckt, türkischer Kunstverstand hat als Schmuck an die Pfeiler der Kirche riesengroße Schilder gehängt mit den Gottesnamen darauf, von einem berühmten Schönschreiber kunstvoll verschnörkelt, moslemischer Glaubenseifer hat den Mihrab, die Gebetsnische, genau auf Mekka zu, daher nicht in der Mitte der Apsis angelegt, und steigt noch jetzt auf den Mimbar, die Kanzel, in einer Hand den Koran, in der andern ein Schwert, die beiden Mittel der Ausbreitung des Mohammedanismus. Aber, seltsame Ironie, das Schwert ist ein hölzernes; in kommenden Jahrhunderten wird die Aja Sophia eine christliche Kirche sein, oder sie wird nicht sein.

Alle großen von den Türken erbauten Moscheen Konstantinopels sind, wie man beim ersten Anblick sieht, neue, aber keineswegs immer verbesserte Auflagen der Aja Sophia. Sie haben dies oder jenes vor ihr voraus, aber der Gesamteindruck läßt sich dem des alten Kaiserdoms nicht vergleichen.

Die Ahmediye, nur durch einen freien Platz von der Sophienmoschee getrennt, überbietet diese entschieden in ihrer äußern Erscheinung. Auf dem von ernsten Cypressen beschatteten weiten Hofe erhebt sich von sechs Minarets umstanden diese fortentwickelte Nachbildung der Sophienmoschee, nicht mehr eine Verbindung von Kuppelbau und Langhaus, sondern eine völlig centrale Anlage, die Hauptkuppel auf vier Halbkuppeln ruhend und von einem System von Kuppeln und Halbkuppeln umgeben. Aber plump wie die Füße eines urweltlichen Dickhäuters lasten als Träger der Hauptkuppel vier runde konvex kannelierte Säulen, die über fünf Meter im Durchmesser, fast sechzehn Meter im Umfang zählen, auf dem Boden, und wir fürchten unwillkürlich, das Ungeheuer werde täppisch einherstampfend die leuchtenden Fayenceplatten der Wände, die aus eingelegtem Rosenholz hergestellte prächtige Sultansloge und uns selbst zu einer formlosen Masse zermalmen.

Sultan Soliman heißt nicht umsonst „der Prächtige". Seine Moschee lehnt sich wieder enger an das Vorbild der Basilika Justinians an, übertrifft sie aber in ihrer gewaltigen Größe und Höhe. Ihre farbige Kuppel ruht auf weiß und rot gestreiften Spitzbogen, an denen sich das Tageslicht, durch echt morgenländisch bunte Fenster einfallend, in reichstem Farbenspiele bricht.

Doch wozu Erinnerungen an diese gegen das Vorbild nüchternen Gotteshäuser, deren Stil das durchgehende Gesetz des Islam, blinde Entlehnung einer fremden Form und Umrankung mit nationalen Eigentümlichkeiten und Ausgeburten einer schrankenlos schweifenden Phantasie zeigt! Unsere Gedanken gehen zurück zu jenem geheimnisvollen Wunderbau, wir schauen ihn zu der Zeit,

wo er schimmernd im Silberglanz seiner Kuppel, geschmückt mit zahllosen Kostbarkeiten, neu erstanden war, eine Sühne für das furchtbare Blutbad, mit dem Belisar, Justinians Feldherr, sein Schwert befleckt hatte. Ja, hier ists gewesen, auf dem Atmeidan, diesem langgestreckten Platz neben der Aja Sophia und Ahmedije, hier dehnte sich die Rennbahn von Sitzreihen umschlossen, hier jauchzten die Blauen, knirschten die Grünen, sanken sie endlich sterbend hin, dreißigtausend an Zahl, den Sand der Arena in eine Blutlache wandelnd.

Wo sind sie hingekommen, die Denkmäler früherer Jahrtausende, die ihn einst schmückten? Was ist heut geblieben von der Pracht vergangener Tage, als hier noch die Geschicke der Welt sich entschieden? Drei Zeugen aus drei Jahrtausenden!

Konstantin Porphyrogeneta, den auch einige weniger ehrenvolle Beinamen zieren, ließ jenen aus Quadern erbauten und, wie die Inschrift sagt, mit vergoldeten Erzplatten bekleideten Obelisken wiederherstellen. Ein neuer im Purpur Geborner hat sich leider für den arg verwitterten, seines Erzes beraubten noch nicht gefunden.

Ewige Jugend hingegen scheint dem Granitobelisken beschieden zu sein, den Theodosius der Große aus Heliopolis hierher schaffen ließ, und der auf seinem Sockel den Ruhm des letzten großen Kaisers des geeinten römischen Reiches, in den Hieroglyphen auf seinen Seiten aber den des zweitausend Jahre älteren ägyptischen Pharao verkündigen muß.

In der Mitte zwischen beiden Obelisken steht, viel kleiner als sie und doch an Bedeutsamkeit sie weit überragend, jene bronzene Schlangensäule, einst Trägerin des goldnen Dreifußes, den Griechenland als Dank für den Sieg von Platää dem Tempel des delphischen Apollo gespendet hatte. In einer ausgemauerten Grube halb im Boden stehend nennt sie die Staaten, welche einst der Freiheit und der Gesittung gegen asiatische Barbarei den Sieg erkämpft haben. Was haben doch jene drei umeinander geringelten Schlangenleiber erlebt! Die Blüte, das Hinwelken und den schmäh-

lichen Verfall von Hellas, Ostroms kurzen Glanz und langes Dunkel, die Stürme der Völkerwanderung und den brausenden Anprall türkischer Horden, und endlich die lange und doch so kurze Geschichte der osmanischen Herrschaft, Despotismus, Unfähigkeit, Palastumtriebe, Revolution, Dolch, Gift und seidene Schnur.

Wollen wir noch einen dieser Schlangenköpfe schauen, die vordem auf diesen Halsstümpfen aufsaßen, wohl, das Antikenmuseum ist ganz nahe. Mit einem kleinen Umwege gelangen wir zu einer der zahllosen Cisternen, die das alte Byzanz unterkellerten. Beim Hinabsteigen sehen wir vorsichtig unter uns, denn es rauscht, als brächen sich schnellflutende Wasser am Felsen, wir fürchten in jedem Augenblick von einer unterirdischen Strömung ergriffen und fortgeführt zu werden. Als aber unser Auge sich an die Dunkelheit gewöhnt hat, erblicken wir griechische Seidenspinner in geschäftiger Eile ihrem Handwerk obliegend, wobei die Lehrlinge zwischen den Säulen hinlaufen, um die Fäden zu spannen.

Soweit ist die Türkei noch nicht wieder fortgeschritten, für die Einwohner der Hauptstadt für Trinkwasser zu sorgen, trotzdem sie auch einen Reformer gehabt hat, Mahmud II., dessen Turbe wir nun besuchen dürfen, ein achteckiges weißes Marmorgebäude mit seinem und seines unglücklichen Sohnes Abdul Aziz sowie einigen andern Katafalken. Die Kopfenden der reich ausgestatteten Sarkophage trugen statt des Turbans der Alttürken den Tarbusch der Reformer. Ob aber die Brillanten der kostbaren Agraffe, mit welcher die Reiherfeder am Tarbusch Mahmuds befestigt ist, wirklich echt seien, konnte uns auch der Wächter dieses Heiligtums nicht sagen.

Nach wenigen Schritten stehen wir vor der zinnenbewehrten und mit Mauertürmen besetzten Umfassungsmauer des alten Serail, das, eine Stadt in der Stadt, den schönsten Hügel dieses wonnig gelegenen Konstantinopel einnimmt. Aber es ist nur noch ein Schatten seiner früheren, auf den Trümmern ehrwürdiger Kaiserpaläste erstandenen Herrlichkeit, seit mehr denn

einem Menschenalter von den osmanischen Herrschern verlassen, von westeuropäischer Kulturmacht in Beschlag genommen — führt doch jetzt die Orientbahn durch die Gärten des Serail in ihrer ganzen Ausdehnung hindurch. — Weitauf thun sich uns die Thore, die früher eifersüchtig vor jeder Annäherung Unbefugter bewacht wurden. Ein ernster Cypressengang, mit imposanten Baumriesen besetzt, führt zu dem Antiquitätenmuseum, einem zierlichen Gebäude, dem eine Säulenhalle vorlagert. Die Sammlung unter der Vorhalle und im Innern leidet an der allgemeinen Museenkrankheit, der Überfüllung der kleinen Räume, so daß schöne und bedeutsame Stücke sich aus der großen Menge der aufgehäuften Gegenstände nicht genug abheben. Ein Herkules aus Kypros, den nemeischen Löwen bezwingend, hütete, häßlich wie die Nacht, in der Vorhalle den Eingang. Ein riesiges, schrecklich prachtvolles Gorgonenhaupt, der obere Teil einer schlafenden Ariadne, Reste zweier schön gearbeiteten Bronzestatuen (Hermes), sehr hübsche, bemalte Tanagrafiguren, mannigfach geformte Thon- und Glasgefäße, assyrische und babylonische Inschriftencylinder, unter ihnen einer aus Ur Ba'u, der Heimat Abrahams, endlich nicht am wenigsten jener altgriechische Schlangenkopf von der Schlangensäule fesseln unsere Aufmerksamkeit neben anderen aus allen Teilen des weiten osmanischen Reiches zusammengeschleppten Gegenständen.

Hier sind wir ja im Mittelpunkt dieser republikanischen Despotie, in der jeder alles thun kann, was ihm beliebt, und in der doch niemand auch nur die geringste Freiheit hat. Nur wenige Schritte treten wir heraus aus dem kleinen Kiosk, kehren uns von dem gewöhnlichen Sterblichen noch heut unzugänglichen Thore des zweiten Serailhofes mit einem aus Neugier und Grauen gemischten Gefühl ab, werfen einen Blick auf die hohen Mauern der alten Friedenskirche Konstantinopels, die ihrem Namen zum Hohn heut ein türkisches Waffenmuseum ist, und einen zweiten auf den blauen Bosporus mit seinem asiatischen Ufer und dem weißleuchtenden Schneegipfel des thrakischen Olymp; dann stehen

wir vor dem Thore, das so charakteristisch sich von allen andern Thüren der Stadt unterscheidet, daß es als die alte „hohe Pforte" dem ganzen Staatswesen den Namen gegeben hat.

Von den Thüren der Stadt sage ich, als ob Konstantinopel eine solche wäre. Wie Marburg von dem verstorbenen großen Meister der Weltgeschichtsforschung zum Unterschied von allen andern deutschen Universitätsstädten den Namen eines Universitätsdorfes empfangen hat, so könnte man Konstantinopel, ohne ihm unrecht zu thun, statt einer Hauptstadt für das Hauptdorf Europas — mit fast einer Million Einwohner — erklären. Dieser dörfliche Charakter der Hauptstadt zeigte sich uns besonders bei einem Ritt, der uns zur Besichtigung der Mauern durch die ganze Stadt führte.

Holzhäuser klein und unscheinbar, um nicht die Aufmerksamkeit der Behörden zu erregen, ein jedes für eine Familie, wie sich das aus der strengen Abgeschlossenheit der Frauen notwendig ergiebt. Die Thüren geschlossen, die Fenster vergittert, elende Baracken, nach unsern Begriffen kaum für Viehställe geeignet, und doch, wie ein verwundert aus der Thür herausstarrender Kinderkopf zeigt, von Menschen bewohnt; hin und wieder ein Kaffeehaus, ein öffentlicher Brunnen, eine kleine Moschee mit zierlichem Minaret, krumme, zum größten Teil ungepflasterte Straßen, in deren menschenleerer Öde der Huftritt unserer Pferde wiederhallt, weite wüste Plätze, seit dem letzten Brande, der hier ganze Stadtviertel ergriff, nicht wieder bebaut, hohe Spitzen der Cypressen, breite Wipfel der Platanen über eine Hofmauer ragend, Schlinggewächse an einer Wand emporklimmend, tiefe Thäler und weite Fernsichten, Schmutz, ein Gemisch von allerlei Gerüchen und — Hunde, das ist, von dem Hoflager der Staatsgebäude und den Sultansmoscheen abgesehen, die Wonne der Türken, das alte Stambul, das sich am goldnen Horn bis zu der Krümmung dehnt, zu der dieser Meeresarm plötzlich umbiegt, vom Marmarameer bis zu dem grausen „Schloß der sieben Türme", Jedikulle.

Ein Gefängnis der nach Völkerrecht unverletzlichen Personen der Gesandten, eine Marterbank der Größten des Reiches, vor deren Blick vorher Tausende gezittert, ein Richtplatz der türkischen Herrscher, die in wilder Empörung Thron und Leben verloren, finstre Schreckenskammern, drohende Türme, Mauern, die von dem Entsetzensschrei der unglücklichen gemarterten Opfer einer barbarischen Grausamkeit, einer despotischen Willkür, einer augenblicklichen Laune wiederhallten, ein Fußboden, der vom Blute der Schlachtopfer nicht trocken ward, Zinnen, über denen die abgeschlagenen Häupter der Hingerichteten mit verzerrten Zügen der Hauptstadt entgegengrinsten, ein nach Menschenblut lechzendes Ungeheuer, an dem auch der Unschuldigste lieber in weitem Bogen vorüberging, dessen die Bewohner Stambuls nur leise flüsternd gedachten, das war das furchtbare Zwinguri Jedikulle. — Zerfallene Türme, gebrochene Gewölbe, Thore, aus Angst vor dem christlichen Eroberer, der, wie in Jerusalem, so hier durch das goldne Thor seinen Einzug halten soll, vermauert, ausgetretene Treppen, Steine, die noch die Wünsche von griechischen Soldaten zur Zeit der Türkenbelagerung, oder die Klagen von gefangen gehaltenen Gesandten der Nachwelt überliefern, die dort das Verbrechen ihrer Fürsten, mit dem Sultan der Sultane Krieg zu führen, büßen mußten, jeder Winkel, jeder Wall, jeder Mauerriß von wuchernder, üppigster Vegetation umzogen und überrankt, das ist heut das frühere Hochgericht Konstantinopels, ein großer Vorhof der kleinen Moschee, deren Minaret inmitten der früheren Festung, des vormaligen Staatsgefängnisses aufragt.

Welch eine herrliche Aussicht, die sich uns aufthut, als wir vom höchsten der vier noch stehenden Türme über die düstern Mauern hinüberblicken auf das azurblaue Marmarameer zu unsern Füßen, auf die unermeßlich sich dehnende Stadt, auf die unabsehbaren Wälder von Friedhofscypressen und auf die gewaltigen turmbewehrten Mauern, die hügelauf, hügelab, soweit das Auge reicht, die Stadt der Lebenden und die der Toten scheiden.

Ein kleines Kaffeehaus dicht am nahen Thore, das wir durchschreiten, leichter aufatmend, weil wir das furchtbare Schloß im Rücken haben, gewährt uns im Schatten hoher Weiden- und Platanenbäume Ruhe und Erquickung; dann steigen wir aufs neue zu Pferd zum Ritt vom Marmarameer zum goldnen Horn an den Mauern hin, fast eine volle deutsche Meile an einem dreifachen Mauergürtel entlang. Schweigend reiten wir dahin auf staubiger, öder Straße, versunken in den Anblick des gewaltigen Bauwerks und seiner fast noch mehr überwältigenden Zerstörung. Hinter einem breiten Graben, der jetzt hier mit Trümmern ausgefüllt, dort von Gemüsepflanzungen und Baumgärten besetzt, von Unkraut bedeckt ist, erhebt sich eine niedrige Brustwehr, überragt von einer mächtigen turmgekrönten Mauer, hinter der sich eine zweite noch höhere, trotzigere, festere mit gewaltigen Türmen erhebt. Rund, quadratisch oder vieleckig treten die Türme aus der Mauer hervor, geborsten bis zum Grunde, zur Hälfte in Trümmer gesunken und mit dem herabgerollten, nicht gebrochenen Mauerstück wie jener zersprengte Trotzer des Heidelberger Schlosses den Graben deckend, hier bis auf die Fundamente zerstört, dort noch bis zu den Zinnen unversehrt, oder durch klaffende Risse ihre Stockwerke zeigend. Die Mauern, welche sie verbinden, sind von gewaltigen Breschen geöffnet, zum Teil völlig verschwunden und lassen hier und da einen Blick thun auf ein ärmliches Haus, das gegen sie ebenso sonderbar absticht, wie der Halbmond des Minarets, das sich in der Ferne erhebt.

Bäume und Büsche grünen in den Wällen, Schlingpflanzen und Blumen nicken von der Höhe der Mauer herab, klimmen die Türme hinan, umspinnen das düstere Mauerwerk mit lichten glänzenden Farben. Ernst und streng schauen die Cypressen des Riesenkirchhofs, der sich jenseits der Straße hinzieht, neben den Gräbern der Gläubigen auf die beiden Franken, die es wagen, mit ihren Rossen die Stille dieses Ortes zu stören. Hier und

dort öffnet sich ein Thor, von Turmkolossen flankiert, aber selten nur ist eine lebende Seele zu erblicken.

Endlich gelangen wir an die große Schlagader des Türkenreichs, die Straße, welche die alte Hauptstadt mit der neuen verbindet, und weiter durch das Adrianopeler Thor in die Stadt hinein. Verwundert starren uns die Gassenbuben an, sorgsam verhüllen sich die Weiber, die uns begegnen, glühend im Sonnenschein liegt die Straße, langsam schleichen trübselige Hundegestalten umher, nach wenigen Schritten stehen wir vor der alten Mosaiken-Moschee. Nach einigem Warten läßt sich der mohammedanische Schließer gnädigst herbei zu öffnen und wir treten in die frühere christliche Kirche. Welch ein Abstand zwischen dem Anblick, der sich uns hier bietet und der düster drohenden Schönheit der alten Befestigungen! Eine ganz andere Welt, die sich uns erschließt. Wars dort das Konstantinopel vergangner Jahrhunderte, das Mauern bauend zur Zeit der Griechenkaiser, Mauern zerstörend unter Mohammed II. vor uns auftauchte, hier tritt uns mitten in der Stadt des Halbmonds das Florenz eines Fra Fiesole, das Ravenna des fünften Jahrhunderts mit seiner wunderbaren Taufkapelle entgegen. Die entzückendsten Mosaiken und Fresken schmücken in leuchtender Farbenpracht die Nebenräume des Gotteshauses, dessen Hauptkuppelraum, zur türkischen Moschee geweiht, leider einen kahlen Kalküberzug zeigt. Christus und Maria sind Gestalten und Köpfe von großartiger Schönheit. Reizende Arabesken schlingen sich zwischen den Bogen, die einzelnen Scenen aus alt- und neutestamentlicher Geschichte verbindend. Alle Gestalten gleich leicht und lebendig und die Gesichter so zart und fein, die Farben so frisch und natürlich, daß man staunend nach dem Namen des Meisters fragen möchte, der dies Wunderwerk geschaffen. Sein Werk hat seinen Namen überdauert! Was soll man hier vorziehen, was am längsten betrachten? Lazarus Auferweckung, Salomos Urteil, den bethlehemitischen Kindermord, die Geburt Christi mit den Hirten, oder was sonst?

Aber schon drängt unser Dragoman zum Aufbruch, schon gähnt der langweilige türkische Sakristan einmal über das andere, unsere Pferde scharren draußen, wir müssen scheiden. Zum Thore hinaus, weiter an der Mauer entlang, an zerfallenen Türmen, zerrissenen Mauern, noch gewaltigerer Verwüstung, als vorher, vorüber. Eine massige Ruine hebt sich auf dem Hügel dort, wo die Mauer plötzlich ausbiegt, um das alte Blachernen-Quartier mit zu umschließen. Die Trümmer des Hebdomon-Palastes, uns als der Palast des Konstantin Porphyrogenneta bezeichnet. Und wieder senkt sich der Weg, nun zum letzten Male zum goldnen Horn hin, durch ein offnes Thor werfen wir einen Blick nach den Stätten hin, auf denen einst der berühmte kaiserliche Palast und die alte Blachernenkirche standen, die Totenstadt zu unserer Linken ist zu Ende, auch dort erheben sich Häuser und von der Mauer ablenkend sind wir mitten in der Vorstadt Stambuls, Ejub.

Doch wie, ist sie nicht auch eine Totenstadt? Die heilige Ejub-Moschee mit ihren zierlichen Minarets, nach der die wenigen Häuser dort ihren Namen führen, liegt sie nicht inmitten eines großen herrlich schönen Friedhofs im Schatten der Platanen, Eschen und Eichen in stiller Abgeschiedenheit, nur umringt von den Gewaltigen des Reiches, die sich scharten um das Grab Ejubs, des hier gefallenen Fahnenträgers des Propheten? Totenstadt und Krönungsstätte hier, oder vielmehr Moschee der Schwertumgürtung, wo dem neuen Sultan der Säbel Osmans umgeschnallt wird, eine Ceremonie, welche die Krönung christlicher Herrscher vertritt. Und hoch hinauf am Berge zu beiden Seiten des schattigen Weges dehnt sich der Père Lachaise der Hauptstadt mit seinen zahllosen Grabstelen, Gittern und kleinen Totenhäuschen, die umduftet vom Blütenreichtum, der den Boden deckt, im Schatten hundertjähriger Cypressen sich dort in unabsehbarer Ferne verlieren. Auf der Höhe eine Raststätte mit köstlicher Aussicht. Unter uns bis zum goldnen Horn, das von mehreren

Inseln unterbrochen, gerade hier an seiner Biegung sich in mehrere Arme teilt, schöne Baumpflanzungen, an seinem Ende der Zufluß der süßen Wasser, gegenüber auf der Höhe der ausgedehnte Judenfriedhof mit unzähligen, weißschimmernden Steinen, und am goldnen Horn entlang Dorf an Dorf, Vorstadt an Vorstadt dicht gedrängt bis dorthin, wo über das in der Mittagsglut zitternde Galata der hohe Feuerturm aufragt, wo die beiden Brücken die europäische und die türkische Stadt verbinden und die krumme vorgelagerte Spitze des alten Serail das goldne Horn zu einem langgestreckten Binnensee abzuschließen scheint, in dem ganze Flotten von Schiffen vor Anker liegen, zahllose Boote sich schaukeln, breite von der Sonne vergoldete Kuppeln sich spiegeln.

Wie lockts doch, dieses anziehende wechselvolle Bild näher zu betrachten. Auf denn, zu Fuß auf diesem den Türken heiligen Boden herab bis zum Wasser. Ein Kaik nimmt uns auf und gleitet unter den kräftigen Ruderschlägen zweier schweigender Türken über die glatte Fläche.

Weit hinter uns liegen bald die Inseln des goldenen Horns, andere Kaiks schießen an uns vorbei, mit den Seevögeln über uns an Schnelligkeit wetteifernd, hinter den Pfählen und Bohlen, die das Ufer schützen, öffnet sich bei jedem Ruderschlag eine kleine Anlegestelle, ein lauschiges Versteck, ein verborgener Schlupfwinkel, abgetakelte Schiffe liegen am Ufer, hier ist der türkische Kriegshafen, wo die Kriegsdampfer, teilweise schreckliche alte Kasten, liegen, Häuser und Moscheen, Arsenale und Werkstätten, Kasernen und Fabriken fliegen an unserm Auge vorüber, jeder Augenblick bringt ein anderes farbenreiches Bild. Der Kahn legt an, vorsichtig von einem am Ufer Umherlungernden im letzten Augenblick festgehalten, wir stehen im Fanar, dem Griechenviertel, und nach kurzem Anstieg vor der im Grünen gelegenen stolzen Residenz des griechischen Patriarchen, zu der neben der Patriarchatskirche aus dem epheuumrankten schattigen Gärtchen eine hohe Freitreppe emporführt. Seine Heiligkeit hatte gerade eine wichtige Sitzung,

und so mußten wir einige Zeit warten, ehe wir die breiten ausgetretenen Stufen hinan, düstere Gänge entlang, die von unsern Tritten wiederhallten, in den in altertümlich ernster Pracht erglänzenden Beratungssaal treten konnten, in dem das religiöse Leben des bei weitem größten Teils der Bewohner der europäischen Türkei seine Direktiven erhält. Noch stehen an den Wänden die alten Bischofsstühle und fast meinen wir, es müßten die ernsten nachgedunkelten Bilder wieder lebendig werden, ein Johannes Chrysostomus, der feurige unerschrockene Hofprediger der byzantinischen Kaiser, oder Photius, der Polyhistor seines Jahrhunderts. Aber sie bleiben stumm, auch der Patriarchenthron drüben in der Kirche, der als der des Chrysostomus ausgegeben wird, stammt aus späterer Zeit und die vertrockneten Mumien, die man uns dort als Kaiserinnenleichen weist, sind nur die Äbtissen des Nonnenklosters, das heut in das Patriarchat umgewandelt ist.

Noch einmal ins Boot, Sonnenschein und blendende Lichtfülle, Schiffe und Boote, Minarets und Kuppeln, türkische Häuser mit vergitterten Fenstern und vielstöckige europäische Lagerschuppen, Stadtmauern und Paläste, Docks und Speicher, geschäftiges Treiben am Ufer und eine Brücke mit unendlichem Menschengewimmel, unter der wir hindurchfahren, endlich legt der Kahn in Galata an, uns ist, als hätten wir eine Wanderung durch die halbe Welt, eine Reise durch zehn Jahrhunderte gemacht.

Noch einmal in Asien.

Genau genommen ist auch Stambul ein Stück Asien, aber die eigensinnige Geographie sieht ja nicht das goldne Horn, sondern den Bosporus als Grenze an. So müssen wir denn wieder, um zum asiatischen Ufer zu gelangen, im leichten Kaik die rasch strömenden Wasser des Bosporus durchschneiden, einigen Reise-

bekannten, die eben abfahren, das letzte Lebewohl zuwinken und drüben in Skutari, jenseits des Leanderturms auf seiner kleinen Insel, anlegen.

Lebensgefährliches Gedränge der Pferde, die in unsrer unmittelbarsten Nähe von ihren Hütern zum Ausschlagen und sich Aufbäumen gebracht werden, um so ihr Feuer zu zeigen, dazu Liederlichkeit und Leichtsinn, die im Vertrauen auf Allahs Schutz die Steigbügel nur mit einer dünnen Schnur angebunden hatten, machten uns im ersten Augenblick klar, daß wir hier im unverfälschten Asien sind. Glücklich schätzen wir uns, als wir zu Rosse sitzen. Schöne ausdauernde Tiere sinds, die uns durch die breiten Straßen der Villenstadt zwischen gutgepflegten Gärten hin an Weinbergen vorüber im Schatten breitästiger Platanen die Höhe hinan tragen. Vor dem Kaffeehaus, von dem aus der Weg steil aufwärts führt, sitzt eine Kaffeegesellschaft von Türken, rauchend und Kaffee schlürfend.

Die höchste vom Baumwuchs fast entblößte Spitze des zweigipfligen Berges, dessen einer Kuppe die Deutschen den Namen des Bismarckberges geben, liegt unter uns, nur einige verkrüppelte Platanen krönen den Gipfel. So bietet sich den Augen eine Rundsicht dar, wie sie großartiger und umfassender kaum gefunden wird. Zwei Meere, zwei Erdteile, eine Welthandelsstraße, der schönste Hafen der Welt, die wundersamste Stadt, vom schwarzen Meer bis zur fernen Marmara-Insel, vom schneebedeckten Olymp und Brussa an seinem Fuße bis zu den kahlen Kalksteinhöhen jenseit Konstantinopels, was umspannt nicht alles das trunkene Auge. Der ganze Bosporus mit seinen gewundenen grünenden Ufern, seinen Vorgebirgen und Buchten ist mit einem Blick zu überschauen, die Gruppe der Prinzeninseln hebt vor uns ihre Kalksteinhügel aus den Wogen, das Häusermeer von Galata und Pera, der Minaretwald von Stambul, die Gartenstadt Skutari liegen uns zu Füßen, von Kadikoi, der alten Konzilstadt neben Konstantinopel schweift das Auge unwillkürlich zu der Stadt, die

vor jener die Ehre hatte, ein allgemeines Konzil in ihren Mauern herbergen zu dürfen, nach Nikäa am See von Isnik. Von der sagenumwobenen Argonautenfahrt bis zum Frieden von S. Stephano liegen die Bilder aus der Weltgeschichte vor uns ausgebreitet; hier klang der Jubelschrei der bis zum Tode tapfern Zehntausend, welche alles drangesetzt für ihre Freiheit: Thalassa, Thalassa; hier empfing der Byzantinismus seinen Namen; das Stück Erde, das wir hier übersehen, ist noch heut einer der Angelpunkte der ganzen Staatskunst Europas.

Wir überlassen indes den Diplomaten hier Lorbeeren zu pflücken, uns winkt am Fuße des Berges die ernste Cypresse. Hinab denn und zum großen Friedhof von Skutari. Staunend machen wir halt beim Eintritt in dies weite Reich des Todes. Ich weiß keinen Kirchhof, dessen Anblick so erschütternd wirkte, wie dieser Cypressenwald. Unordnung, Verfall hier wie an jeder andern Begräbnisstätte der Moslems. Mögen doch diese Steine, die hier halbversunken sind, oder sich tief neigen, mit den verwitterten Turbanen, den halbgebrochenen Rosetten auf ihrer Spitze, mit den verlöschten Inschriften und verblaßten einst grell grün und rot gemalten Blumenstöcken darauf in diesem Lande, wo nie eine Grabstelle zum zweitenmal benutzt werden darf, schon vor Jahrhunderten gesetzt sein; die Cypressen, welche sie überschatten, sind gewiß so alt, Riesenbäume, ein Wald, von unzähligen Fußsteigen durchkreuzt, so weit und so dicht, daß ihn das Auge nicht bis zu seinem Ende durchdringen kann. Hier liegen noch die drei bis vier das Grab deckenden Platten, auf denen ein alter Türke zusammengekauert hörbar seine Nargileh „schlürft", dort bezeichnen nur noch die beiden rohen Säulen die Stätte des Grabes, dieser Tarbusch schwankt so schief, daß er sich bald mit seinem Nachbar grüßen wird, hier ist der Turban abgebrochen und liegt am Boden, wie der Kopf eines Hingerichteten. Wir reiten und reiten, neue Gräber, neue Cypressen, schon meinen wir, wir wären verirrt, da lichtet sich das Dunkel, eine riesige

Kaserne mit vier Türmen auf den Ecken liegt vor uns, und ganz nahe derselben treten wir in den englischen Kirchhof ein. Ein wunderschöner Platz mit Rasen bewachsen, mit den prächtigsten Blütensträuchern und Bäumen, breitblättrigen Pawlownien, rotblühenden Judasbäumen, feinfiedrigen Akazien bestanden; leise branden unten an dem senkrecht abfallenden Gelände in gleichmäßigem Takt die Wellen des Meeres und über dem hohen Granitobelisk, der an seinen vier Ecken mit vier gewaltigen trauernden Engeln geschmückt hier zum Andenken an die im Krimkriege gefallenen Engländer errichtet ist, wölbt sich, gerade als wir zu ihm aufschauen, in der Wolke ein Regenbogen. Auf abschüssigem regenfeuchtem Weg erreichen wir am Bahnhof vorüber den nahen Hafenplatz und können uns auf der Rückfahrt auf dem bis auf den letzten Platz besetzten Dampfschiff nicht satt sehen an dem entzückenden Schauspiel des mit seinen zahllosen Minarets und Häusermassen von der sinkenden Sonne vergoldeten und hernach erblassenden Stambul und seiner europäischen Schwesterstädte.

Ein strahlend heller Sonntagmorgen sieht uns wieder von der neuen Brücke aus auf einen Dampfer steigen zum Ausflug nach den Prinzeninseln. Entzückend war die Fahrt. Galata und Pera, alles Europäische versank vollständig, zuletzt blieb nur Stambul, die Stadt der Minarets, und ihr gegenüber die mit Städten besäete asiatische Küste des Meeres, wir fühlten uns wieder weit von Europa abgeschieden mitten in Asien, um so mehr, als bei der prachtvoll ruhigen See auf unserm von Delphinen umtanzten Schiff mit Ausnahme einer Dame niemand Grund hatte, sich anderen Gefühlen hinzugeben. Skutari und Kadikoi bleiben im Grün ihrer Bäume bald hinter uns, der Blick schweift über die weite Wasserfläche und senkt sich spähend in die Tiefe, in die er schon lange, ehe wir an der ersten Insel anlegen, bis auf den Grund hinabdringt. Nun stoppt das Schiff vor „der ersten“ der Prinzeninseln, dem kahlen, fast baumlosen Doppel-

hügel von Proti. Dann folgt das niedrigere Antigoni mit sanfteren Formen im Schmuck seines hübschen Waldes — nun legen wir vor Chalki an, der alten Kupferinsel mit ihren Erzgruben. Da liegt der freundliche Ort, der ebenso, wie die andern Niederlassungen auf den Inseln zum Nähertreten lockt, und dort auf der Höhe — nochmals schwanken wir, ob wir nicht trotz unseres Vorsatzes nach Prinkipo zu gehen, hier aussteigen und, gestützt auf die liebenswürdige Empfehlung des Athener Professors an den Leiter des theologischen Seminars dort oben, dessen Gastfreundschaft in Anspruch nehmen sollen, aber schon geht das Schiff weiter, der Empfehlungsbrief muß unbenutzt in der Tasche mit nach Deutschland wandern, und ehe wir noch recht zum Bedauern darüber kommen können, liegt unser Dampfer vor Prinkipo vor Anker. In Gemeinschaft mit einigen andern deutschen Herren, die mit uns dasselbe Ziel hatten, setzten wir uns zuerst auf der hochgelegenen Terrasse des Hotels Giakomo nieder und genossen dort in schattiger Kühle die herrliche Aussicht auf das prächtige Meer, von dem uns ein tief unter unsern Füßen liegender Garten schied, auf die andern Prinzeninseln, auf Asiens und Europas Küsten. Endlich rissen wir uns von diesem Anblick los, bestiegen die Esel und im Schritt gings durch die langgedehnte Villenstraße mit herrlichen Häusern reicher Griechen und Levantiner in allen möglichen, teilweise ganz phantastischen Stilen, zwischen den meist reizend schön angelegten Gärten mit Aussicht aufs Meer, hernach durch Anpflanzungen von Weinstöcken und Ölbäumen und zuletzt teils durch Pinienwald, teils zwischen dichtem Gesträuch von Stechpolmen, aus denen rote und auch weiße Ranunkeln hervorschimmerten, über die Kalksteinfelsen hin. Auf der Höhe winkte das St. Georgskloster, angeblich erbaut von der großen Kaiserin Irene, um ihr hernach als — Gefängnis zu dienen. Schon dort bot sich ein herrliches Bild, das sich noch bedeutend verschönerte zu einer vollen Rundsicht, als wir über Geröll und Steintrümmer uns den Weg zur höchsten Spitze gesucht hatten.

Bergab schlugen wir einen andern Weg ein, der uns in Windungen bald in die Nähe des Strandes und dann an diesem entlang führte. An einem Orte lag der Brauneisenstein offen zu Tage, in der Nähe hingen in einer großen Fischtrockenanstalt wohl Millionen kleine Fische zum Trocknen in der Sonne. Die letzte Strecke führte wieder durch angebautes Land und bald gelangten wir in den alten Teil des Ortes und in ein fröhliches buntes Treiben hinein, das sich dort am Strande unter dem Schatten der breiten Bäume in den weinüberrankten Lauben vor den Häusern abspielte. Jauchzen und Musik erscholl und es zeigten sich nur heitere Gesichter.

Da die Abfahrt des Dampfbootes erst viel später stattfand, ließen wir uns in einem großen Kaik über die wirklich spiegelglatte See nach dem asiatischen Festlande hinüberrudern, wo wir in Kartal zwischen unermeßlichen Haufen stinkenden Seetangs ankamen. Die Zeit bis zum Abgang des Zuges nach Skutari wurde uns sehr verkürzt durch das drollige Gebaren eines Mohren, der mit einem andern Herrn Puff spielte und dabei mit einer mehr als kindlichen Unverfrorenheit durch Grimmassenschneiden seinen Gefühlen Ausdruck gab. Die Bahn führte dann in der Nähe des Meeresufers entlang, zuerst vielfach durch unbebautes Land, dann großenteils durch herrliche Weinfelder hin nach Skutari, wo wir noch einmal das prächtige Schauspiel der Einfahrt nach Konstantinopel bei Sonnenuntergang genießen konnten.

Heimkehr.

Gestern abend hat ein frommer Moslem die schmale Mondsichel gesehen, die hinter den Höhen, welche das Thal der süßen Wasser umschließen, zur Rüste ging. Somit ist der Ramadan angebrochen, der türkische Fastenmond, der die Nacht zum Tage

und den Tag zur Nacht wandelt, der sich mit bleierner Schwere über die ganze Türkenstadt senkt, die Geschäfte schließt, Speis und Trank vom Sonnenaufgang bis zum Schuß aus dem großen Geschütz, der bei scheidender Sonne die Stadt durchzittert, verbietet, sogar die unentbehrliche Wasserpfeife auslöscht und die türkische Faulheit potenziert. Der Monat ist da, der Konstantinopel bei Sonnenuntergang in ein allverschlingendes Ungeheuer wandelt und seine Moscheen bei den nächtlichen Gottesdiensten im Glanze von hunderttausend farbigen Lampen wiederstrahlen läßt. Umsonst schauten wir von der Valide Brücke nach einem Kaik aus, die Boote liegen verlassen, die Führer verschlafen in irgend einem schattigen Winkel die trübselige Zeit, oder wollen sich doch nicht der Anstrengung einer langen Fahrt unterziehen. So müssen wir eine schwerfällige Barke nehmen, mit der wir an der europäischen Küste mit ihren Moscheen, Lagerplätzen, Wäldern von eingerammten Pfählen, Fischkästen, schmutzigen Kohlenschiffen, welche die Dampfer neu versorgen, dahinfahren. Nebeneinander liegen bis zum Topmast im reichsten Flaggenschmuck prangend zu Ehren des Geburtstages ihrer Majestät der Königin von England und Irland die Stationsschiffe der westeuropäischen Mächte, unter ihnen unsre schmucke Loreley. Dann geht die Fahrt an den beiden Feenschlössern des Bosporus, Dolmabagdsche und Tschiragan vorüber mit ihren überreichen Marmorfaçaden in ungeheurer Ausdehnung. Zartester Marmorfiligranschmuck umschließt die Fenster, zierliche Galerien ziehen sich zwischen hohen Säulenordnungen entlang, reizende Steinfestons schlingen sich in anmutigen Windungen um die prächtigen Portale. Der Tschiragan Palast, der nicht überall das blendende Weiß des Marmors am Dolmabagdschepalast zeigt, macht mit seinen bunten Marmorsäulen, seinen Fenstern nach Art der in gotischen Profanbauten befindlichen einen noch viel eigenartigeren, orientalischeren Eindruck, als der erstgenannte. Nun quer über den Bosporus nach Asien. Wir landen neben der großen Terrasse von Beyberbey, gelangen auch

glücklich durch einen langen Gang in das Souterrain des Palastes, wo ein türkischer Guardian sich schläfrig auf seiner Bank dehnt. Aber o weh, das Fasten hat ihn mißmutig gestimmt, seinen Trinkgeldhunger überwiegt sein Stumpfsinn, er erklärt einfach, er lasse heut niemanden herein; und alle unsere Vorstellungen prallen an seinem erzgepanzerten Herzen ab. Gegen solch einen türkischen Palastwächter ist nichts zu machen, wir müssen uns an der Fahrt genügen lassen und umkehren.

Schiffer, jetzt ists Zeit, Konstantinopel zu verlassen, spanne dein Segel, daß wir den Bosporus hinabfliegen und noch Zeit haben, uns zu rüsten zur Mitfahrt auf dem Urano, der dort schon seinen Kessel anheizt. Wladimir, unzertrennlicher Begleiter in der Stadt des Halbmonds, braver Dragoman, der du hoffentlich nur selten dich in deinen Rechnungen zu deinen Gunsten versehen hast, verlaß uns nicht, bis wir bei der Zollrevision noch einen letzten Beweis türkischer Milde und Nachsicht erfahren haben und an Bord unseres Schiffes gestiegen sind, in dem wir die alten Bekannten von der Fahrt Athen-Konstantinopel her grüßen.

Und nun ade, Konstantinopel. Die mancherlei Unbequemlichkeiten, die du bargst, deine steilen Straßen, dein orientalischer Schmutz, deine türkische Schläfrigkeit, die einen Abendländer oft zur Verzweiflung bringen könnte, liegen hinter uns, deine leuchtende, farbenfrische Schönheit wird uns unvergeßlich bleiben. Versinke immerhin, Hügel auf Hügel, Vorstadt auf Vorstadt, asiatisches und europäisches Ufer, bis zuletzt die Aja Sophia und der Hügel des Serail fernschimmernd sich den Blicken entzieht, deine Schönheit begleitet uns noch weithin auf unsrer Fahrt durch den Bosporus. Welche Feder könnte all diese Pracht nur in schwachen Umrissen beschreiben, welch Pinsel die entzückenden Bilder auch nur zum geringsten Teil vor unsre Augen zaubern, die schnell wie Vogelflug, überraschend wie eine geistreiche Redewendung, mannigfaltig wie in einem Kaleidoskop an uns vorüberziehen, zusammenklingend und verschmelzend in süßer Harmonie, wie die Töne eines Accords,

der über die Saiten einer Harfe rauscht! Welch reicher Wechsel von stattlichen Schlössern, ehrwürdigen Ruinen, schönen Dörfern, lauschig stillen Hütten, lieblichen Thälern, großartigen Terrassen, grünenden Matten, dichten Wäldern und Hainen, sanften Höhen und schroff ansteigenden Felsen, tief eingeschnittenen Bachwindungen und langgestreckten Buchten, engem Zusammendrängen der Ufer, so daß der Bosporus wie ein mächtiger Fluß erscheint, und weiter Ausbreitung seiner Gewässer, daß wir uns auf einem großen See zu schaukeln meinen. Eine Fülle von Licht gießt sich über Land und See, Himmel und Erde. Im rosigen Hauch der zum Untergang sich neigenden Sonne umsäumen sich die weißen Segel der Barken, die schlanken Minarets und die halb im grünenden Laubkranz versteckten Kioske und Landhäuser mit zartem Schimmer, feurige Glut flammt im Wasser wieder und vergoldet die ernsten Cypressen, die dunklen Pinien, die glänzenden Lorbeerbäume, hohen Eschen und dichtlaubigen Ahornbäume, vor allen aber die Krone der Bäume des Bosporus, die mächtige Platane.

Es ist Konstantinopel auf dem Lande in den Sommermonden, am Sonntag; denn all die Leute, welche wir hier oder da, je nachdem sich das Schiff mehr der europäischen oder der asiatischen Küste nähert, in ihrem Thun und Treiben am Ufer, vor den Kaffeehäusern, auf den Balkonen der Häuser, im Schatten der Parkanlagen, unter dem Sonnendach der dahin schießenden Boote, auf den Anlageplätzen der Dampfer belauschen, scheinen nichts zu thun zu haben, die Schiffer machen gewiß alle eine Vergnügungsfahrt, die Ruinen am Ufer sind, so scheints, erbaut, den Gestaden des Bosporus romantischen Reiz zu verleihen. Eine Ansicht möcht man festhalten und zehn andere entschwinden darüber, nach der einen Seite wendet sich der Blick in Schönheit schwelgend, um plötzlich wahrzunehmen, daß ihm auf der andern noch größere entgangen ist. Die mächtigen Schlösser von Rumili- und Anadoli-Hissar, das letztere noch weit mehr im Verfall, als das europäische, zeigen uns die engste Stelle des Bosporus, die

Namen von Therapia mit der neuen Sommerwohnung des deutschen Botschafters und Bujukdere gegenüber dem Riesenberg mit dem Grab Josuas an der breitesten Ausbuchtung des Bosporus braucht man nur zu hören, um sich in eine paradiesisch schöne Gegend hineinzuträumen. Dann ändert sich der Charakter des Bosporus. Dunkle Felsen vulkanischer Herkunft heben sich in seinem nördlichen Teil schroff aus den Wassern, allmählich verbreitert sich die Meerenge, nur undeutlich und verschwommen zeigen die Symplejaden ihre zackigen Umrisse. Sie lassen uns aber ohne Fährde passieren, vor uns liegt die weite öde Fläche des unwirtlichen Pontus Euxinus, Asien verschwindet, ein kalter Wind läßt die Sterne am Himmel funkeln und glitzern, das Schiff schlägt die nordwestliche Richtung ein.

Im Morgengrauen taucht ein scharf begrenzter Gebirgskamm vor uns auf, von uns durch eine flache Ebene vom Meere getrennt, weiterhin schroff in dasselbe abfallend, und dort, wo Fels und Ebene sich berühren, zieht sich, von einem halben Dutzend Minarets überragt, von Wällen umgeben, an einem von einer großen Kaserne gekrönten Hügel hinauf Warna. Wir liegen auf der flachen Reede des Hauptstapelplatzes von Bulgarien.

Ein Boot bringt uns ans Land, wir sind am Endpunkt der Orientbahn — die erst später direkt nach Konstantinopel durchgeführt ist, so daß jetzt wohl den meisten Besuchern des Morgenlandes die Fahrt durch das schwarze Meer erspart bleibt. Nach einer sehr zuvorkommenden Gepäckrevision steigen wir in den bereit stehenden Zug, der uns zunächst nach dem Stadtbahnhof und dann mit nur wenigen Aufenthaltspunkten flott vorwärts bringt. Bei Warna ausgedehnte Seen und Sümpfe, in denen sich große Herden von Büffeln und Schweinen sielen, dann schöne Äcker prächtig fruchtbaren Landes, auf denen Weizen und anderes Getreide in größter Üppigkeit steht, oder die der lange bulgarische Ochsenpflug, von vier Ochsen gezogen, von dem Pflüger nach Kräften niedergedrückt, furcht, bedeutende Weinfelder, große, meist

noch junge Eichwälder, erst unter dem Fürsten Alexander angeschont, sanft ansteigende bewaldete Hügel, zuerst in größerer Entfernung, allmählich näher herantretend, oben alle wie von einem natürlichen Mauerwerk durch einen schroff abfallenden Sandsteinaufsatz zu natürlichen Festungen umgewandelt, die Häuser zum sichern Zeichen jahrhundertelangen despotischen Druckes äußerst primitiv, die Wände oft fast nur aus Löchern bestehend, das Dach übergebreitetes Rohr oder Gras, die Bewohner hingegen in kleidsamer Tracht, die hohe Lammfellmütze auf dem Haupt, kühn aussehende Gestalten, strammes Militär in kleidsamer Uniform, das ist Bulgarien, ein schönes Land, wohl wert, von einem freien Volke bewohnt zu werden. Ein Herr, der mit uns im Coupee saß, konnte seinem Erstaunen nicht genug Ausdruck geben über die großartige Veränderung, die das Land in den letzten fünf Jahren durchgemacht hatte. Getreidefelder und Eichenschonungen, alles war erst unter dem Fürsten Alexander angelegt, der sich nicht nur als einen gewaltigen Kriegshelden, sondern auch als fürsorglichen Verwalter seines Landes gezeigt hatte. Kein Wunder, daß wir auf der Frühstücksstation Scheitandschyk an Stelle von Segenswünschen für das heilige Rußland lesen à bas les maudits Russes, Damned the Russia etc.

Von der Grenzstadt Rustschuk erblickten wir nur einige weiße Minarets, die in der Ferne aus dem Grünen aufragen und fuhren auf einem kleinen Dampfer vom Bahnhofe aus über die stark angeschwollene Donau nach Giurgiu (Giurgewo), der rumänischen Zollstation.

Eine gute Stunde später verließen wir den Orient-Expreßzug und schlenderten vom Bahnhof Bukureschti durch breite, von niedrigen Gebäuden eingefaßte Straßen der Siegesstraße der rumänischen Hauptstadt zu. Wir waren auf der Grenze von Morgen- und Abendland. Die Stadt fremd und doch uns anheimelnd, die Straßen gut gepflastert, aber die Gebäude zur Seite vielfach in Gärten liegend, auf der Hauptstraße großartige Läden, aber

kein imposanter Palast, Hunderte von Kirchen, deren vergoldete Kuppeln weithin schimmern, aber keine mächtige Kathedrale, ein Wagenpark — mit den prächtigsten kleinen Rossen bespannt, von den saubersten — man möchte sagen — vornehmsten Kutschern gelenkt, und daneben auf der Straße die Wasserverkäufer, die Damen in auffallendster Toilette und die Landbewohner im großen Schafpelz, die Lammfellmütze auf dem Haupt. Vor dem königlichen Schloß, einem schlichten Bau in Renaissancestil, stand auf dem großen Hofe eine Schildwache in bummeliger Haltung, vor der Universität schwang in dem davorliegenden Garten Michael der Tapfere seine mächtige Streitaxt, in dem prächtigen Park inmitten der Stadt mit seinen lauschigen Plätzen, hübscher Terrainbewegung, breiter Wasserfläche, dichtschattigen Bäumen, üppiger Vegetation, prachtvollen Durchblicken konzertierte eine Husarenkapelle. Eine angenehme Kühle trug dazu bei, an dem heißen Tage den von vergeblichen Versuchen, über die „Barriere" aus dem Weichbild der Stadt hinaus zu gelangen, Ermüdeten, den Aufenthalt dort noch angenehmer zu machen.

Bazias war unser nächstes Ziel. Aber der Mensch denkt, Gott lenkt. Wir kamen, das war unverkennbar aus dem Orient heraus, wie hätten wir sonst wohl einregnen können! Statt in aller Frühe in Orsova zu sein, hatten wir — ungewiß, ob eigentlich mehr per Eisenbahn oder per Dampfschiff auf dem weiten uns umgebenden See, früh erst Turn Severin erreicht, und passierten bei vollem Tageslicht, dicht an der Donau entlang fahrend das „Eiserne Thor", wie die Karte behauptete. Ohne diese hätten wir bei dem Hochwasser der Donau, die zwischen den Gebirgsmauern hier wohl etwas geschwinder und wirbelnder als sonst dahin schoß, hier schwerlich diesen berüchtigten Strompaß vermutet. Die Klippen im Strombett waren völlig überflutet und nur die mächtigen Strudel des schmutzig gelben reißend dahinschießenden Wassers verrieten die Gebirgsbarre, die unter dem Strom die beiden gegenüberliegenden Felsen verbindet.

In Orsova, der ungarischen Grenzstation, machten wir unfreiwilligen Halt; die Zeit verkürzte ein kleiner Zwist mit dem pflichttreuen Zollbeamten, den ich durch Vorlegung meines türkischen Teskere in nicht geringe Aufregung versetzte, und der sich erst nach langen Verhandlungen herbeiließ, das kostbare Schriftstück, von dem er genau so viel verstand, wie ich selbst, mir wieder einzuhändigen. Bei Orsova, das den aus dem Orient kommenden die „Kultur“ Westeuropas nicht eben von einer sehr ansprechenden Seite zeigt, erklommen wir trotz des schlüpfrigen Weges und der Nässe einen der bewaldeten Hügel, die den Ort überragen, von dem wir auf das Thal der reißend fließenden Donau und der hoch angeschwollenen mit Trümmern beladenen Czerna hinabschauten.

Der Himmel hing noch grau und wolkenschwer über dem Donauthal, Regenschauer troffen hernieder, so wäre eine Donaufahrt auch auf dem schönsten Teil des Flußlaufes doch ein zweifelhafter Genuß gewesen, und wir entschlossen uns zum Verzicht auf Bazias. Im Thale der Czerna gings daher auf der Bahn stroman, eine, soweit das Tageslicht uns Umschau halten ließ, äußerst romantische Fahrt. Oft bot das enge Flußthal kaum Raum genug für Fluß und Bahn. Vorüber an Herkulesbad und Mehadia, den von steilen Felsen überragten ungarischen Bädern.

Im herrlichsten Schmuck blühender Akazien lagen die Dörfer, das bebaute Land zeigte gute Kultur. Nun hielt der Zug, wir mußten umsteigen unter einer dunklen schwarzen schroffen Schieferwand, die nur der Bahndamm vom Fluß trennte. Weiter gings im neuen Zuge am brausenden Fluß entlang, oft auf untermauertem oder in den Fels gesprengten Bahndamm, durch Tunnel und über Brücken, so daß die Flut bald rechts, bald links zu unsern Füßen brauste. Von allen Seiten strömten die Wildbäche zu, entwurzelte und eine Strecke weit mit geführte Weiden zeigten die gewaltige Zerstörungskraft der Gewässer. Oft schien die Fahrt wirklich gefahrvoll. Doch bald hatten wir statt des mäch-

tigen Stromes nur noch ein kleines Bächlein neben uns, durch einen Tunnel passierten wir die Wasserscheide, und dem Temes nach führte der Weg stromab. In der Ferne die schneebedeckten Berghöhen des siebenbürgischen Hochlandes, um uns wechseln herrlicher Laubwald, gut bebaute Felder, steile Felsen miteinander ab — allmählich mehr und mehr vor unsern Augen in der Dunkelheit verschwindend. Wir erwachen erst wieder in Temesvar, wo unser Zug die Eilfertigen, die uns von Bukarest an vorausgefahren — hier aber liegen geblieben waren — aufnehmen soll. Hier konnten wir dem im strömenden Regen nach einem trocknen Plätzchen ausschauenden Feldjäger H., dessen Bekanntschaft wir in Konstantinopel gemacht hatten, die alte Eulenspiegelweisheit „du mußt sacht fahren, wenn du zur Zeit ankommen willst," vorhalten. Im Frührot schauten wir die weite ungarische Ebene, auf deren unabsehbaren Flächen es große Herden von Rindern und Pferden, mit blühenden Akazien eingefaßte Felder und — o Jammer — erst weit hinten in Czegled Kaffee gab.

Noch am Morgen fuhren wir in den schönen turmgekrönten Bahnhof der ungarischen Hauptstadt ein. Breite Straßen, luftige Plätze, eingefaßt mit Palästen, ein herrlicher Quai an der Donau entlang, glänzende Läden, schöne Anlagen, buntes Drängen und Treiben auf den Straßen am Tage, und abends aus dem Hotel Hungaria Zimmer 110 Aussicht auf die terrassierten Donauufer, auf die Schiffe, die den Strom mit seinen gelben Wassern beleben, auf die Lichtlinien, die sich auf beiden Ufern entlang ziehen und in tausend Reflexen in den Wellen sich wiederspiegeln, auf die feurigen Streifen, die sich oberhalb und unterhalb über den Strom spannen und drüben auf die finstre im schwachen Licht der Mondsichel allein gegen den Himmel sich abzeichnende königliche Hofburg und die alte Türkenfeste Ofen — Herz was willst du mehr, um dich ganz in einer modernen Großstadt zu fühlen? Aber auch Budapest war einst — noch manches, wie die Burg und die Bäder, erinnert daran — eine Türkenstadt. „Hie gut

Brandenburg allewege.“ Welch brandenburgisch Herz schlüge nicht bei dem Namen von Ofen jenem tapfern brandenburgischen Recken Hans Adam von Schoening entgegen? Zwei Jahrhunderte, die schon im Jahre vorher verflossen gewesen seit jenem letzten Entscheidungskampfe, durch den Ofen nach fast hundertfünfzigjähriger Türkenherrschaft dem römischen Kaiser wieder unterworfen war, hatten seine Lorbeeren nicht welken lassen.

Wohl können wir in Budapest die Kultur Westeuropas wieder begrüßen, aber aus dem Orient sind wir dort noch nicht heraus. Erst als wir wieder am Fuße des Kahlenberges standen, in der Hauptstadt Östreichs, an deren Mauern sich einst der Türken Macht brach für alle Zeiten, da war unsre Orientreise zu Ende.

Inhalt.



Europa.

